Jahrbuch für den Kreis Pinneberg 1920

Jahrbuch
für den
Kreis Pinneberg.

Herausgegeben von

Dr. Volquart Pauls
Landesbibliothekar in Kiel.

Vierter Jahrgang.

1920

Druck und Verlag von J. M. Groth, Elmshorn.

Januar — Hartung

In de Grafschop
Sünd se gräflich;
Wenn se dun sünd,
Ward se gröfflich.

Donnerstag	1	**Neujahr**
Freitag	2	Enoch
Sonnabend	3	Methusalem
Sonntag	4	**nach Neujahr**
Montag	5	Simeon
Dienstag	6	**Heil. 3 Könige**
Mittwoch	7	Widukind
Donnerstag	8	Erhard
Freitag	9	Beatus
Sonnabend	10	Paulus, Einsied.
Sonntag	11	**1. n. Epiphan.**
Montag	12	Reinhold
Dienstag	13	Hilarius
Mittwoch	14	Karl Gerok
Donnerstag	15	Maurus
Freitag	16	Marzellus
Sonnabend	17	Antonius
Sonntag	18	**2. n. Epiphan.**
Montag	19	Marius
Dienstag	20	Fabian u. Sebast.
Mittwoch	21	Matth. Klaudius
Donnerstag	22	Vinzenz
Freitag	23	Emerentiana
Sonnabend	24	Timotheus
Sonntag	25	**3. n. Epiphan.**
Montag	26	Polykarp
Dienstag	27	Joh. Chrysost.
Mittwoch	28	Karl der Große
Donnerstag	29	Valerius
Freitag	30	Adelgunde
Sonnabend	31	Vigilius

Datum	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.
1	8^{43}	4^{11}	12^{43}	3^{05}
2	8^{43}	4^{12}	1^{21}	4^{24}
3	8^{43}	4^{13}	2^{09}	5^{41}
4	8^{43}	4^{15}	3^{10}	6^{49}
5	8^{43}	4^{16}	4^{24}	7^{46}
6	8^{42}	4^{17}	5^{42}	8^{30}
7	8^{42}	4^{18}	7^{04}	9^{05}
8	8^{42}	4^{19}	8^{24}	9^{33}
9	8^{41}	4^{21}	9^{41}	9^{57}
10	8^{40}	4^{23}	10^{56}	10^{18}
11	8^{40}	4^{24}	—	10^{39}
12	8^{39}	4^{25}	12^{08}	10^{58}
13	8^{38}	4^{27}	1^{17}	11^{20}
14	8^{37}	4^{29}	2^{25}	11^{45}
15	8^{36}	4^{30}	3^{30}	12^{15}
16	8^{35}	4^{32}	4^{31}	12^{49}
17	8^{34}	4^{33}	5^{26}	1^{31}
18	8^{33}	4^{35}	6^{16}	2^{20}
19	8^{32}	4^{37}	6^{59}	3^{17}
20	8^{31}	4^{38}	7^{34}	4^{21}
21	8^{30}	4^{40}	04	5^{29}
22	8^{29}	4^{42}	8^{30}	6^{39}
23	8^{28}	4^{44}	8^{53}	7^{51}
24	8^{27}	4^{48}	9^{17}	9^{04}
25	8^{25}	4^{50}	8^{34}	10^{22}
26	8^{24}	4^{52}	9^{55}	11^{34}
27	8^{22}	4^{54}	10^{19}	—
28	8^{21}	4^{55}	10^{46}	12^{51}
29	8^{19}	4^{57}	11^{19}	2^{08}
30	8^{18}	4^{59}	12^{02}	3^{22}
31	8^{16}	5^{01}	12^{55}	4^{32}

🌕 5. Januar, 10 Uhr abends, Vollmond.

☾ 18. Januar, 1 Uhr morgens, letztes Viertel.

● 21. Januar, 6 Uhr morgens, Neumond.

☽ 28. Januar, 5 Uhr abends, erstes Viertel.

Februar — Hornung

In de Masch, in de Masch, In Ahrenloh, in Ahrenloh,
Dor backt se Klüten in de Asch; Dor backt se de Klüten vun Haberstroh,
Un in Esen, dor makt se dat ebenso.

Sonntag	1	**Septuag.**
Montag	2	**Mariä Reinig.**
Dienstag	3	Blasius
Mittwoch	4	Veronica
Donnerstag	5	Agathe
Freitag	6	Dorothea
Sonnabend	7	Richard
Sonntag	8	**Sexagesima**
Montag	9	Apollonia
Dienstag	10	Schalostica
Mittwoch	11	Euphrosyne
Donnerstag	12	Eulalia
Freitag	13	Benignus
Sonnabend	14	Valentinus
Sonntag	15	**Estomihi**
Montag	16	Juliana
Dienstag	17	**Fastnacht**
Mittwoch	18	**Aschermittwoch**
Donnerstag	19	Susanna
Freitag	20	Eucherius
Sonnabend	21	Eleonore
Sonntag	22	**Invokavit**
Montag	23	Serenus
Dienstag	24	**Schalttag**
Mittwoch	25	Victorinus
Donnerstag	26	Nestor
Freitag	27	Leander
Sonnabend	28	Justus
Sonntag	29	**Reminiszere**

Datum	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.
1	8^{15}	5^{01}	2^{00}	5^{32}
2	8^{13}	5^{03}	3^{14}	6^{20}
3	8^{11}	5^{05}	4^{34}	6^{59}
4	8^{09}	5^{07}	5^{55}	7^{31}
5	8^{08}	5^{09}	7^{14}	7^{57}
6	8^{06}	5^{11}	8^{31}	8^{20}
7	8^{04}	5^{13}	9^{46}	8^{41}
8	8^{02}	5^{15}	10^{58}	9^{03}
9	8^{01}	5^{17}	—	9^{25}
10	7^{59}	5^{19}	12^{08}	9^{49}
11	7^{57}	5^{21}	1^{15}	10^{16}
12	7^{55}	5^{23}	2^{17}	10^{49}
13	7^{53}	5^{25}	3^{16}	11^{29}
14	7^{51}	5^{27}	4^{09}	12^{14}
15	7^{49}	5^{29}	4^{55}	1^{07}
16	7^{47}	5^{31}	5^{33}	2^{08}
17	7^{45}	5^{33}	6^{05}	3^{14}
18	7^{42}	5^{35}	6^{33}	4^{23}
19	7^{40}	5^{37}	6^{57}	5^{36}
20	7^{38}	5^{39}	7^{19}	6^{49}
21	7^{36}	5^{41}	7^{40}	8^{04}
22	7^{34}	5^{43}	8^{02}	9^{21}
23	7^{32}	5^{45}	8^{25}	10^{38}
24	7^{29}	5^{47}	8^{51}	11^{55}
25	7^{27}	5^{49}	9^{23}	—
26	7^{25}	5^{51}	10^{03}	1^{11}
27	7^{23}	5^{53}	10^{50}	2^{21}
28	7^{21}	5^{55}	11^{49}	3^{23}
29	7^{19}	5^{57}	12^{59}	4^{15}

🌕 4. Februar, 10 Uhr vormittags, Vollmond.

☾ 11. Februar, 10 Uhr abends, Letztes Viertel.

🌑 19. Februar, 11 Uhr abends, Neumond.

☽ 27. Februar, 1 Uhr morgens, erstes Viertel.

Min Modersprak.

Min Modersprak, wa klingst du schön!
Wa büst du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
Du drevst den Stolt herut.

Du bögst min stiwe Nack so licht
As Moder mit ęrn Arm,
Du fichelst mi umt Angesicht
Un still is alle Larm.

Ik föhl mi as en lüttjet Kind,
De ganze Welt is weg.
Du pust mi as en Værjahrswind
De kranke Boss torecht.

Min Obbe folt mi noch de Hann'
Un seggt to mi: Nu bę!
Un „Vaderunser" fang ik an,
As ik wul fröher dę.

Un föhl so deep: dat ward verstan,
So sprickt dat Hart sik ut.
Un Rau vunn Himmel weiht mi an
Un Allns is wedder gut!

Min Modersprak, so slicht un recht,
Du ole frame Ręd!
Wenn blot en Mund „min Vader" seggt,
So klingt mi't as en Będ.

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachdigal;
Mi lopt je glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal.

März — Lenzing

Bokel un Brann
Liggt hoch to Lann;

Bokel liggt sied,
Brann in de Schiet.

Montag	1	Albinus
Dienstag	2	Simplicius
Mittwoch	3	Kunigunde
Donnerstag	4	Adrianus
Freitag	5	Phokas
Sonnabend	6	Gottfried
Sonntag	7	**Oculi**
Montag	8	Philemon
Dienstag	9	Vierzig Ritter
Mittwoch	10	Michäas
Donnerstag	11	Rosina
Freitag	12	Gregor
Sonnabend	13	Ernst
Sonntag	14	**Lätare**
Montag	15	Longinus
Dienstag	16	Gabriel
Mittwoch	17	Gertrud
Donnerstag	18	Alexander
Freitag	19	Joseph
Sonnabend	20	Matrona
Sonntag	21	**Judika**
Montag	22	Raphael
Dienstag	23	Dietrich
Mittwoch	24	Kasimir
Donnerstag	25	Mariä Verk.
Freitag	26	Emanuel
Sonnabend	27	Ruprecht
Sonntag	28	**Palmarum**
Montag	29	Eustachius
Dienstag	30	Guido
Mittwoch	31	Detlef

Datum	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.
1	7^{16}	5^{59}	2^{04}	457
2	7^{14}	600	3^{32}	530
3	7^{11}	602	4^{50}	558
4	7^{09}	604	609	6^{23}
5	7^{06}	606	723	6^{45}
6	7^{04}	608	836	7^{06}
7	7^{02}	610	947	7^{38}
8	7^{00}	612	1056	7^{51}
9	6^{57}	614	—	8^{17}
10	6^{55}	615	1202	8^{49}
11	6^{52}	617	102	9^{25}
12	6^{50}	619	158	10^{08}
13	6^{47}	621	246	10^{58}
14	6^{45}	623	328	11^{55}
15	6^{43}	625	402	12^{58}
16	6^{40}	627	431	2^{05}
17	6^{38}	629	457	3^{16}
18	6^{35}	631	521	4^{29}
19	6^{33}	632	543	5^{44}
10	6^{31}	634	6^{05}	701
21	6^{28}	636	6^{29}	820
22	6^{26}	638	6^{55}	940
23	6^{23}	640	7^{26}	1058
24	6^{21}	642	8^{03}	—
25	6^{18}	644	8^{50}	1211
26	6^{16}	645	9^{45}	117
27	6^{14}	647	10^{51}	211
28	6^{11}	649	12^{04}	256
29	6^{09}	651	1^{18}	331
30	6^{06}	653	2^{35}	400
31	6^{04}	655	3^{50}	425

🌕 4. März, 10 Uhr abends, Vollmond.

☾ 12. März 7 Uhr abends, letztes Viertel.

● 20. März, 12 Uhr mittags, Neumond.

☽ 27. März, 8 Uhr vormittags, erstes Viertel.

Verlarn.

Sin Moder geit un jammert,
Sin Vader wischt de Thran'n
Ik melk de Köh un feg de Stuv,
Mi lat se stan un gan.

De Nawers kamt to trösten
Un snackt en hartli Wort,
Un wenn se tröst, un wenn se weent,
Slik ik mi truri fort.

Des Abends inne Kammer
Bi depe düstre Nach,
Denn ween ik all de Laken natt,
Bet an den hellen Dag.

Se hebbt je noch en annern,
Se hebbt je noch en Sœn:
Ik heff je nix as bittre Thran'n,
Un mutt se heemli ween'n.

Un kamt sin Kameraden
Un seggt, wa brav he weer,
So mutt ik rut alleen nan Hof,
Un legg mi anne Eer.

Mi dünkt, ik hör dat Scheten,
Un wa de Kugeln fallt,
Mi dünkt, ik hör, he röppt, he röppt:
Min Anna, kumm man bald!

April — Oster

Barmstedt, seggt he, mußt du weten,
Hebbt se bi de Bahn vergeten;
Un en Bahn hett de Ort ni kregen;
Doch de Schosterie is jümmers stegen.

Donnerstag	1	**Gründonnerst.**
Freitag	2	**Karfreitag**
Sonnabend	3	Christian
Sonntag	4	**Ostersonntag**
Montag	5	**Ostermontag**
Dienstag	6	Sixtus
Mittwoch	7	Cölestin
Donnerstag	8	Heilmann
Freitag	9	Bogislaus
Sonnabend	10	Ezechiel
Sonntag	11	**Quasimodogen.**
Montag	12	Julius
Dienstag	13	Justinus
Mittwoch	14	Tiburtius
Donnerstag	15	Obadias
Freitag	16	Carisius
Sonnabend	17	Rudolf
Sonntag	18	**Miser. Domini**
Montag	19	Werner
Dienstag	20	Sulpitius
Mittwoch	21	Adolarius
Donnerstag	22	Lothar
Freitag	23	Georg
Sonnabend	24	Albert
Sonntag	25	**Jubilate**
Montag	26	Raimarus
Dienstag	27	Anastasius
Mittwoch	28	Vitalis
Donnerstag	29	Sibilla
Freitag	30	Josua

Datum	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.
1	6^{02}	6^{56}	5^{05}	4^{49}
2	5^{59}	6^{58}	6^{20}	5^{10}
3	5^{57}	6^{59}	7^{30}	5^{31}
4	5^{54}	7^{01}	8^{40}	5^{54}
5	5^{52}	7^{03}	9^{47}	6^{19}
6	5^{49}	7^{05}	10^{49}	6^{48}
7	5^{47}	7^{07}	11^{48}	7^{23}
8	5^{45}	7^{09}	—	8^{03}
9	5^{42}	7^{10}	12^{39}	8^{51}
10	5^{39}	7^{12}	1^{23}	9^{44}
11	5^{37}	7^{14}	1^{59}	10^{44}
12	5^{35}	7^{16}	2^{30}	11^{49}
13	5^{33}	7^{18}	2^{58}	12^{57}
14	5^{30}	7^{20}	3^{22}	2^{08}
15	5^{28}	7^{21}	3^{44}	3^{20}
16	5^{26}	7^{23}	4^{06}	4^{36}
17	5^{24}	7^{25}	4^{29}	5^{54}
18	5^{21}	7^{27}	4^{54}	7^{16}
19	5^{19}	7^{28}	5^{22}	8^{37}
20	5^{17}	7^{30}	5^{58}	9^{54}
21	5^{15}	7^{32}	6^{43}	11^{06}
22	5^{12}	7^{34}	7^{37}	—
23	5^{10}	7^{35}	8^{41}	12^{06}
24	5^{08}	7^{37}	9^{53}	12^{54}
25	5^{06}	7^{39}	11^{09}	1^{33}
26	5^{04}	7^{41}	12^{25}	2^{04}
27	5^{02}	7^{43}	1^{40}	2^{30}
28	5^{00}	7^{45}	2^{54}	2^{54}
29	4^{57}	7^{46}	4^{06}	3^{15}
30	4^{55}	7^{48}	5^{17}	3^{36}

○ 3. April, 12 Uhr mittags, Vollmond.

☾ 11. April, 2 Uhr nachmittags, letztes Viertel.

● 18. April, 11 Uhr abends, Neumond.

☽ 25. April, 2 Uhr nachmittags, erstes Viertel.

Ol Büſum.

Ol Büſen liggt int wille Haff,
De Floth de keem un wöhl en Graff.

De Floth de keem un ſpöl un ſpöl,
Bet ſe de Inſel ünner wöhl.

Dar blev keen Steen, dar blev keen Pahl,
Dat Water ſchœl dat all hendal.

Dar weer keen Beeſt, dar weer keen Hund,
De ligt nu all in depen Grund.

Un Allens, wat der lęv un lach,
Dat deck de See mit depe Nach.

Mitünner in de holle Ebb
So ſüht man vunne Hüſ' de Köpp.

Denn dukt de Thorn herut ut Sand,
As weert en Finger vun en Hand.

Denn hört man ſach de Klocken klingn,
Denn hört man ſach de Kanter ſingn,

Denn geit dat liſen dœr de Luft:
„Begrabt den Leib in ſeine Gruft."

Mai

Elmshorn
Hett dre Pastorn un keen Torn;

Awers Seester
Hett en Kark un keen Prester.

Sonnabend	1	Philipp., Jak.
Sonntag	2	**Kantate**
Montag	3	† Erfindung
Dienstag	4	Florian
Mittwoch	5	Gotthard
Donnerstag	6	Dietrich
Freitag	7	Domitilla
Sonnabend	8	Viktor u. Koron
Sonntag	9	**Rogate**
Montag	10	Gordian
Dienstag	11	Mamertus
Mittwoch	12	Pankratius
Donnerstag	13	**Himmelfahrt**
Freitag	14	Christian
Sonnabend	15	Sophia
Sonntag	16	**Exaudi**
Montag	17	Jobst
Dienstag	18	Erich
Mittwoch	19	Potentiana
Donnerstag	20	Anastasius
Freitag	21	Prudentia
Sonnabend	22	Helena
Sonntag	23	**Pfingstsonntag**
Montag	24	**Pfingstmontag**
Dienstag	25	Urban
Mittwoch	26	Eduard
Donnerstag	27	Beda
Freitag	28	Wilhelm
Sonnabend	29	Maximilian
Sonntag	30	**Trinitatis**
Montag	31	Petronilla

Datum	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.
1	4 53	7 50	6 27	3 58
2	4 51	7 52	7 35	4 22
3	4 49	7 54	8 38	4 49
4	4 47	7 56	9 38	5 22
5	4 45	7 57	10 32	6 00
6	4 43	7 59	11 19	6 45
7	4 41	8 01	11 58	7 36
8	4 39	8 03	—	8 34
9	4 37	8 04	12 32	9 35
10	4 35	8 06	1 00	10 41
11	4 34	8 08	1 24	11 49
12	4 32	8 10	1 46	12 59
13	4 30	8 11	2 07	2 12
14	4 29	8 12	2 29	3 28
15	4 27	8 14	2 53	4 46
16	4 25	8 16	3 20	6 07
17	4 24	8 17	3 52	7 28
18	4 22	8 19	4 32	8 44
19	4 21	8 20	5 23	9 52
20	4 19	8 22	6 24	10 47
21	4 18	8 23	7 36	11 31
22	4 16	8 25	8 53	—
23	4 14	8 26	10 11	12 06
24	4 13	8 28	11 29	12 35
25	4 12	8 29	12 36	12 59
26	4 11	8 31	1 57	1 21
27	4 10	8 32	3 08	1 42
28	4 09	8 33	4 17	2 04
29	4 08	8 35	5 25	2 27
30	4 07	8 36	6 30	2 53
31	4 06	8 38	7 31	3 23

○ 3. Mai, 3 Uhr vormittags, Vollmond.

☾ 11. Mai, 7 Uhr vormittags, Letztes Viertel.

● 18. Mai, 7 Uhr vormittags, Neumond.

☽ 24. Mai, 10 Uhr abends, erstes Viertel.

Min Jehann.

(Klaus Groths Bruder.)

Ick wull, wi weern noch kleen, Jehann,
Do weer de Welt so grot!
Wi seten op den Steen, Jehann,
Weest noch? bi Nawers Sot.
An Heben seil de stille Maan,
Wi segen, wa he leep,
Un snaken, wa de Himmel hoch
Un wa de Sot wul deep.

Weest noch, wa still dat weer, Jehann?
Dar röhr keen Blatt an Bom.
So is dat nu ni mehr, Jehann,
As höchstens noch in Drom.
Och ne, wenn do de Scheper sung,
Alleen int wide Feld:
Ni wahr, Jehann? dat weer en Ton?
De eenzige op de Welt.

Mitünner inne Schummerntid
Denn ward mi so to Moth.
Denn löppt mi't langs den Rügg so hitt,
As domals bi den Sot.
Denn dreih ik mi so hasti um,
As weer ik nich alleen:
Doch Allens, wat ik sin, Jehann,
Dat is – ik sta un ween.

Juni — Brachet

Awers Uetersen, dat söcht sins Gliken,
Hett en Kloster un en Barg Fabriken!
Dat 's en Leben! Geihst du dar ins fort —
Unner Jahr' findst du en annern Ort.

Dienstag	1	Gottschalk
Mittwoch	2	Marcellinus
Donnerstag	3	Erasmus
Freitag	4	Darius
Sonnabend	5	Bonifacius
Sonntag	6	**1. n. Trinitatis**
Montag	7	Lucretia
Dienstag	8	Medardus
Mittwoch	9	Barnim
Donnerstag	10	Onuphrius
Freitag	11	Reimbert
Sonnabend	12	Basilides
Sonntag	13	**2. n. Trinitatis**
Montag	14	Rufus
Dienstag	15	Veit
Mittwoch	16	Justina
Donnerstag	17	Volkmar
Freitag	18	Arnulf
Sonnabend	19	Gerv. u. Prot.
Sonntag	20	**3. n. Trinitatis**
Montag	21	Rahel
Dienstag	22	Achatius
Mittwoch	23	Basilius
Donnerstag	24	Johannis d. T.
Freitag	25	Elogius
Sonnabend	26	Jeremias
Sonntag	27	**4. n. Trinitatis**
Montag	28	Papst Leo
Dienstag	29	Peter und Paul
Mittwoch	30	Pauli Ged.

Datum	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.
1	4 05	8 39	8 27	3 58
2	4 04	8 40	9 16	4 41
3	4 03	8 41	9 59	5 30
4	4 02	8 43	10 34	6 25
5	4 01	8 44	11 03	7 26
6	4 00	8 45	11 29	8 30
7	4 00	8 46	11 52	9 37
8	3 59	8 47	—	10 45
9	3 59	8 48	12 13	11 55
10	3 58	8 48	12 34	1 06
11	3 58	8 49	12 55	2 21
12	3 57	8 50	1 19	3 39
13	3 57	8 50	1 47	4 58
14	3 57	8 51	2 22	6 17
15	3 57	8 52	3 07	7 30
16	3 57	8 52	4 02	8 33
17	3 57	8 53	5 10	9 24
18	3 57	8 53	6 27	10 04
19	3 57	8 53	7 48	10 36
20	3 57	8 54	9 09	11 03
21	3 57	8 54	10 28	11 26
22	3 57	8 54	11 44	11 48
23	3 57	8 54	12 57	—
24	3 57	8 54	2 08	12 10
25	3 57	8 54	3 16	12 32
26	3 58	8 54	4 21	12 57
27	3 58	8 54	5 24	1 26
28	3 59	8 54	6 22	2 00
29	3 59	8 54	7 14	2 39
30	4 00	8 54	7 59	3 26

○ 1. Juni, 6 Uhr abends, Vollmond.

☾ 9. Juni, 8 Uhr abends, letztes Viertel.

● 16. Juni, 3 Uhr nachmittags, Neumond.

☽ 23. Juni, 8 Uhr vormittags, erstes Viertel.

De letzte Feide.

(1559 Juni 20.)

Nich en Wort war hört, nich en Stimm, nich en Lut,
Se stunn as de Schap oppe Weid,
Se stunn' as de Rest vun en dalslan Holt,
To Föten de Trümmer vun Heid.

So wit man seeg, de Besten ut Land,
Dar weern se fulln as dat Reeth:
Nun stunn noch de Rest un sack oppe Knee —
Se swęrt nun en Herrn den Eed.

Dar klopp wul menni Hart inne Bost,
Un dat Blot dat krop un steeg,
Doch de Ogen gungn mit Thran'n œwert Land,
Un de Mund weer stumm un sweeg.

Denn wit umhęr de Besten ut Land
In Fręden un Strit vœrut,
De legen nu dot oppet Feld vun Heid
Un stumm unner Asch un Schutt.

Nich en Lut war hört, as dat Haf un de Floth,
Un de Prester leet se swęrn,
Oppe Knee dar leeg dat Dithmarscher Volk
Un de Acht un veertig Herrn.

Noch schint de Hęben der blau hendal
Un grön dat Holt un de Eer:
De Ditmarschen fallt de Thran int Gras,
Un de Friheit seht se ni mehr!

Juli — Heuert

In Appen is nix to snappen,
Un in Glinn is nix to finn'.

In Langeln is god angeln,
Doch in Bilsbek fünd ok veel Häk.

Donnerstag	1	Theobald
Freitag	2	**Mariä Heimſ.**
Sonnabend	3	Kornelius
Sonntag	4	**5. n. Trinitatis**
Montag	5	Anſelm
Dienstag	6	Jeſaias
Mittwoch	7	Willibald
Donnerstag	8	Kilian
Freitag	9	Zyrill
Sonnabend	10	Sieben Brüder
Sonntag	11	**6. n. Trinitatis**
Montag	12	Heinrich
Dienstag	13	Margarete
Mittwoch	14	Bonaventura
Donnerstag	15	Apoſt. Teilung
Freitag	16	Walter
Sonnabend	17	Alexius
Sonntag	18	**7. n. Trinitatis**
Montag	19	Ruth
Dienstag	20	Elias
Mittwoch	21	Praxedis
Donnerstag	22	Maria Magdal.
Freitag	23	Apollinaris
Sonnabend	24	Chriſtine
Sonntag	25	**8. n. Trinitatis**
Montag	26	Anna
Dienstag	27	Bertold
Mittwoch	28	Pantaleon
Donnerstag	29	Martha
Freitag	30	Abdon u. Sennes
Sonnabend	31	Germanus

Datum	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.
1	4 01	8 54	8 36	4 19
2	4 02	8 53	9 07	5 19
3	4 02	8 53	9 35	6 22
4	4 03	8 52	9 58	7 28
5	4 04	8 52	10 19	8 35
6	4 05	8 51	10 39	9 43
7	4 06	8 51	11 01	10 53
8	4 07	8 50	11 24	12 06
9	4 08	8 49	11 49	1 20
10	4 09	8 49	—	2 36
11	4 10	8 48	12 19	3 53
12	4 11	8 47	12 57	5 06
13	4 12	8 46	1 46	6 14
14	4 13	8 45	2 46	7 10
15	4 15	8 44	3 58	7 56
16	4 16	8 43	5 18	8 34
17	4 17	8 52	6 41	9 04
18	4 19	8 41	8 03	9 29
19	4 20	8 39	9 22	9 53
10	4 21	8 38	10 39	10 15
21	4 23	8 37	11 53	10 38
22	4 25	8 35	1 03	11 02
23	4 26	8 34	2 11	11 29
24	4 28	8 33	3 15	—
25	4 29	8 31	4 14	12 03
26	4 30	8 29	5 09	12 38
27	4 32	8 28	5 56	1 23
28	4 33	8 26	6 37	2 17
29	4 35	8 25	7 10	3 11
30	4 36	8 23	7 39	4 13
31	4 38	8 21	8 04	5 18

1. Juli, 10 Uhr vormittags, Vollmond.

9. Juli, 6 Uhr vormittags, letztes Viertel.

15. Juli, 9 Uhr abends, Neumond.

22. Juli, 8 Uhr abends, erſtes Viertel.

30. Juli, 12 Uhr mitternacht, Vollmond.

Abendfreeden.

De Welt is rein so sachen,
As leeg se deep in Drom,
Man hört ni weenn noch lachen,
Se's lisen as en Bom.

Se snackt man mank de Blæder,
As snack en Kind in Slap,
Dat sünd de Wegenleder
Vær Köh un stille Schap.

Nu liggt dat Dörp in Dunkeln
Un Nęwel hangt dervær,
Man hört man ęben munkeln,
As keem't vnn Minschen hęr.

Man hört dat Veh int Grasen,
Un Allens is in Fręd,
Sogar en schüchtern Hasen
Sleep mi vær de Föt.

Das wul de Himmelsfręden
Ahn Larm un Strit un Spott,
Dat is en Tid tum Będen —
Hör mi, du frame Gott!

August — Ernting

De Esinger lütt'n Dinger,
De fleut op'n lütt'n Finger,
De tut op'n grot'n Ton,
Könnt de Prisdörper nix don.

Sonntag	1	**9. n. Trinitatis**
Montag	2	Portiuncula
Dienstag	3	Eleasar
Mittwoch	4	Dominikus
Donnerstag	5	Oswald
Freitag	6	Verklär. Christi
Sonnabend	7	Afra
Sonntag	8	**10. n. Trinitatis**
Montag	9	Romanus
Dienstag	10	Laurentius
Mittwoch	11	Hermann
Donnerstag	12	Klara
Freitag	13	Hippolyt
Sonnabend	14	Eusebius
Sonntag	15	**11. n. Trinitatis**
Montag	16	Rochus
Dienstag	17	Bilibald
Mittwoch	18	Agapetus
Donnerstag	19	Sebald
Freitag	20	Bernhard
Sonnabend	21	Anastasius
Sonntag	22	**12. n. Trinitatis**
Montag	23	Zachäus
Dienstag	24	Bartholomäus
Mittwoch	25	Ludwig
Donnerstag	26	Irenäus
Freitag	27	Gebhard
Sonnabend	28	Augustin
Sonntag	29	**13. n. Trinitatis**
Montag	30	Benjamin
Dienstag	31	Paulinus

Datum	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.
1	4 40	8 19	8 26	6 25
2	4 41	8 18	8 48	7 34
3	4 43	8 16	9 09	8 44
4	4 45	8 14	9 30	9 56
5	4 46	8 12	9 54	11 07
6	4 48	8 10	10 22	12 21
7	4 50	8 09	10 56	1 36
8	4 51	8 06	11 39	2 49
9	4 53	8 04	—	3 56
10	4 55	8 02	12 31	4 56
11	4 56	8 00	1 37	5 47
12	4 58	7 58	2 51	6 28
13	5 00	7 56	4 10	7 01
14	5 02	7 54	5 33	7 29
15	5 03	7 52	6 54	7 54
16	5 05	7 50	8 13	8 18
17	5 07	7 48	9 30	8 41
18	5 08	7 46	10 43	9 06
19	5 10	7 44	11 54	9 24
20	5 12	7 41	1 02	10 02
21	5 14	7 39	2 04	10 39
22	5 15	7 37	3 01	11 20
23	5 17	7 35	3 51	—
24	5 19	7 32	4 34	12 08
25	5 21	7 30	5 20	1 02
26	5 23	7 28	5 40	2 02
27	5 24	7 26	6 07	3 06
28	5 26	7 23	6 31	4 13
29	5 28	7 21	6 52	5 22
30	5 30	7 19	7 14	6 33
31	5 31	7 16	7 36	7 45

☾ 7. August, 2 Uhr nachmittags, Letztes Viertel.

● 14. August, 5 Uhr vormittags, Neumond.

☽ 21. August, 12 Uhr mittags, erstes Viertel.

○ 29. August, 2 Uhr nachmittags, Vollmond.

Dat Moor.

De Borrn bewegt sik op un dal,
As gungst du langs en böken Bahl,
Dat Water schülpert inne Graff,
De Grasnarv bęwert op un af;
Dat geit hendal, dat geit tohöch
So lisen as en Kinnerweeg.

Dat Moor is brun, de Heid is brun,
Dat Wullgras schint so witt as Dun,
So week as Sid, so rein as Snee:
Den Hadbar reckt dat bet ant Knee.

Hier hüppt de Pock int Reth hentlank,
Un singt uns Abends sin Gesank;
De Voss de bru't, de Wachtel röppt,
De ganze Welt is still un slöppt,

Du hörst din Schritt ni, wenn du geist,
Du hörst de Rüschen, wenn du steihst,
Dat lęvt un węvt int ganze Feld,
As weert bi Nacht en anner Welt.

Denn ward dat Moor so wit un grot,
Denn ward de Minsch so lütt to Moth:
Wull weet, wa lang he dær de Heid
Noch frisch un kräfti geit!

September — Scheiding

Lieth un Kold'nweid,
Sparrshoop un Horstheid
Sünd den Düwel sin veer Hauptörder.

Mittwoch	1	Ägidius
Donnerstag	2	Rahel, Lea
Freitag	3	Mansuetus
Sonnabend	4	Moses
Sonntag	5	**14. n. Trinitatis**
Montag	6	Magnus
Dienstag	7	Regina
Mittwoch	8	Mariä Geburt
Donnerstag	9	Bruno
Freitag	10	Sosthenes
Sonnabend	11	Protus
Sonntag	12	**15. n. Trinitatis**
Montag	13	Amatus
Dienstag	14	Kreuzes Erhöhg.
Mittwoch	15	Nikodemes
Donnerstag	16	Euphemia
Freitag	17	Lambert
Sonnabend	18	Titus
Sonntag	19	**16. n. Trinitatis**
Montag	20	Fausta
Dienstag	21	Matthäus
Mittwoch	22	Moritz
Donnerstag	23	Joel
Freitag	24	Robert
Sonnabend	25	Kleophas
Sonntag	26	**17. n. Trinitatis**
Montag	27	Kosm. u. Dam.
Dienstag	28	Wenzeslaus
Mittwoch	29	Michaelis
Donnerstag	30	Hieronimus

Datum	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.
1	5 33	7 14	8 01	8^{57}
2	5 35	7 12	8 28	10^{11}
3	5 37	7 10	9 00	11^{25}
4	5 38	7 07	9 39	12^{39}
5	5 40	7 05	1 27	1^{49}
6	5 41	7 02	11 26	2^{48}
7	5 43	7 00	—	3^{40}
8	5 45	6 57	12 35	4^{23}
9	5 47	6 55	1 30	4^{59}
10	5 49	6 53	3 09	5^{29}
11	5 51	6 50	4 29	5^{55}
12	5 52	6 48	5 48	6 19
13	5 54	6 45	7^{06}	6 43
14	5 55	6 43	8^{21}	7 07
15	5 57	6 40	9^{33}	7 33
16	5 59	6 38	10 43	8 02
17	6^{01}	6 35	11^{49}	8 37
18	6^{03}	6 33	12^{48}	9 16
19	6^{04}	6 30	1^{42}	10 02
20	6^{06}	6 28	2^{29}	10 53
21	6^{08}	6 25	3^{07}	11 51
22	6^{10}	6 23	3^{39}	—
23	6^{12}	6 20	4^{07}	12 53
24	6^{13}	6 18	4^{33}	1 38
25	6^{15}	6 15	4^{56}	3 06
26	6^{17}	6 13	5^{20}	4 16
27	6^{19}	6 11	5^{40}	5 28
28	6^{21}	6 08	6 04	6^{42}
29	6^{22}	6 06	6 31	7^{57}
30	6^{24}	6 03	7 02	9^{13}

☾ 5. September, 8 Uhr abends, letztes Viertel.

● 12. September, 2 Uhr nachm., Neumond.

☽ 20. September, 6 Uhr morgens, erstes Viertel.

○ 28. September, 8 Uhr morgens, Vollmond.

Min Vaderland.

Ach Tendeken deep, nu bin ik di wit!
Aus einem Ditmarscher Volkliede.

Dar liggt int Norn en Ländeken deep,
en Ländeken deep,
Un eensam liggt de Strand,
Dar blenkt de See, dar blenkert de Schęp,
dar blenkert de Schęp,
Dat is min Vaderland.

Ik seeg an Hęben Wulken so blank,
de Wulken so blank,
Se kamt ut't blaue Haf,
Un œwer dat Ländken trocken se lank,
dar trocken se lank
Un Ręgen druf' heraf.

Nu blenkt wul de Dau op Wischen un Holt,
op Wischen un Holt
Un dufti steit de Saat,
Un du liggst still, du Ländeken stolt,
du Ländeken stolt,
In all din Pracht un Staat.

Schin nich de Fleier as Gold oppen Thorn,
as Gold oppen Thorn,
Wenn Abends de Bętklock summ?
Un œwer dat Feld blöh Hecken un Dorn,
de Hecken un Dorn,
Un de Marsch war wit un stumm.

Denn gläns as Sülwer unendli dat Meer,
unendli dat Meer,
Un flö un ebb heraf;
Un klingt dat deep as Klocken derhęr,
as Kloken derhęr:
Hör to! denn brust dat Haf! —

Blendt de Wulken so, nu dat dämmri ward?
nu dat dämmri ward?
Weer dat dat Haf wat klung?
Och nę, den Ton in min egen Hart,
in min egen Hart
Hett lisen de Wehmoth sungn.

Bonn am Rheine.

Oktober — Gilbhard

Süden, Osten, Nor'n, West'n,
Haselau, dor sünd de best'n,

Unse Dörp ist allerbest,
Hogenhorst is'n Rottennest.

Freitag	1	Remigius
Sonnabend	2	Vollrad
Sonntag	3	**18. n. Trinitatis**
Montag	4	Franz
Dienstag	5	Friedbert
Mittwoch	6	Fides
Donnerstag	7	Spes
Freitag	8	Charitas
Sonnabend	9	Dionys
Sonntag	10	**19. n. Trinitatis**
Montag	11	Burchard
Dienstag	12	Walfried
Mittwoch	13	Koloman
Donnerstag	14	Wilhelmine
Freitag	15	Hedwig
Sonnabend	16	Gallus
Sonntag	17	**20. n. Trinitatis**
Montag	18	Lukas
Dienstag	19	Lucius
Mittwoch	20	Wendelin
Donnerstag	21	Ursula
Freitag	22	Cordula
Sonnabend	23	Severin
Sonntag	24	**21. n. Trinitatis**
Montag	25	Crispin
Dienstag	26	Amandus
Mittwoch	27	Sabina
Donnerstag	28	Simon, Juda
Freitag	29	Quirinus
Sonnabend	30	Absalon
Sonntag	31	**22. n. Trinitatis**

Datum	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.
1	6^{26}	6^{01}	7^{39}	10^{27}
2	6^{27}	5^{59}	8^{25}	11^{38}
3	6^{29}	5^{56}	9^{21}	12^{42}
4	6^{31}	5^{54}	10^{26}	1^{37}
5	6^{33}	5^{52}	11^{38}	2^{21}
6	6^{35}	5^{49}	—	2^{59}
7	6^{37}	5^{47}	12^{53}	3^{30}
8	6^{38}	5^{45}	2^{12}	3^{57}
9	6^{40}	5^{42}	3^{28}	4^{21}
10	6^{42}	5^{40}	4^{45}	4^{45}
11	6^{44}	5^{37}	6^{00}	5^{09}
12	6^{46}	5^{35}	7^{14}	5^{34}
13	6^{48}	5^{32}	8^{25}	6^{02}
14	6^{50}	5^{30}	9^{33}	6^{34}
15	6^{52}	5^{28}	10^{35}	7^{12}
16	6^{53}	5^{25}	11^{32}	7^{55}
17	6^{55}	5^{23}	12^{21}	8^{44}
18	6^{57}	5^{21}	1^{03}	9^{40}
19	6^{59}	5^{18}	1^{38}	10^{41}
20	7^{01}	5^{16}	2^{08}	11^{43}
21	7^{03}	5^{14}	2^{35}	—
22	7^{05}	5^{12}	2^{57}	12^{49}
23	7^{07}	5^{10}	3^{20}	1^{57}
24	7^{08}	5^{08}	3^{42}	3^{07}
25	7^{10}	5^{05}	4^{05}	4^{20}
26	7^{12}	5^{03}	4^{30}	5^{35}
27	7^{14}	5^{01}	4^{59}	6^{51}
28	7^{16}	5^{59}	5^{35}	8^{08}
29	7^{18}	4^{57}	6^{20}	9^{23}
30	7^{20}	4^{55}	7^{14}	10^{32}
31	7^{22}	4^{53}	8^{17}	11^{32}

☾ 5. Oktober, 2 Uhr vormittags, letztes Viertel.

● 12. Oktober, 2 Uhr vormittags, Neumond.

☽ 20. Oktober, 2 Uhr vormittags, erstes Viertel.

○ 27. Oktober, 3 Uhr nachmittags, Vollmond.

He sä mi so veel.

He sä mi so vęl, un ik sä em keen Wort,
Un all wat ik sä, weer: Jehann, ik mutt fort!

He sä mi vun Lev un vun Himmel un Eer,
He sä mi vun allens — ik weet ni mal mehr!

He sä mi so vęl, un ik sä em keen Wort,
Un all wat ik sä, weer: Jehenn, ik mutt fort!

He heel mi de Hann', un he bę mi so dull,
Ik schull em doch gut węn, un ob ik ni wull?

Ik weer je ni bös, awer sä doch keen Wort,
Un all wat ik sä, wer: Jehann, ik mutt fort!

Nun sitt ik un denk, un denk jümmer deran,
Mi düch, ik muss segt hebbn: Wa geern, min Jehann!

Un doch, kumt dat wedder, so segg ik keen Wort,
Un hollt he mi, segg ik: Jehann, ik mutt fort!

November — Neblung

Un bi Pinnbarg, seggt he, höllt de Bahn
Merrn in't gröne Holt jümmers an.
Awers glieks geiht dat wedder fort —
Nix to sehn, seggt he, an dissen Ort.

Montag	1	Aller Heiligen
Dienstag	2	Allerseelen
Mittwoch	3	Gottlieb
Donnerstag	4	Charlotte
Freitag	5	Blandina
Sonnabend	6	Leonhard
Sonntag	7	**23. n. Trinitatis**
Montag	8	Willehad
Dienstag	9	Theodor
Mittwoch	10	Mart. Luther
Donnerstag	11	Mart. Bischof
Freitag	12	Jonas
Sonnabend	13	Briccius
Sonntag	14	**24. n. Trinitatis**
Montag	15	Leopold
Dienstag	16	Ottmar
Mittwoch	17	**Bußtag**
Donnerstag	18	Gottschalk
Freitag	19	Elisabeth
Sonnabend	20	Amos
Sonntag	21	**25. n. Trinitatis**
Montag	22	Cäcilie
Dienstag	23	Klemens
Mittwoch	24	Chrysogonus
Donnerstag	25	Katharina
Freitag	26	Konrad
Sonnabend	27	Busso
Sonntag	28	**1. Advent**
Montag	29	Saturninus
Dienstag	30	Andreas

Datum	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.
1	7^{23}	4^{51}	9<u>29</u>	12^{22}
2	7^{25}	4^{49}	10<u>44</u>	1^{01}
3	7^{27}	4^{47}	—	1^{33}
4	7^{29}	4^{45}	12<u>01</u>	2^{01}
5	7^{31}	4^{43}	1<u>07</u>	2^{25}
6	7^{33}	4^{41}	2<u>32</u>	2^{49}
7	7^{35}	4^{40}	3<u>46</u>	3^{12}
8	7^{37}	4^{38}	4<u>59</u>	3^{36}
9	7^{39}	4^{36}	6^{10}	4^{02}
10	7^{41}	4^{34}	7^{18}	4^{32}
11	7^{43}	4^{32}	8^{23}	5^{08}
12	7^{45}	4^{31}	9^{22}	5^{49}
13	7^{47}	4^{29}	10^{15}	6<u>36</u>
14	7^{49}	4^{28}	11^{00}	7<u>29</u>
15	7^{51}	4^{26}	11^{37}	8<u>28</u>
16	7^{53}	4^{24}	12^{09}	9<u>29</u>
17	7^{54}	4^{23}	12^{35}	10<u>34</u>
18	7^{56}	4^{22}	1^{00}	11<u>40</u>
19	7^{58}	4^{20}	1^{22}	—
20	8^{00}	4^{19}	1^{43}	12<u>47</u>
21	8^{01}	4^{18}	2^{05}	1<u>57</u>
22	8^{03}	4^{17}	2^{30}	3<u>09</u>
23	8^{05}	4^{15}	2^{57}	4<u>24</u>
24	8^{07}	4^{13}	3^{29}	5<u>41</u>
25	8^{09}	4^{12}	4^{09}	6^{59}
26	8^{10}	4^{11}	4^{59}	8^{12}
27	8^{12}	4^{10}	6<u>00</u>	9^{18}
28	8^{14}	4^{09}	7<u>11</u>	10^{14}
29	8^{15}	4^{08}	8<u>28</u>	10^{59}
30	8^{17}	4^{07}	9<u>49</u>	11^{36}

☾ 3. November, 9 Uhr morgens, Letztes Viertel.

● 10. November, 5 Uhr nachm., Neumond.

☽ 18. November, 9 Uhr abends' erstes Viertel.

○ 26. November, 3 Uhr morgens, Vollmond.

De Fischer.

Schön Anna stunn vœr Stratendœr,
Vœr Stratendœr,
De Fischer gung vœrbi:
Schön Anna knüttst du blaue Strümp,
De blauen Strümp,
De knüttst du wul vœr mi?

„De Strümp de kriggt min Broder an,
Min Broder an
Wul op de blaue See!
Du makst je sülm din Nett so grot,
Din Nett so grot,
Un Strümp bet anne Knee."

Min Nett dat mak ik grot un wit,
So grot un wit
Man vœr de dumme Stœr:
Du knüttst din Strümp so fin un dicht,
So fin un dicht,
Dar geit keen Seel hindœr.

Schön Anna, knüttst du fine Strümp,
Son fine Strümp,
Un knüttst du se so blau:
Dar fangst du all de Fischers mit,
De Fischers mit,
Un weern se noch so slau.

Dezember — Jul.

Ik sün, ik sün ut Barmstedt,
Min Vadder is Muskant,
Denn geiht dat ümmer: rodulo, rodulo!
Ik sün, ik bün mit Gott un de Ehr
Vun Hahnenkamp, vun Hahnenkamp her.

Mittwoch	1	Arnold
Donnerstag	2	Kandidus
Freitag	3	Kassian
Sonnabend	4	Barbara
Sonntag	5	**2. Advent**
Montag	6	Nikolaus
Dienstag	7	Agathon
Mittwoch	8	Mariä Empf.
Donnerstag	9	Joachim
Freitag	10	Judith
Sonnabend	11	Waldemar
Sonntag	12	**3. Advent**
Montag	13	Lucia
Dienstag	14	Nikasius
Mittwoch	15	Johanna
Donnerstag	16	Ananias
Freitag	17	Ignaz
Sonnabend	18	Christoph
Sonntag	19	**4. Advent**
Montag	20	Abraham
Dienstag	21	Thomas
Mittwoch	22	Beata
Donnerstag	23	Ignatius
Freitag	24	Adam, Eva
Sonnabend	25	**1. Weihnachtst.**
Sonntag	26	**2. Weihnachtst.**
Montag	27	Johannes
Dienstag	28	Kindertag
Mittwoch	29	Jonathan
Donnerstag	30	David
Freitag	31	Sylvester

Datum	Sonnen- Aufg.	Sonnen- Untg.	Mond- Aufg.	Mond- Untg.
1	8^{18}	4^{07}	11^{06}	12^{06}
2	8^{20}	4^{06}	—	12^{32}
3	8^{21}	4^{06}	19^{22}	12^{55}
4	8^{23}	4^{05}	12^{07}	1^{18}
5	8^{24}	4^{04}	2^{49}	1^{41}
6	8^{26}	4^{04}	3^{59}	2^{06}
7	8^{27}	4^{03}	5^{08}	2^{34}
8	8^{28}	4^{03}	6^{14}	3^{17}
9	8^{29}	4^{03}	7^{14}	3^{46}
10	8^{31}	4^{02}	8^{09}	4^{30}
11	8^{32}	4^{02}	8^{57}	5^{22}
12	8^{33}	4^{02}	9^{37}	6^{18}
13	8^{34}	4^{02}	10^{12}	7^{19}
14	8^{35}	4^{02}	10^{40}	8^{21}
15	8^{36}	4^{02}	11^{05}	9^{26}
16	8^{37}	4^{02}	11^{27}	10^{32}
17	8^{38}	4^{02}	11^{49}	11^{39}
18	8^{39}	4^{02}	12^{10}	—
19	8^{39}	4^{03}	12^{31}	12^{47}
10	8^{40}	4^{03}	12^{55}	2^{00}
21	8^{40}	4^{03}	1^{23}	3^{03}
22	8^{41}	4^{03}	1^{58}	4^{29}
23	8^{41}	4^{04}	2^{42}	5^{44}
24	8^{42}	4^{05}	3^{37}	6^{55}
25	8^{42}	4^{06}	4^{44}	7^{58}
26	8^{43}	4^{06}	6^{01}	8^{51}
27	8^{43}	4^{07}	7^{01}	9^{33}
28	8^{43}	4^{08}	8^{44}	10^{07}
29	8^{43}	4^{09}	10^{04}	10^{35}
30	8^{43}	4^{10}	11^{02}	11^{00}
31	8^{43}	4^{11}	—	11^{24}

☾ 2. Dezember, 5 Uhr nachm., letztes Viertel.

● 10. Dezember, 11 Uhr morgens, Neumond.

☽ 18. Dezember, 4 Uhr nachm., erstes Viertel.

○ 25. Dezember, 2 Uhr nachm., Vollmond.

Dat Dörp in Snee.

Still as ünnern warme Dęk
Liggt dat Dörp in witten Snee,
Mank de Ellern slöppt de Bęk,
Ünnert Is de blanke See.

Wicheln stat in witte Haar,
Spegelt slapri all de Köpp,
All is ruhi, kolt un klar,
As de Dod, de ewi slöppt.

Wit, so wit de Ogen reckt,
Nich en Lęben, nich en Lut;
Blau na'n blauen Hęben treckt
Sach de Rok nan Snee herut.

Ik much slapen, as de Bom,
Sünner Weh un sünner Lust,
Doch dar trekt mi as in Drom
Still de Rok to Hus.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Kalendarium mit Gedichten von Klaus Groth 2
An Klaus Groth. Gedicht von Wilhelm Lobsien, Kiel 29
Klaus Groth's Werk und Erbe. Von Jacob Bödewadt, Schleswig . . 31
Plattdütschland — tohop! Gedicht von Iven Kruse, Kiel 39
Kirchenbauten des Barocks in der Niederelbe. Von Oberlehrer Alfred Heuer, Elmshorn 41
Du, plattdütsch Volk, schaßt uperstahn! Gedicht von Iven Kruse, Kiel 63
Von't Liin bet to't Linn an de Lien. Ut olle Tieden. Von Pastor em. J. Harder, Witzenhausen. 67
Wenn't Kind sick freut. Gedicht von H. Teut, Hamburg 78
Wie wöllt tosamen bliewen. De Schleswig-Holsteener 1919. Gedicht von H. Dreyer, Kiel . . . . . , 79
Uetersen vor sechzig Jahren. Erinnerungen eines alten Mannes. Von Professor Dr. G. Andresen, Berlin 80
An Klaus Groth. Gedicht von Th. Storm 109
De Bur an sien'n Söhn. Gedicht von H. Teut, Hamburg . : . . . 110
Die Geschichte der Schulen in der Herrschaft Pinneberg und der Grafschaft Rantzau. Von Rektor Wilhelm Ehlers, Rendsburg . . 111
Opp den Wegg. Gedicht von H. Teut, Hamburg 138
Ludwig Meyn, vom 1. Oktober 1820 bis 4. November 1878. Von Oberlehrer Dr. Hans Reitz, Elmshorn 139
De Heimat. Gedicht von H. Teut, Hamburg 176
Ein Spaziergang von Blankenese nach Schulau. Von Professor O. Schwindrazheim, Altona 177
Büchertisch 182

Die Abbildungen zu den Aufsätzen von Oberlehrer Heuer und Pastor Harder sind nach Zeichnungen von Herrn **Zeichenlehrer Henke, Elmshorn,** hergestellt. — Die Gedichte von Klaus Groth sind mit gütiger Erlaubnis des Verlegers Lipsius u. Tischer, Kiel, u. der Erben des Dichters Klaus Groth's „Quickborn" entnommen.

Beiträge für den nächsten Jahrgang **(bis spätestens 15. Juli 1920)** und Bücher zur Besprechung bitten wir an den Herausgeber einzusenden.

An Klaus Groth.

Auf Capri war's. Wir saßen wanderfroh
In Hidigeigeis schattigkühlen Lauben,
Und vor uns blinkte lockend im Pokal
Das rote Blut von Anacapris Trauben.

Der Zufall hatte uns zuhaufgeweht,
Aus Holstenland vier Maler und Poeten,
Als uns ein Boot zur blauen Grotte trug . . .
Vergnügtes Volk, keine Anachoreten.

Da hub der eine leis' zu singen an
Und ließ die Finger durch die Saiten gleiten,
Und sang ein altes, liebes Lied von dir;
Das klang voll Sehnsucht in die blauen Weiten:

Dar liggt int Norn en Ländeken deep,
en Ländeken deep,
Un eensam liggt de Strand,
Dar blenkt de See, dar blenkert de Schep,
dar blenkert de Schep:
Dat is min Vaderland.

Da schwoll es heiß in unsern Herzen auf.
Wir sahn uns an und lächelten versonnen.
Und dachten heimwehkrank des Ländekens deep,
Und in uns rauschten tausend Jugendbronnen.

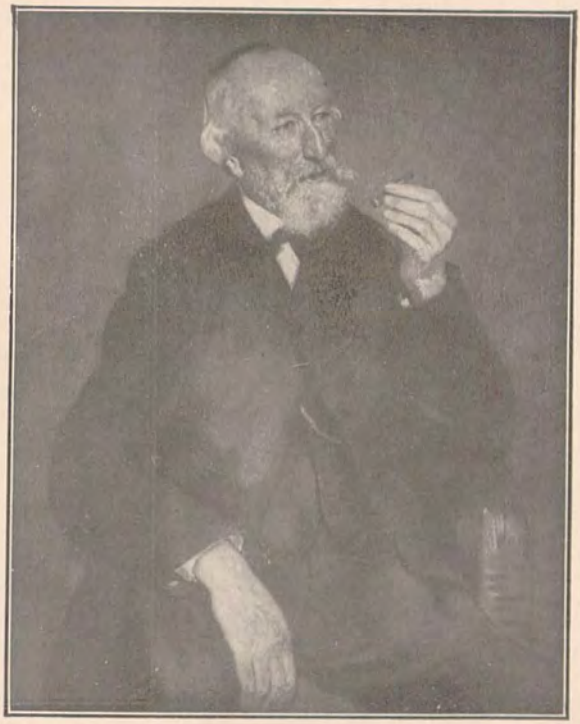
Aus grauen Fernen stieg die Heimat auf,
Und Deines Quickborns helles Wellenklingen
Trug unsrer Heimatsehnsucht stilles Weh
Dem Norden zu auf weichen Träumerschwingen.

Der Abend kam. Aus dunklen Gärten rief
Ein Mädchenschwarm uns, Glück und Lust zu fassen,
Doch unsre Herzen wanderten mit Dir
Durch unsrer fernen Heimat stille Gassen,

Und hörten ihre Glocken leise gehn
Mit frommem Klang hin über grüne Felder,
Und hörten donnern an den Deich die See
Und Winde wehn durch hohe Buchenwälder . . .

Dar liggt int Norn en Ländeken deep,
en Ländeken deep — —

Kiel. Wilhelm Lobsien.



Klaus Groth
(Nach einem Gemälde von Ludwig Bokelmann.)

Mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers u. Verlegers
aus dem Schleswig-Holsteinischen Kunstkalender 1919. S. 26.

Klaus Groths Werk und Erbe

Von Jacob Bödewadt

Ik wull, ik weer noch kleen, Johann,
Do weer de Welt so groot . . .
Mitünner in'e Schummertiid,
Denn ward mi so to Moot,
As domaals . .

Damals . . . Wenn die graue Dämmerung den goldenen Herbsttag einspann, dann sammelten sich hinten in der großen niedrigen Gartenstube im Scheine der heimelig knisternden Ofenglut die Kinder, die sich draußen müde gespielt hatten, um die Mutter, die hier ihre Schummerstunde, die einzige Feierstunde ihres arbeitsvollen Tages, hielt. In stummer, zuversichtlicher Erwartung hockte sich eins zum andern, bis dann doch bald die kindliche Ungeduld durchbrach, das Verlangen nach dem Köstlichsten des von Erlebnissen und Wundern übervollen Tages laut ward: „Mudder, vertellst wat?" Und gleich überstürzten sich die Sonderbitten nach Märchen und Geschichten. Vergeblich die Abwehr, daß dies und jenes ja erst gestern oder vorgestern erzählt sei — Mutters Zuhörer stellten ihrer Kunst dasselbe Zeugnis aus, das Timm Krögers Meistererzähler Hans-Ohm für sich in Anspruch nimmt: „Immer die alten Geschichten? Den Hörern waren sie doch immer neu." Und als schließlich der Vorschlag fällt: „Uut dat Book! Man to, uut dat Book!", da nickt die Treue gewährend, nimmt das Jüngste auf den Schoß, sucht im Dämmerschein die Augen der andern, die sich immer enger an sie gedrängelt haben, und beginnt mit ihrer lieben Stimme:

Dar wahn en Mann in't gröne Gras,
De harr keen Schüttel, harr keen Taß,
De drunk dat Water, wo he't funn,
De plück de Kirschen, wo se stunn' . . .

bis den Glückhaften das allgemeine Menschenschicksal erreicht:

De Mann de fung dat Gruweln an —
Nu moet wi all in Hüser wahn' . . .

Den Kindern rinnt unwillkürlich ein Schauer über den Rücken:

halb bewußt erleben sie in ihren empfänglichen Herzen die Austreibung aus dem Paradies.

Mutter kommt noch einmal mit heimlichem Gruseln, wenn auch der derbdrollige Schluß ein heiteres Gelächter weckt:

De Mann, de wull liggn,
De Kater wull singn.
Da nehm he den Kater
Un smeet em in't Water . .
Dar beten de Oes
Den Mann in'e Nęs.

„Och, nu maal von Swiinegel un Matten Haas!"

„Ja, Kinner, dat is so lank — wenn ik dat man noch weet."

„Och ja — man to!"

Und Mutter weiß sie wirklich noch ganz, die köstliche Geschichte vom Wettlauf zwischen Swiinegel un Matten Haas:

Swiinegel harr de slechte Mood:
Drunk he to vęl, so prahl he groot . . .

Kaum ist das letzte Wort verhallt, klingt noch in das Lachen der andern hinein des Schoßkindes nachdrückliche Forderung: „Mehr von Matten Haas!"

„Ja, dat Stück kennt Swester ok. Laat de man maal sülm! Höört to:

Lütt Matten, de Haas,
De maak sik en Spaas . . ."

„Ik weet ok noch:

Regen, Regen druus,
Wi sitt hiir warm in Huus . . ."

„Na, denn man to — awer dat is dat Letzde!"

„Och ne — bloots noch von Bußemann un von de Kaneeljuud!"

„Ne, dat gifft 't morgen Abend! Nu kriggt uns' Lüttje noch 'n Stück mit to Bedd — un denn is 't richdi all:

Still, miin Hanne, höör mi to:
Lüttje Müse piipt in 't Stroh
Lüttje Vageln slaapt in Boom,
Röhrt de Flünk und piipt in Droom . . ."

Da half denn kein Bitten und Betteln mehr. Mit dankbarem Aufseufzen räkelte die kleine Schar sich hoch, um sich zum Zubettgehen zu rüsten. Mutter aber blieb wohl noch einen Augenblick still am rotflackernden Feuer sitzen und sprach halblaut mehr

Klaus Groth's Geburtshaus in Heide.
Von F. Stoltenberg.

Mit freundlicher Genehmigung
des Verlages Lipsius u. Tischer in Kiel.

für sich als für uns das wundersam innige Lied vom „Abendfreden" vor sich hin:

De Welt is rain so sachen,
As leeg se deep in Droom . . .
Dat's wull de Himmelsfreden
Ahn Larm un Striit un Spott.
Dat is en Tiid to'n Beden —
Höör mi, du frame Gott! —

„Mudder, wo is dat Book, wo dat all in staît?"

„Och, Kind, dat heff ik nich. Ik heff 't bloots maal to lesen hatt. Wenn wi maal vel Geld hebbt, koopt wi uns dat."

Bei diesem Bescheid brach das Aelteste wohl in bitterliches Weinen aus und ließ sich auch durch die bestimmtere Zusicherung der Mutter: „Wenn du groot büst, kriggst dat al!" nicht so recht trösten. Ach du lieber Gott, bis man groß war! Wo fand man dann nur „dat Book"? Man glaubte es damals eben noch nicht:

De Tiid gait rascher as en Droom . . .
Un ehr wi opkiikt, sünd wi oold,
Un ehr wi ümseht, sünd wi koold . . .

Und doch war man viel zu früh „groß" — viel zu früh! Aber es war ein Wiedererwachen der ganzen seligen Kinderzeit mit ihren köstlichen Dämmerstunden und der lieben trauten Mutterstimme, als einem eines Tags „dat Book" in die Hände kam und man mit immer neuem Staunen die Schätze entdeckte, die in schier unerschöpflicher Fülle hervorquollen hinter dem schlichten Titelblatt:

Quickborn
Volksleben in plattdeutschen Gedichten
Dithmarscher Mundart
von
Klaus Groth.

*

Ein Jahrhundert war am 24. April 1919 vergangen, seit dem Heider Müller der Sohn geboren wurde, der dieses Wunderwerk vollbringen sollte. Wirklich ein Wunderwerk war's, nicht nur in dem Sinne, wie schließlich jede große Dichtung etwas verstandesmäßig Unbegreifliches ist. Jetzt singen und sagen wir fast gewohnheitsmäßig mit dem Eingangslied des „Quickborn":

Miin Modersprak, waa klingst du schöön,
Waa büst du mi vertruut!

Aber als Klaus Groth nach jahrelanger, von angespanntester Arbeit erfüllter Halbverschollenheit mit seinen plattdeutschen Gedichten hervortrat, da war das ein künstlerisches Wagnis, von dessen Größe wir uns heute kaum noch eine rechte Vorstellung machen können.

Denn die Muttersprache Niederdeutschlands, die „einmal mit der Hanse die Welt beherrscht, Schrecken gesprochen im Femgericht der Westfalen, Uebermut mit den alten Dithmarschen, Klugheit in den Kontoren der Handelsherren von Lübeck und Lüneburg, in den Kaufhäusern von London und Nowgorod", sie war seit Jahrhunderten immer weiter zurückgedrängt, immer tiefer herabgedrückt worden, sie galt als „platt", als roh und gemein, als unfähig zu irgendwelchem edleren Gebrauch. Vor kurzem erst hatte Ludolf Wienbarg, der Taufpate des „Jungen Deutschland", alles Ernstes die Frage aufwerfen können, ob die plattdeutsche Sprache „gepflegt oder ausgerottet werden" solle, und ohne Gefährdung des Glaubens an seine Zurechnungsfähigkeit die Ausrottung befürworten dürfen mit der „Begründung", daß das Plattdeutsche „den bei weitem größten Teil der Volksmasse in Norddeutschland zu einem Zustande der Unmündigkeit, Roheit und Ideallosigkeit, der vom Zustand der Gebildeten auf die grellste und empörendste Weise absticht", verurteile.

In diese Eisenwand beschränkter Verständnislosigkeit mußte Klaus Groth Bresche legen, und er vollbrachte das mit einem einzigen Schlage, eben mit seinem „Quickborn", dessen Handschrift dem strengen Literaturrichter Gervinus das lapidare Lob entlockte: „Ihre Gedichte werden sein wie eine Oase in der Wüste". Was diese Leistung bedeutete, hat der große Germanist Müllenhoff vom wissenschaftlichen und kulturhistorischen Standpunkt aus in seinem Urteil anerkannt: „Es ist damit eine Tat vollbracht, an deren Möglichkeit der Einsichtige zweifeln durfte; denn die Kluft, die in ganz Norddeutschland Gebildete und Volk trennte, ist durch ihn versöhnt und geschlossen."

In zwiefacher Hinsicht traf das zu: einmal hatte Klaus Groth erwiesen, daß die Muttersprache des deutschen Nordens keineswegs an sich minderwertig sei, daß es vielmehr einzig darauf ankomme, sie recht zu benutzen, um sie den edelsten Zwecken dienstbar zu machen, um ihr die tiefsten Wirkungen abzugewinnen; und zugleich hatte sein „Quickborn" stofflich das bisher als „roh" und „gemein" verkannte eigentliche „Volk" in die hohe Dichtung eingeführt und dadurch den Weg zur Erkenntnis seiner wahren Art eröffnet. Hinfort konnte nur noch böswilliger Unverstand die früheren

Klaus Groth in der Tür seines Arbeitszimmers.

Mit freundlicher Genehmigung
des Verlages Lipsius u. Tischer in Kiel.

Vorurteile gegen dies Volk und gegen seine Stammessprache beibehalten und weitertragen: der kulturelle Eigenwert und Vollwert des niederdeutschen Stammestums in seinen überlieferten Lebens- und Ausdrucksformen war unwiderleglich erwiesen.

Dadurch ist Klaus Groth der Bahnbrecher und Wegbereiter sowohl der sprachlich niederdeutschen Literatur wie überhaupt der niederdeutschen Kulturbewegung im umfassenden Sinne geworden. Auf seinen Schultern stehen alle, die seitdem im weiteren oder engeren Kreise, dichterisch oder kulturpoliitsch, in der Stille oder vor aller Oeffentlichkeit für niederdeutsche Heimatkultur wirken und werben durften. Für die theoretische Anerkennung des Plattdeutschen als gleichberechtigter und gleichbefähigter Schwester des Hochdeutschen hat er zudem noch in seinen „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch" — einen Neudruck des lange vergriffenen Büchleins besorgte ich vor einigen Jahren für die Sammlung „Quickborn-Bücher" (Quickborn-Verlag in Hamburg) — und in seinen Abhandlungen „Ueber Mundarten und mundartige Dichtung" wissenschaftliche Wehr und Waffen geliefert, deren Wert auch heute nach einem halben Jahrhundert kaum gemindert ist und hoffentlich jetzt recht zur Geltung kommt, wo nun endlich Aussicht vorhanden ist, unsere Stammessprache wieder in ihre vollen Rechte einzusetzen.

*

Das Wesentlichste aber bleibt doch der unvergängliche Kunstwert seiner Dichtungen. Dem „Quickborn" ist alsbald nach seinem Erscheinen die ihm gebührende Anerkennung durch die berufene Kritik und zugleich der verdiente Erfolg im deutschen Volke zuteil geworden. Wenn diese in der gesamtdeutschen Dichtung, ja in gewissem Sinne in der ganzen Weltliteratur einzig dastehende lyrische Gestaltung eines geschlossenen Volkstums in des Dichters engerer Heimat — wo sonst doch der „Prophet" nichts zu gelten pflegt — einfach als „dat Book" schlechthin allgemein bekannt und beliebt wurde, wenn zahlreiche seiner sangbaren Lieder vielfach ohne Kenntnis des Verfassers alsbald als wahre Volkslieder umliefen, so ist das wohl der schönste Lohn, der einem Dichter werden kann. Ihre Wirkung ist auch heute noch nirgends verblaßt, und wenn wir endlich eine würdige und doch wohlfeile Neuausgabe des „Quickborn" — eine kleine gute Auswahl erschien ja im Jubiläumsjahr Klaus Groths innerhalb der verdienstvollen Sammlung „Platt-

düütsche Volksböker" (Verlag von H. Lühr & Dirks in Garding) — erhielten (der prächtige Druck des Insel-Verlags kommt leider des Preises wegen für eine Massenverbreitung nicht in Betracht), so würde dem Werk auch heute wieder ein buchhändlerischer Erfolg beschieden sein wie bei seiner ersten Ausgabe. Denn wie Groths „Quickborn" damals (1852) nach dem unglücklichen Ausgang des schleswig-holsteinischen Freiheitskampfes seinen Landsleuten Trost und Zuversicht in die unvergängliche Zukunft treu bewahrten deutschen Stammestums zusprach, so kommt er auch gerade jetzt nach dem traurigen Abschluß des Weltkrieges wieder dem Suchen nach den unversiegbaren Quellen deutscher Wesensart wunderbar entgegen und könnte daher abermals zum rechten Volksbuch werden. Zumal in unserm Schleswig-Holstein, das jetzt aus langem Schlaf endlich wieder zum Bewußtsein seiner selbst erwacht ist und, wie der Schleswig-Holsteiner-Bund durch seine Zielsetzung und sein schnelles Anwachsen beweist, nach mancherlei Verirrungen klar erkannt hat, daß die außerpolitische Gefahr und etwaige Einbuße nur durch kulturpolitische Erneuerung wettzumachen ist, daß unsere vornehmste Aufgabe darin besteht, unser niederdeutsches Stammestum zu bewahren und zu vertiefen.

Das aber spiegelt sich nirgends so rein und unverfälscht wie in den großen Werken seiner Stammesdichter, unter denen Klaus Groth in erster Reihe steht. Mit voller Berechtigung hat man gesagt, daß allein aus dem „Quickborn" das ganze Dithmarschen der vormärzlichen Zeit sich voll aufbauen ließe, wenn auch alle anderen Zeugnisse der Vergangenheit verschwänden. Und diese einzigartige Gedichtsammlung vermag das gerade deshalb, weil sie so vollen künstlerischen Rang hat, weil sie bei aller Realistik dichterisch zeitlos und darum ewig ist. Alle Seiten unserer schleswig-

holsteinischen Stammesart und unserer heimischen Landschaft gewinnen darin unvergängliches Leben in lyrischen Meisterschöpfungen, die zum Vollendetsten der Weltliteratur gehören. Für die Erfassung der Kindesseele wurden eingangs ein paar der bezeichnendsten Gedichte genannt. Wie reich und vielseitig, bald innig, bald neckisch, bald tragisch die Liebeslieder des „Quickborn" sind, zeigt die bloße Aufzählung einiger Titel, bei deren Nennung jedem Niederdeutschen sogleich die ganzen Gedichte gegenwärtig sind, wie „He sä mi so vęl", „Vullmacht siin Twęschens", „Vör Dœr" (Laat mi gahn, miin Moder slöppt), „Verlaarn", „De Duuv", dies letztere so ungemein charakteristisch für des Dichters Kunst, die heikelste Situation in dezentester Weise anzudeuten. Wie köstlich kommt andererseits niederdeutsches Phlegma in „Dithmarscher Gemöötsruh" zum Ausdruck, wie schlichtinnig niederdeutsche Gemütstiefe etwa in „Miin Jehann", wie anschaulich niederdeutscher Spuckglaube in „Dat gruli Huus". Und unsre heimatliche Landschaft ersteht mit all ihren Stimmungen vor uns, wenn Klaus Groth uns „Dat Moor", den „Goldbarg", „Dat Dörp in Snee" schildert, wenn er in „Ol Büsum" versunkenes Leben gespensterhaft wieder heraufbeschwört.

Und was von der Lyrik des „Quickborn" gilt, das trifft in Bezug auf Kunstwert und Kulturgehalt nicht minder für Klaus Groths meisterhafte Versepen zu. Hier zumal wären würdige und doch wohlfeile Sonderausgaben die Vorbedingung dafür, daß „Rootgęter Meister Lamp un siin Dochder" und „De Heisterkroog" endlich Allgemeingut aller kunstverständigen Schichten würden, während bisher nur ganz wenige zu ihnen hingefunden haben, weil der Dichter sie im zweiten Teil seines „Quickborn" sozusagen versteckt hat, so daß bis jetzt nur verhältnismäßig wenige diese Schätze wirklich kennen die in ihrer dichterischen Ausmünzung unserer Stammessprache die lyrischen Leistungen des „Quickborn" vielleicht noch übertreffen. Und auch die Prosadichtungen Klaus Groths, die jetzt den 3. und 4. Band seiner „Gesammelten Dichtungen" (Verlag Lipsius & Tischer in Kiel) füllen, sollten endlich in äußerlich ansprechender Form zugänglich gemacht werden; sie würden heute zweifellos die dankbare Aufnahme finden, die ihnen bei Lebzeiten des Dichters nach anfänglichem Erfolg schließlich doch größtenteils versagt blieb, weil Fritz Reuters herzhaftere Gaben sie — die ersten neuplattdeutschen Erzählungen überhaupt, so daß Klaus Groth auch auf diesem Gebiet der Bahnbrecher gewesen ist — leider bald ganz in den Schatten drängten.

Die Fülle kulturhistorischen Lebens, der rein menschliche Gehalt und die edle Sprache (die übrigens für die plattdeutschen Dichter der Gegenwart eine wahre Fundgrube halbvergessener Ausdrücke und ein unübertrefflicher Lehrgang in echt plattdeutschem Satzbau sind) verbürgen ihnen einen sicheren und in jeder Weise vollauf verdienten Erfolg, wenn sie nur in geeigneter Form an die Leserschaft herangebracht werden.

Es ist wirklich an der Zeit, das bittere Unrecht wieder gutzumachen, das Deutschland über ein halbes Jahrhundert hindurch Klaus Groth zugefügt hat, indem es ihn immer nur als „Dichter des Quickborn" kannte und anerkannte, während doch auf sein ganzes, noch heute größtenteils brachliegendes Gesamtwerk die Huldigung zutrifft, die sein bedeutendster dichterischer Nachfahr auf gleichem Sprachboden, unser „vierter niederdeutscher Klassiker" Johann Hinrich Fehrs in seinem innig schönen Widmungsgedicht an den verehrten Meister ausspricht:

Wat in uns' Volk sik deep in Harten röögt,
Wat noch keen Woort funn, allens, wat verborgen,
Wat uns den Moot stailt, wat den Nacken böögt,
Uns' Droom un Leev un Glück, de bangen Sorgen,
Dat allens heft du luud un lisen sungen . . .

Mit ihm vereinigt sich in stets noch wachsendem Verständnis für den schier unausschöpflichen künstlerischen und kulturellen Reichtum des Lebenswerkes Klaus Groths ganz Niederdeutschland in dem Empfinden:

Heft Dank, du depe Lebensborn, heff Dank!

Klaus Groth's Geburtshaus — heute Klaus-Groth-Museum in Heide.

Mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers u. Verlegers aus dem Schleswig-Holsteinischen Kunstkalender 1919. S. 70.

Plattdütschland — tohop!

(Vorspruch to den Holstendag för allerhand Slag Lüd in Elmshorn.)

Plattdütschland — tohop!
Dat is unse Rop.

Dütschland liggt dal; uns is to Mood,
As schull de Welt vergahn. —
Wa kann uns Fest un Volksdag hüt
Vör so'n Gericht bestahn?
Wenn Gott de Völker pröben deiht
Un menni Volk verlaren geiht, —
Wa, meent ji, kümmt uns Fest togang
Mit idel Spelwark un Gesang?

Dat weer wul leeg, wenn unse Fest
Nix weer, as Dans un Spel. —
Uns' Fest is mehr, is Gottesdeenst
Un Fierdag för de Seel.
Du büst, wenn di nix holen deiht,
As Gras, hüt grön und morgen meiht.
Wat is dat, wat di stütt un höllt?
De Heimat, de wi fiern wöllt.

De Heimat gifft uns Lewenskraft
Un Farw un eegen Art;
Bliewt wi er tru, denn höllt se uns, —
Hebbt wi er ehrt un wahrt?
Ol Plattdütschland, malins so stark
In Staatenbu un Manneswark,
Hett wol in 'n Krieg de Prov bestahn —
Un is doch dicht vör 't Uennergahn!

De Heimat is wul noch de ol,
As de vör dusend Jahr;
De Stamm is ok noch stark un echt,
Blauögt un hell von Haar —
Un doch, wa menni güng verlarn,
Wat wi üm alles schulln bewahrn,
De Modersprak, de Vaderart, —
Dat kränkt un grämt so menni Hart.

En Mahnwort güng wul denn un wenn
Dör unse Heimatland;
Halv hörn wi hen, halv lachen wi,
Un trag' bleew jede Hand. —

Wat Vaderart, wat Moderſprak!
Geld to verdeenen weer de Sak:
Wenn uns de Geldſchapp lerri blifft,
Keen Glot uns mehr den Hartſlag drifft.

Ok weern Plattdütſchland un ſin Volk
All utſtückt lang vördem
In menni Lüttland, dat ſich boſt'
Oder dat ſik ſmall betem.
In Holſteen, Sleswig, Mecklenborg,
Dar lew man ſatt und ſünner Sorg;
Hannover, Brunswik un ſo fort, —
Doch Plattdütſchland, datt hett keen Ort.

Keen een will hüt er eegen Art
Antaſten un ern Nam, —
Doch wulln wi geern, dat ſe begriept,
Se hören eng toſam,
Se hören all in eenen Krink —
O, dat he nie in Stücken güng!
Denn bet in jede Tokunft wahrt
Sik blot in em de Heimatart!

Een Weck- un Mahnrop is un' Feſt:
Hol faſt un wiß din Arw, —
De Untru gegen Vaderart
Is ſülwſt ſik tom Verdarw;
Singt wie en Leed, ſpelt wi en Spel,
Denn klingt un ſeggt uns dat ſo vel
Von dat, wat Alldags ſwinnt un ſwiggt,
Von dat, wat uns an 'n Harten liggt.

De Heimat ſchall unſ' Heimat warrn,
As in de ole Tied;
Eendracht makt ſtark, verget dat ni,
Un makt de Harten wied, —
So kling de Rop von Land to Land,
Von Kant to Kant, von Strand to Strand
Dör Feſtdagsſpel un Alldagswark!
Wes't eenig, heimattru un ſtark!

Dat is unſe Rop:
Plattdütſchland — tohop!

Iven Kruſe.

Kirchenbauten des Barocks in der Niederelbe.

Von Alfred Heuer.

Es ist noch garnicht solange her, daß man über die Kunst des Barocks im 17. und 18. Jahrhunderts ein abfälliges Urteil aussprach, selbst namhafte Kunstschriftsteller redeten von einem Verfall der Kunst in jenen Zeiten. Aber dann ist doch allmählich ein großer Umschwung in der Wertung eingetreten, und heute wissen wir, daß der Barock in der Geschichte der Kunst einen Höhepunkt bedeutet. Jenes gottbegnadete 18. Jahrhundert, das auf fast allen Gebieten Unsterbliches schuf, war nicht nur das Zeitalter Goethes, Bachs und Mozarts, sondern brachte auch eine Reihe von bedeutenden Baumeistern hervor, wie Pöppelmann, Prandauer, Schlüter, Neumann, Asam, die Dientzenhofer usw.[1])

Es war Deutschlands hohe Zeit: unser Vaterland kann sich — gerade auch auf dem Gebiet der Baukunst jener Zeit — messen mit dem Höchsten, was das Abendland geschaffen hat. Und diese Kunst war deutsch, wenn freilich auch der Barock seine Quellen in Italien hat, so daß man früher in ihm eine fremde Kunst sah, während doch in Wahrheit die deutsche Baukunst damals ganz ihre eigenen Wege gegangen ist.

Vom Süden Deutschlands ist dann die Kunst des Barocks in den Norden gedrungen. Es scheint, das die Ströme für die Verbreitung dieser Baugedanken wichtig geworden sind, denn gerade um sie herum lagern sich vornehmlich die Barockbauten. Waren doch von jeher Flüsse Träger und Förderer der Kunst. Den Rhein und die Donau brauchen wir nicht erst anzuführen, aber auch die Elbe mit ihren Nebenflüssen hat solche fruchtbaren Gedanken mit herabgetragen von Prag über Dresden, der Stadt des Barocks, bis in die Niederelbe, unsere Heimat, wenn freilich diese Beziehungen noch längst nicht geklärt sind und wir nur mehr Vermutungen anstellen können. Für Prey zudem, der mit Sonnin die Michaeliskirche

[1]) Vergl. das treffliche Buch: Deutscher Barock, Langewiesche, aus der Sammlung der blauen Bücher.

in Hamburg schuf, sind solche Einflüsse erwiesen,[1]) für Cai Doses Bautätigkeit möchten wir sie annehmen, den Beweis freilich schuldig bleibend.

Den großen süd- und mitteldeutschen Barockbauten hat der Norden nun kaum Gleichwertiges entgegenzustellen, und doch sind auch hier große Werke entstanden; zumal die Niederelbe weist eine ganze Reihe von Schöpfungen auf, Zeugen der hohen Kunstentwicklung im 18. Jahrhundert auch in unserer engeren Heimat. Wir nennen: Altona Hauptkirche, St. Georg-Hamburg, die Kirchen zu Uetersen, Nienstedten, Hörnerkirchen, Rellingen, Niendorf, Wilster, Herzhorn und das mächtigste Denkmal, die St. Michaeliskirche zu Hamburg. Auch wir besitzen einen Sonnin, den Erbauer der Michaeliskirche, einen Cai Dose, den Schöpfer von Rellingen.

Früher hat man nun viele der ebengenannten Kirchen Sonnin zugewiesen, noch heute sprechen wir ja von einem Sonnin-Stil. Aber Sonnin ist nur ein Sammelname. Erst die Forschungen der letzten Jahre haben, gestützt auf Archiv-Forschungen, Licht über die Bauten und ihre Erbauer gebracht. Dankbar nennen wir hier Burgheims Werk: „Der Kirchenbau des 18. Jahrhunderts im Nordelbischen". Heute ist die Sage, die wir so gern vernommen haben, zerstört, daß Sonnin der Erbauer einer ganzen Gruppe von Kirchen sei, bestimmt weist man ihm nur noch außer der Michaeliskirche die zu Wilster zu, während alle anderen Bauten von anderen Baumeistern erbaut sind. Ein geschärftes Auge freilich hätte auch ohne diese Forschungen aus den stilistischen Besonderheiten die Unterschiede der einzelnen Meister erkennen müssen. Aus diesem Kreis von Kirchenbauten möchten wir in diesem Jahrbuch die Kirchen unseres Kreises, Uetersen und Rellingen, behandeln.

Eine allgemeine Bemerkung, die für beide Kirchen gilt, schicken wir voraus: Es ist die Bedeutung der Lage eines Bauwerkes im Barock überhaupt. Dieser Stil wertet vor allem die Lage im Gesamtbild einer Stadt oder, im weiteren Umfange, der Natur. Das wird einem sehr klar, wenn man etwa betrachtet, welche Rolle im Stadtbilde Hamburgs die Michaeliskirche, dieses Wahrzeichen jener Stadt, spielt. Eine solche weithin beherrschende Stellung erstrebt der Barock bei seinen Bauten sehr oft.

Diesem Gesetz suchen auch die Kirchen in Uetersen und Rellingen gerecht zu werden: Durch ihre Anlage und feine Anpassung

---

[1]) Vergl. Damman: Die St. Michaeliskirche in Hamburg, S. 28—30.

Kloster-Kirche in Uetersen.

an das Gelände wollen sie herrschen. Man könnte dem freilich entgegenhalten, daß gerade diese beiden Kirchen ihrem Standorte nach schon vorher bestimmt waren, denn tatsächlich sind alte Bauplätze für die Neubauten wieder verwandt worden. Immerhin tritt jenes Gesetz auch bei ihnen in die Erscheinung. Beim Rellinger Bau leuchtet es sofort ein: Das mächtige weithin sichtbare Bild dieser Kirche — von der Bahn aus gesehen — ist nicht nur der Mittelpunkt des Dorfes, sondern der ganzen Landschaft. Auch die Kirche von Uetersen ist auf Fernwirkung berechnet, sie gewährt ein prachtvolles, überaus malerisches Bild, zumal im Frühjahr im Sonnenschein, wenn über die saftigen Wiesen der Marsch hinweg sich der rote Backsteinturm herauslöst aus dem Wald von lichten, zartgrünen Bäumen und die wunderbare Rotbuche ihre Zweige wie zum Schutze aufs Kirchendach legt, oder der Burggraben mit der weißen Brücke im tiefen Frieden des Klostergartens die alte Kirche umgibt. Und wieder ein anderes Bild — immer neu und wechselnd — in den verschiedenen Jahreszeiten. Wir wissen es, die Menschen des 18. Jahrhunderts haben für diese Werte der Farbe und Stimmung ein empfänglicheres Auge und Ohr besessen als wir stumpfen Menschen von heute. In diesem Zusammenhang verdient noch erwähnt zu werden, daß der Baustoff beider Kirchen der Backstein ist, der uralt heimische, in dem bereits seit dem 12. Jahrh. die Gotteshäuser des Landes errichtet wurden. Mit seiner Wärme und starken Farbigkeit scheint er für das niedersächsische Landschaftsbild wie geschaffen zu sein.

Wir betrachten zunächst die Kirche zu Uetersen.

Ueber ihren Bau sind wir gut unterrichtet durch die vermischten historisch-politischen Nachrichten der Herzogtümer Schleswig und Holstein von Johann Friedrich Camerer aus dem Jahre 1762. Ein Abschnitt dieses Buches handelt von den Nachrichten von dem Stifte und Flecken Uetersen. Darin wird berichtet, daß im Jahre 1648 der alte Kirchturm zugleich mit dem Wedeler, Rellinger und vielen anderen Türmen heruntergeweht worden sei. „Der neue Kirchenbau nahm 1738 durch die unermüdliche Sorgfalt des Herrn Geheimrats von Ahlefeld seinen Anfang. Die Verdienste des Mannes um das Kloster sind unendlich groß. Er ermüdete nicht, Anstalten zu treffen, damit diese Kirche eine der schönsten in diesen Gegenden werden möchte. Und es ist ihm auch gelungen." Der Grundstein wurde am 20. Juni 1748 gelegt, die Einweihung erfolgte am zweiten Advent 1749. Als Erbauer galt lange Sonnin, aber schon Camerer bezeichnet als ihren Schöpfer Jaspar Carstens, einen Baumeister aus Uetersen. Es ist

nämlich die Rede und das „Singgedicht" der Einweihungsfeierlichkeit erhalten. Da lesen wir von dem „beständig zugegen gewesenen Herrn Baumeister Carstens," „alles ist nach dem künstlichen Modell und Riß des Herrn Baumeisters zum Stande gebracht". Neben ihm scheint der Landbaumeister und Major Müller am Bau die Oberaufsicht erhalten zu haben, und die Kirche wurde nach den von Müller verbesserten Plänen „aufgeführt",[1]) doch ist nicht mehr ganz klar festzustellen, welcher Anteil am Bau ihm zuzusprechen ist. Uebrigens hatte auch Cai Dose einen Entwurf eingereicht, es ist zu bedauern, daß der uns nicht erhalten ist.

Von Jaspar Carstens wissen wir weiter nichts, nur sein Werk steht heute noch als schönes Denkmal seines tüchtigen Könnens vor uns. Schon daß man die Kirche einem Sonnin zusprechen konnte, zeugt von ihrer Bedeutung. Wir wollen sie im einzelnen beschreiben, dann wird es klar, welch feines Werk geschaffen wurde.

Camerer erzählt uns von dem Grundstein der Kirche, der „nach der Sage der Eingeborenen nach Glinde zu auf dem Feld gelegen haben soll, und der Riesenstein genannt wurde". „Die Kirche ist von roten Ziegelsteinen aufgeführt und ungemein regulär gebaut. Der Turm ist nicht zu hoch, und folglich den Winden nicht so sehr ausgesetzt" (Camerer). Vermutlich war man durch die Ereignisse belehrt und wollte sich nicht noch einmal den Turm herunterwehen lassen.

Der viereckige Turm wächst ganz natürlich aus der Baumasse heraus; in seinem klaren Umriß, trotz seiner nicht allzugroßen Höhe, beherscht er den Bau. Er ist auffallend tief eingebaut, so schließt sich die Linie des Daches — von der Seite gesehen — aufs beste dem Turmumriß an, beide sind aufs engste mit einander verknüpft. Der Turm endet mit einer Turmhaube. Die Maße und auch im einzelnen die Form des Turmes wiederholt der Dachreiter, so macht sich auch hier eine wohltuende Klarheit bemerkbar.

Das Dach des Kirchenschiffes ist hoch hinaufgeführt; anders freilich würde die Wirkung sein, wenn anstatt des Schiefers, der heute die Eindeckung bildet, noch das alte Pfannendach vorhanden wäre, das nach Camerer ehemals Turm wie Kirchendach zierte. Burgheim ist der Ansicht, das Mansardendach weise kein gutes Verhältnis von Unter- und Oberdach auf, dieses sei zu flach. Dieser Meinung können wir uns nicht anschließen, nur aus zu großer Nähe mag vielleicht die Teilung unrichtig erscheinen.

---

[1]) Vergl. Burgheim, a. a. O. Seite 14.

Vier Fenster unterbrechen die ruhige Fläche des Daches und gliedern sie noch einmal im wagerechten Sinne; es sind Lichtschächte fürs Innere.

Die Wand des Kirchenschiffes ist außen durch flache Wandpfeiler gegliedert, wir möchten richtiger sagen belebt. Backsteinkapitäle schließen die Säulen nach oben hin ab. Die Pilaster treten auch als Eckpfeiler auf, ihre Absicht ist an der Stelle, dem Bau ein festes Gefüge zu verleihen, die Mauer zusammenzuhalten. Genau in der Mitte der Wand sitzt die Tür als Angelpunkt der Mauer; sie soll in die gleichmäßige Abfolge der Fenster Leben und Abwechslung bringen.

Das Verhältnis von Mauermasse und Fensteröffnung ist sehr fein. Schließlich beachte man noch, wie die Fenster die Mauer gliedern: das ist ein gegenseitiges Abwägen, ein so sicheres Gefühl für die Auflösung der Fläche, daß man geradezu von einer rhythmischen Rechnung sprechen möchte. Es ist der Geist der Baumeister des 18. Jahrhunderts mit ihrem starken architektonischen Empfinden, das ein so sicheres Formgefühl offenbart. Wie klar geht doch die Rechnung dieser Wand auf! Diese Mauer ist in ihrem hohen Ebenmaß ein Muster, das sich unsere Baumeister bei ähnlichen Lösungen vor Augen halten sollten. Im einzelnen wirken dabei die Verhältnisse fast zierlich. — Besonderen Wert legt der Barock auf die reiche Ausgestaltung des Tores, es wird oft das Prunkstück der Bauten. So bilden auch hier den Eingang Sandsteinpfeiler, über ihnen sind als Bekrönung Engel und Drachen (nicht Schlangen, wie Camerer und nach ihm Burgheim schreibt), die die damalige Zeit verwandte, angebracht. Unter ihnen steht in einem runden Schild im blauen Felde „der geheiligte Name Friedrichs V. in einem Zug". „Darüber strahlt eine goldene Krone". Auch die Jahreszahl 1748 ist hier zu lesen.

Ueber das Innere der Kirche urteilt schon Camerer richtig, daß sie „ungemein hell" sei, zu hell möchten wir sagen. Leider sind die Fenster erneuert. Von der Wirkung der alten bleigefaßten kann man sich noch überzeugen, wenn man die erhaltenen über dem Eingang betrachtet. Auch sonst ist heute der Gesamteindruck des Raumes stark durch die unerträgliche Farbe beeinträgtigt, sie sollte einmal beseitigt werden. So wirkt das Ganze kahl und nüchtern, einstmals wird das Raumbild feierlicher und geschlossener gewesen sein, immerhin kann man sich der großen, mächtigen Wirkung nicht entziehen.

Pfeiler, die ganz schmucklos sind, tragen die Decken, sie stehen nicht genau senkrecht, der Druck des Gewölbes hat sie nach außen geneigt. Auch bilden sie die Stütze für die rings umlaufende Empore.

Starkes Leben empfängt dieser Raum durch den Altar und das großartige Deckengemälde.[1])

Für den Bau des Altars hatte man sich an einen bekannten Bildhauer in Hamburg gewandt, Joh. Georg Engert. Er hatte bereits 1742/43 in der Hauptkirche von Altona Altar und Schnitzwerk geschaffen, 1745 übernahm dieser Künstler — die Verpflichtung ist uns noch erhalten, abgedruckt bei Dammann a. a. O. Seite 45 — „die Verfertigung der in der neu erbauet werdenden heiligen Dreifaltigkeitskirche (Hamburg St. Georg) erforderlichen Bildhauerarbeit an dem Altar, der Kanzel, Orgel und wo sonsten, es bestehe dieselbe in großen oder kleinen Figuren, Laubwerke und anderen Zierraten".

Für die Jahre 1748/49 wurde er dann nach Uetersen berufen, dort die erwähnten Arbeiten auszuführen. Wir sind geneigt, Engert einen größeren Anteil an den Werken zuzugestehen, als es bisher meist geschehen ist. Er scheint nicht nur die fertigen Zeichnungen ausgeführt, sondern an dem Entwurfe selbst mitgearbeitet zu haben. Nicht nur ein verwandter Aufbau, bestimmte Formen, die sich bei den 3 Altären wiederholen, lassen diese Vermutung gerechtfertigt erscheinen. Sein Meisterwerk ist ohne Frage der Altar in der St. Georg-Kirche in Hamburg, ein echtes Werk des Barocks von soviel Wucht und Leidenschaft, von einer Großartigkeit des Wurfes — es gibt dem Kirchenraum einen feierlichen, brausenden, mächtigen Abschluß — daß man erstaunt ist, hier in der Nähe solche Werke zu finden.

Der Altar zu Uetersen ist ein Kanzelaltar: Kanzel und Altar sind vereint, aus ihnen wächst die Orgel heraus, so daß der ganze große Aufbau bis an die Decke des Schiffes reicht. Ein einheitlicher Entwurf liegt dem ganzen zu grunde, kein Flickwerk ist geschaffen, folgerichtig schließt sich die Orgel an den Unterbau an, eine Verjüngung nach oben und zugleich den Abschluß bildend. Auch glauben wir einen wohltuenden Wechsel zu bemerken: gegenüber den schweren, massigen Formen des Altars erblickt man oben die zarte, feingliedrige Teilung der Orgel, ein schwerer Unterbau steht einem

---

[1]) Die alten Kirchengeräte, die Haupt: Bau- und Kunstdenkmäler — — — aufzählt, sind früher nach Hamburg verkauft.

Haupttür der Kirche in Uetersen.

feinen Oberbau wirksam gegenüber. Ein barockes Gesims von großer Massigkeit durchschneidet den ganzen Altar und bildet die große Teilungslinie im Aufbau. Dies Gebälk ruht auf Säulen, die den Altar in senkrechter Richtung gliedern und noch einmal die Senkrechte stark betonen. Auf den Säulen stehen die Gestalten der Hoffnung und Frömmigkeit, über dem Altar ruht das Lamm mit der Fahne und dem Buch mit 12 Siegeln.

Die vier Säulen bilden nun das Gefüge für den Unterbau. Im Mittelfeld zwischen den Säulen befindet sich die Kanzel, und unter ihm der Altar. Zwischen dem äußeren Säulenpaar stehen zu beiden Seiten die Gestalten des Moses und Aron. Diesen feierlichen ehrwürdigen Männern des alten Testaments entspricht der großartige Aufbau des ganzen Kanzelaltares. Betrachten wir noch einmal das ganze Werk, so beobachten wir ein leises Abklingen von der Mitte nach den Seiten bis zu den abschließenden Vasen. Um den Altar führt vorne eine balusterartige Schranke mit Gitter herum, von Vasen bekrönt.

Das Gemälde unterhalb der Kanzel ist nicht als große Leistung zu bezeichnen, es ist ohne Gefühl und Kunst im italienischen Stil gemalt.

Wunderbar dagegen und von schöner Erfindung sind die plastischen Engelgestalten an der Kanzel gebildet. Ueberhaupt zeigt der Schmuck im einzelnen eine hohe Vollendung, wir bewundern Engerts Meisterschaft. Auf fein gearbeitetem Untersatz stehen Moses und Aron. Moses hält die übergroßen Tafeln der zehn Gebote in der Hand. Sein Gewand ist brüchig und rauschend: es ist ja die Zeit des Barocks, der seinen Gestalten so gern eine starke Bewegung verleiht. Auch der Kopf des Moses ist leidenschaftlich bewegt und mit herauswachsenden goldenen Hörnern — wie schon der Moses des Michelangelo — verziert. Modellähnlichkeit glaubt man in den Zügen zu erkennen. Es kam dem Künstler weniger darauf an, den Körper richtig wiederzugeben als vielmehr einen malerischen Eindruck zu erzielen. So sind die Hände und Arme zu dick und ohne Gefühl für Gelenke angesetzt, aber in ihrer Gesamterscheinung erfüllen diese Gestalten durchaus ihren Zweck, den Altar zu beleben.

Neben dem Altar ist es dann vor allem das große Deckengemälde Colombos, das dem Innenraum seinen Glanz verleiht. Die Decke ist muldenförmig gewölbt, ihr Spiegel trägt das Gemälde. Sonst ist der Schmuck der Decke, die Stuckverzierung aufweist, sparsam, sie soll nicht überladen sein, nur das Gemälde sollte sprechen. Engel-

gestalten in Stuck, wie sie schon am Altar zu sehen waren, kehren auch an der Decke wieder, leider sind sie so süßlich übermalt, daß man an Zuckerwerk denkt. Auch das Gemälde selbst ist zum Teil von Stuck umrahmt. Engelgestalten, Engelköpfe vereinen sich sehr glücklich mit dem Inhalt. Man rühmte Colombo als besonders geschickt, seine Malerei der umrahmenden Architektur anzupassen. Während sonst der ganze Bau und auch das Kircheninnere durchaus barock gebildet ist, könnte man die Decke in ihrer anmutigen Ausführung eher dem Rokoko zuweisen, trotzdem aber eint sich Raumbild und Decke aufs beste, so daß der ganze Innenraum einheitlich und ohne Sprung ist. Die Deckenwölbung nun wählte in der Zeit des Barocks der Maler gern für seine Kunst. Die Malerei wurde damals ganz in den Dienst der Baukunst gestellt. Man soll die Decke vergeßen, jegliche Begrenzung soll aufhören, dem Beschauer soll zu Mute sein, als ob die Decke sich öffne. Das ganze Himmelsgewölbe wird hereingezogen, und schrankenlos verliert sich das Auge in weite Fernen, da hören alle Gesetze der Schwere auf, die Decke verliert ihren Wert als baulicher Bestandteil, als ein nach oben schließendes Glied.

Freilich stellt eine solche Malerei größte Anforderung an den Künstler: starke Verkürzungen muß er zeichnen können und das Ganze trotz der Fülle der Gestalten übersichtlich auch auf weite Entfernung anzuordnen verstehen. Man denke an die gleichzeitigen großartigen Deckengemälde Tiepolos im Würzburger Schloß, die ein höchstes an Vollendung erreichten.

Doch kehren wir zu unserem Gemälde zurück. Camerer hat es uns ausführlich beschrieben, ein wenig folgen wir ihm in seinen Ausführungen.

Dargestellt ist die Dreieinigkeit, verehrt und angebetet von jubelnden, jauchzenden Engelchören: gloria patri et filio et spiritui sancto, wie im Gemälde selbst zu lesen ist. Man muß sich langsam in das ganze mit seinen vielen Einzelheiten hineinsehen, Gestalt für Gestalt herauslösen, erst dann kann man zu einer gerechten Würdigung gelangen.

Schon auf den ersten Blick fällt die Pracht der Farben auf, lichte zartleuchtende Freskofarben hat der Maler gewählt, daß die jubelnden Klänge den ganzen Raum bis in den letzten Winkel durchtönen. Die Zeichnung z. B. eines Engelflügels ist von so feiner, schimmernder Farbe, daß sie schon Camerer an einen Schmetterlingsflügel denken ließ. Ueber diese Leuchtkraft wundern wir uns um

so mehr, als schon Camerer schreibt, die Farben seien nachgedunkelt und Anzeichen der Vergänglichkeit wahrnehmbar.

Das Gemälde entwickelt sich von der Seite des Altars nach der entgegengesetzten Richtung zu in immer weitere Ferne. An der Altarseite überraschen zunächst die großen, mächtigen Darstellungen der Engelgestalten, die den Rahmen zu sprengen drohen, ihn überschreiten. Hier im Vordergrund sind große Engel mit Heerpauke" gemalt, über ihnen tragen zwei Engel eine „Paßgeige". Auf der linken Seite — vom Altar aus gesehen — fällt ein kleiner Bachusengel über die Stuckeinfassung des Gemäldes „in einer dunklen Wolke mit vieler Kunst" herunter. „Er reitet auf seinem großen Waldhorn und bläst mit vollen Backen. Ueber diesem halten zwei Engel fliegende Noten. Ein fast nackter Engel wird sichtbar. Sennor Colombo hätte das Andenken — nach der Sage der Einwohner — der damals ihrer Schönheit wegen berühmten Donna Nikolini auch im Norden verewigen wollen."

„Hinter diesem Engel bläst ein lieblicher Engel auf der Flöte, ein anderer begleitet. Neben ihm halten vier kleine Engel ein Notenblatt: „Cantate Canticum nov um' singet ein neues Lied, lesen wir. Andere Engel liegen anbetend auf den Knieen. Auf der Seite fällt wieder ein Engel kunstreich aus der Einfassung herunter, zwei Engel tragen die Inschrift: Gloria patri filio et spiritui sancto.

„Die Schönheit der Wolken, besonders im Vordergrund ist wunderwürdig", urteilt Camerer. Wir sagten bereits, daß die Engelgestalten übermäßig groß und schwer gemalt erscheinen. Düsteres Gewölk quillt in prachtvollen Farben über den Rahmen. Es soll die Erdennähe ausdrücken, während die anderen Teile weiter entfernt zu denken sind. Gottvater, mehr nach der Mitte des Gemäldes zu, ist dann ganz klein gebildet. Immerhin ist diese Raumabstufung nicht recht glaubhaft dem Auge gemacht. Die Luft ist nicht gemalt, es fehlt somit die Tiefenwirkung, und das dürfte der Hauptfehler der ganzen Anlage sein. Die Gestalten folgen zu schnell aufeinander, und man ist dann mit einem Mal über den veränderten Maßstab überrascht. Allzuplötzlich dringt das Auge in die weitere Ferne ein, ohne die allmähliche Tiefenentwicklung ablesen zu können. Ein einheitliches Zusammensehen des Ganzen fehlt. Man könnte ja freilich denken, daß dem Künstler von Anfang an die Uebersicht über die Decke gefehlt habe und ihm der veränderte Maßstab dann erst beim Arbeiten gekommen sei — wie Michelangelo an der Sixtinischen

Decke in den späteren Abschnitten einen anderen Maßstab wählte. Allein dem ist nicht so.

Nach der Mitte zu ist dann die Weltkugel, von zwei Engeln getragen, dargestellt, am Rande erblickt man zwei Engelköpfe, ein Engel umspannt die Kugel. Gottvater erscheint als „ein alter Mann". Er wie Christus scheinen auf die Taube, den heiligen Geist, hinzudeuten, der über ihnen sonnenhell erstrahlt. In weiter Ferne tragen an der Seite Christi Engel das Kreuz, Nagel, Krone, Peitsche, Rute, Spieß, Kelch, Hammer. Großartig ist diese Gruppe mit den Marter-Werkzeugen zur Kreuzigung. Alles ist gegen den goldigen Himmel gestellt. Wunderbar ist der kleine Engel mit der Dornenkrone, ein anderer schlägt Nägel ein. Um die Taube schweben „hundert und mehr Engelsköpfe, die Einwohner berichten, daß dieser Teil von Kennern wäre bewundert worden". Immer neue Engelgestalten quellen aus der tiefen goldigen Ferne, die von feinster Wirkung ist, herauf und schweben, frei von aller Körperlichkeit durch den unendlichen Raum. Es ist, als ob der Himmel sich öffne.

An der Seite wird ein Engel sichtbar, „sein Fuß ist ungemein stark gemalt", in der Hand hält er ein Blatt: Gloria in excelsis Deo. Die anbetenden und musizierenden Engel rings herum sind von starker Erfindung, ein unerschöpflicher Reichtum an Bewegung, an Verkürzung offenbart Colombos Meisterschaft.

Vor allem großartig ist die Donna Nikolini gemalt: man erkennt die Arbeit nach einem Modell, die vorher erwähnte „Sage" wird recht haben. Zart und fein in der Darstellung des Nackten, läßt diese Gestalt das Urteil gerechtfertigt erscheinen, daß Colombo in der Wiedergabe des Nackten ein starkes Können besitze. Zudem ist es eine echte Rokokoerscheinung, man spürt Tiepolos Zeit, jene Zeit, die die Schönheit der Frau so berauschend darzustellen wußte.

Zusammenfassend möchten wir sagen, daß das Gemälde von höchster Erfindung und Bedeutsamkeit ist, man hat es noch nicht genug gewürdigt, der Aufbau ist, wenn auch nicht in allem gelungen, doch groß. Es gibt Stellen darin von mächtigem Wurf, wo die Hand des Meisters selbst zu spüren ist, während man anderswo freilich auch die Arbeit von Handwerkern zu erkennen glaubt. Burgheims Urteil: „künstlerisch nicht besonders wertvoll" können wir uns demnach nicht zu eigen machen.

Noch einige Worte über den Meister selbst möchten wir anfügen:

Joh. Baptista Innocenz Colombo.

Sein Leben ist uns genau bekannt, das große Künstlerverzeichnis von Thieme & Becker gibt uns darüber genaue Auskunft, wir folgen den Ausführungen dieses Werkes. Wie so viele Künstler seines Volkes im 18. Jahrhundert hat Colombo Deutschland durchwandert, bald hier, bald dort arbeitend. Insofern ist sein Leben überaus bezeichnend für die damalige Zeit. Meist waren es freilich italienische Stuckarbeiter, die nach Schleswig-Holstein kamen und die großartigen Stuckarbeiten schufen, die wir noch heute bewundern. Auf die Höhe des Geschmackes des 18. Jahrhunderts wirft es ein helles Licht, daß eine solche Kleinstadt wie Uetersen neben dem tüchtigen Engert einen Meister wie Colombo zur Ausschmückung seiner Kirche berief, wie man ja heute erst wieder beginnt, die Ausmalung öffentlicher Gebäude bedeutenden Malern anzuvertrauen. Geboren ist Colombo (nach d. a. O.) 1717 bei Lugano. Nachdem er von seinem Oheim die Kunst des Malens erlernt hatte, arbeitete er in den großen deutschen Städten wie Mainz und Frankfurt. Hier schuf er 1741 die Deckenbilder im Römer. 1748 kommt er nach manchen Wanderungen mit dem Theaterunternehmer Nikolini nach Hamburg, wo seine Theatermalereien großen Beifall fanden. Damals mag sein Ruhm auch nach Uetersen gedrungen sein, 1749 malt er das Deckengemälde. Wir möchten annehmen, daß es der kunstliebende Propst Benedikt v. Uhlefeldt gewesen ist, der „einen ungemeinen Geschmack" besaß (Camerer), der auf Colombo aufmerksam machte. Weiter wird Colombo vom König von Hannover berufen, dann finden wir ihn in London, schließlich ist er 18 Jahre in Stuttgart als Baumeister und Perspektivmaler des Herzogs von Württemberg tätig. Später arbeitet der Maler im Dienste des Königs von Sardinien. Am Abend seines Lebens kehrte er in seine Heimat zurück, 76 Jahre alt ist er dort gestorben.

Rellingen.

Der geradezu überschwängliche Reichtum des Barockstiles offenbart sich, wenn wir jetzt die Kirche zu Rellingen betrachten und erkennen, welch andere Lösung im Vergleich zu Uetersen dort Cai Dose gefunden hat. —

Während man früher diese Kirche für ein Werk Sonnins hielt, hat man sie auf Grund neuerer Forschungen ganz unzweifelhaft dem Baumeister Cai Dose zugewiesen. Burgheim zählt folgende Werke dieses Künstlers auf:

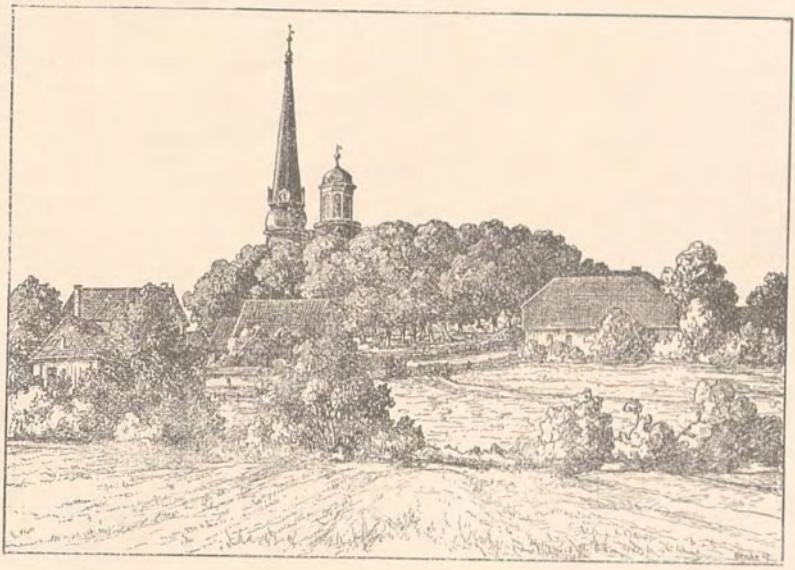
um 1740	Schleswig, Dom, Dachreiter
1742/43	Altona, Hauptkirche
1747	Uetersen, Entwurf
1749	Hamburg, große Michaeliskirche, Entwurf
1750/51	Hörnerkirchen, Kirche
1751	Oldesloe, Gutachten
1754	Hamburg, große Michaeliskirche, Entwurf für Dachbinder und Gewölbe
1754/56	Rellingen, Kirche

Sonst sind wir über dieses Leben nicht weiter unterrichtet, wir wissen nur noch, daß er von 1735/39 auf Alsen arbeitete und dann nach Schleswig übersiedelte. So ist uns auch unbekannt, wann er geboren ist, ebensowenig ist uns sein Todesjahr bekannt. Man möchte wohl annehmen, daß er Schleswig-Holsteiner war, alle seine Werke, soweit sie uns bekannt sind, sind ja auf dieses Land beschränkt.

Welche Stilwandlungen hat der Künstler durchgemacht, welche Einflüsse bestimmten ihn, wer waren seine Lehrmeister, wo empfing er die entscheidenden Anregungen seines Lebens, was hat er außer den erwähnten Bauten noch geschaffen, welche Werke entstanden noch nach Rellingen? Alles ungelöste Fragen, da harren der jungen Kunstgeschichte unseres Landes noch große Aufgaben. Es würde sich lohnen, dem Leben und der Entwicklungsgeschichte dieses Mannes nachzugehen und ihm eine eingehende Betrachtung zu widmen. Man würde über die neuen Aufschlüsse überrascht sein, und vor allem wichtig wäre eine solche Untersuchung für die künstlerische Entwicklung im 18. Jahrhundert.

Soweit wir Doses allmähliches Werden übersehen, möchten wir darüber einige Worte vorbringen. Mit einem großen Wurf setzt Doses Tätigkeit ein: 1742/43 entsteht die Hauptkirche zu Altona. Es kann nun nicht unsere Aufgabe sein, diesen Bau eingehend zu würdigen, zumal Dammann a. a. O. ausführlich über ihn handelt.

Es ist eine Kreuzkirche nach dem Grundriß. Der Eindruck des Innern ist groß, das Raumbild ist sehr klar. Es scheint, daß Dose von Anfang an dem Raum als solchem seine größte Aufmerksamkeit geschenkt habe. Eben so stark beschäftigte ihn die Forderung, möglichst helle Innenräume zu schaffen. Im einzelnen bemerken wir noch ein großes handwerkliches Können. Auf Grund dieses Werkes möchten wir unser Urteil über den Baumeister dahin zusammenfassen: Dose ist ein klarer, „mathematischer" Kopf wie Sonnin, schwierige technische Lösungen locken ihn; er besitzt ein



Kirche in Kellingen.

lebhaftes Gefühl für Raumschönheit und Raumgröße; klare, helle Raumgebilde will er schaffen Etwas Nüchternes ist ihm eigen, der mächtige Schwung süddeutscher Baumeister fehlt ihm.

Daß dann diese Kirche das Vorbild für die Dreifaltigkeitskirche in Hamburg St. Georg wurde und damit dann wiederum auch die Michaeliskirche in Hamburg bestimmte, heben wir noch besonders hervor, um Doses bedeutsame Stellung im Kirchenbau des 18. Jahrhunderts hier im Norden zu betonen.

„Wie schaffe ich einen Kirchenraum, der möglichst vielen Menschen aufs zweckmäßigste Raum bietet, der möglichst hell ist, so licht, wie der Barock sein Kircheninneres liebt, und wo der Pfarrer selbst möglichst vielen Hörern sichtbar ist", so scheint die Fragestellung gewesen zu sein, die zu lösen sich Dose unablässig mühte, bis er die endgültige Form in Rellingen fand. Das waren zugleich Fragen, die auch andere zeitgenössische Köpfe beschäftigte, denn das 18. Jahrhundert war eine Zeit des Suchens. Zu Anfang des Jahrhunderts lebte der berühmte Bauschriftsteller Leonhard Christoph Sturm, dessen Schriften uns noch heute einen tiefen Einblick in das Wollen jener Zeit gewähren. Dieser Mann hat uns Grundrisse von Kirchen hinterlassen die dreieckig, viereckig, kreisförmig gebildet sind. Dose sollte der erste sein, der — hierzulande — eine achteckige Kirche schuf, die von Hörnerkirchen. Leider sind uns aus den Jahren nach der Erbauung der Altonaer Kirche die Entwürfe Doses für Uetersen und die Michaeliskirche nicht erhalten, es scheint aber, daß der Meister zum erstenmal in Hörnerkirchen den achteckigen Grundriß gewählt habe. Nach dem Kreis kann man sich keine größere Regelmäßigkeit denken als das Achteck; das war eine Form, die dem mathematischen Sinn Doses zusagte, in ihr fand er verwirklicht, was er gesucht hatte. Nach der kreuzförmigen Altonaer Kirche entwirft er die achteckige Hörnerkirche. 1750/51 entsteht sie. Nach der mächtigen Kirche zu Altona war ihm als Aufgabe eine einfache Landkirche zu bauen gestellt. Burgheim spricht die Vermutung aus und die Gegenüberstellung der Abbildungen macht es wahrscheinlich, daß Dose die Anregung zu seinem Bau von der Frederiksberg-Kirche in Kopenhagen empfangen habe. Wir können diese Annahme stützen; in einer Baurechnung aus dem Jahre 1759 heißt es: „Dem Herrn Baumeister Dose zu Kopenhagen . . ." Damit ist die Sicherheit gegeben, daß der Künstler in Kopenhagen weilte und die erwähnte Kirche kannte. Andererseits läßt schon Burgheim durchblicken, daß der Ausdruck „achteckige Pavillonskirche" — so nannte Dose

selbst seinen Entwurf — auf das Vorbild von Sachsen hinweise, wo z. B. der Zwinger solche Pavillons in reinster Form zeigte. „Wegen der großen Entfernung" eine solche Herübernahme aus Sachsen zu bezweifeln, ist kein stichhaltiger Grund. Wir sprachen eingangs schon über solche Beziehungen entlang der Elbe[1]).

Wir möchten noch einen Augenblick bei der achteckigen Grundrißform von Hörnerkirchen verweilen. Im letzten Grunde gehen solche Entwürfe auf Italien zurück. Dort war schon 1434 in Florenz der Bau der achteckigen Kirche St. Maria degli Angeli begonnen worden, es ist „der erste reine Zentralbau der neueren Baukunst[2]). Dann besitzen wir von Leonardo da Vinci Entwürfe zu Zentralbauten von ganz einfachen Raumformen wie Viereck, Achteck, Zwölfeck, Kreis. Durch Anfügung von Nischen und Kapellen verstand er es, diese etwas starren geometrischen Gebilde lebendiger zu machen.

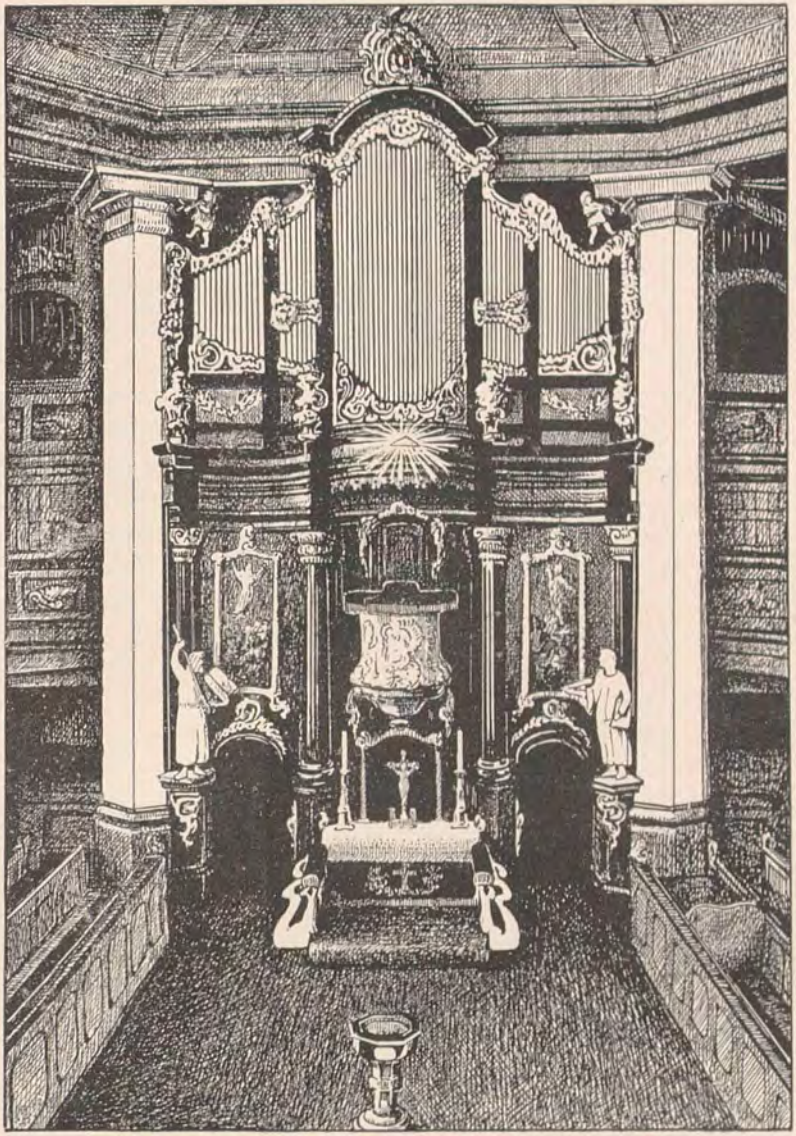
Im Norden hat sich dann der bereits erwähnte Sturm in seiner 1718 erschienenen Schrift: „Vollständige Anweisung alle Arten von Kirchen wohl anzugeben" über solche Grundrißformen ausgelassen. Da heißt es: „Wiederum die runde Figur hat den Preis vor allen andern, was den Raum betrifft". Freilich weiß Sturm mancherlei Bedenken vorzubringen, diese Gestalt sei „vor die schlimmste zu halten, wegen der Unkosten, denn kein Zweifel ist, daß doch die runden Gebäude nicht allein kostbare Materialien erfordern, sondern auch viel langsamere und schwierigere Arbeiten verursachen". Also Bedenken genug gegen diese Form. In einem ganzen Abschnitt seines Buches hat Sturm „insonderheit von dem künstlichen Bau der großen Kuppeln" gehandelt. Zwar geben sie „das allerherrlichste Ansehen", es sei aber „außer Zweifel, daß sie nicht nur die größten Kosten, sondern auch die größte Wissenschaft unter allen Gebäuden" erforderten. Die Dächer würden sehr kostbar und „die ganze Konstruktion sei sehr unbequem", „dadurch das Gute, das sonst an dieser Form von Kirchen wäre, sehr verleidet würde". Das Schwere der Aufgabe reizte aber gerade Cai Dose. Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß ihm Sturms Schrift bekannt war.

Es ist Burgheims Verdienst, Doses Anschlag zur Hörnerkirche wie zu der in Rellingen wieder entdeckt zu haben. Wir möchten den ausführlichen Erläuterungsbericht über die Kirche zu Rellingen hier abdrucken:

---

[1]) Vgl. auch Dammann, a. a. O. S. 197, über den Zusammenhang des hamburgischen mit dem sächsischen Bauwesen.

[2]) Vgl. Frankl: „Die Entwicklungsphasen der neueren Baukunst".



Hauptaltar und Orgel der Kirche in Kellingen.

„Explikation über beygehenden Grund- und Stand-Riß einer zu Pinneberg und Rellingen neu zu erbauenden Kirche; welche dem Grundriß nach aus der Figur eines octogoni, die der vol(lkommensten), nemlich den Circul-Kreis, der . . . mit dem kürtzten Umfang, den größten Raum beschließet, am nechsten kommt, genommen ist. (Es liegt auf der) Hand, da diese Figur die eigenschaft besitzt, das sich alle darauf errichtete theile mit . . . Bedeckung nach dem Centro neigen; so entstehet dar(aus), das zu diesem Bau weit weniger Bau Materia(lien) und folglich auch weniger Kosten erforder(lich) als zu einer länglichten Vierkant oder . . . Creutz Kirche von gleicher Größe des . . . benöthigt sind; so im Vergleich dieser mit . . . etliche 1000 Rthlr. in denen Bau-Kosten diff(erieren) könne, wann nicht die hieselbst angeordne(te) Lanterne oder Kuppel, die nothwendig mit kup(fer) gedecket werden müsse, die gewonnenen kos(ten) wieder hinnehme und dadurch diese jenen in der K(ost)barkeit wieder gleich machete; ob nun zwar dieses . . . also bewandt (?), so behält dennoch diese, da sie ihre Gemeine in der runde fasset, wegen dem Gehör und freyem Gesichte, billig gegen jenen den Vorzug, weil kein Ort noch Winkel darin vorhanden, ohne das etlicher Orten ein pfei(ler) stehet, so nicht zu evitieren und andern Kirchen auch gemein ist, woraus nicht der Prediger sowohl vorm Altar, als auf der Cantzell, von allen und jeden gesehen und völlig gehöret werden könne und weile sie mit einem großen breiten Lector-Chor rings herum versehen, über welchen noch ein schmaler Dito mit lauter familien vorne mit Fenster und hinten mit einem Gange, geschlossene Stühle angebracht, wie dann auch dergleichen geschlossene Stühle gantz unten rings an der Mauer umher angeordnet sind. So fasset diese Kirche zugleich mit denen ordinären Stühlen im untersten Raum, eine große Anzahl Menschen — 2000 Personen können ordentlich in gestühlten und auf Sitz-Bänken, räumlich ihren platz darinnen erhalten; und wenn bei einer Solennität die gänge und andere Plätze mit ausgefüllet und Durchgehends alles in gedränge kommt, kann obige zahl mehr als verdoppelt und über 4000 Personen darinnen begriffen werden, die alle den Prediger sehen und hören; welche länglichte oder Creutz-Kirche kann sich diese Herrlichkeit wegen des Gesichts und Gehörs, so vollenkommen als diese, rühmen? Da in jenem Bald die Distence wegen des Gehörs zu weit entfernt, bald der Prediger ein grostheil der Gemeine, den Rücken zugekehret stehet; Bald hie und da Winkel vorhanden, da der Prediger weder gesehen noch gehöret werden kan, von welchen Unvollenkommenheiten

allen gegenwärtige Kirche wenig an sich hat; der einzige Orth, wohin der Prediger auf der Cantzel, den Rücken gewand steht, ist das Schul- und Orgel-Chor; dieses kommt auf dem obersten und jenes auf dem untersten Lector-Chor, gleich hinter der Cantzel: beide theile haben ihre aussichten in der gantzen Kirche nach der Cantzel: der Prediger selbst stehet dem Schul-Chor absonderlich nahe, und kan daselbst gesehen u d deutlich gehöret werden und wird die jugend hauptsächlich, wegen der gar nahen Anwesenheit des Predigers, sich so viel mehr ruhiger, aufmerck- und sittsahmer verhalten. Was das Licht und die Helligkeit betrifft, so ist es hierinnen gantz vollenkommen, weile es sich durch die große Fenster, bis nach dem Centro erstrecken kann; es wird aber sobald die Chöre mit Menschen angefüllet dadurch an sei(nem) Einfluß gehindert, so daß alsdann in der Nähe um den Centro wohl eine Demmerung entstehen dürffte; solches aber völlig wie(der) herzustellen, ist oben auf der Kir(che) eine große Lanterne, deren V(er)bindung mit dem Sparrwerk nicht j(eder) manns Werk ist, angeordnet, wodur(ch) (das) Licht häuffig in den inneren Mitteltheil (der) Kirche hineindringen, und dem etwaing(en Mangel daselbst hinlänglich ersetzen kann. — (Wor)aus erhellet, das diese Lanterne oder Kuppel nicht zur Pracht, sondern zum nutzen angeordn(et), ob sie gleich der Kirche eine ausnehmen(de) Schönheit und Herrlichkeit mehr in als auswendig, zu wege bringet, die hier im Lande ihres gleichen nicht hat; aber in Italien, Franckreich und Engelland, wie wohl in weit größerer Form und anderer Beschaffenheit, gefunden werden; in Berlin ist bey unsern Zeiten eine, fast eben wie diese, erbauet worden . . ."

Dieselben Gründe waren schon für den Bau der Kirche zu Hörnerkirchen maßgebend, zu der wir noch einmal zurückkehren müssen, weil sie einen Wendepunkt in der Entwicklung unseres Baumeisters bedeutet.

Die klare mathematisch feste Form des Achtecks ist, wie schon gesagt für diesen Ziegelbau gewählt. Nur die Laterne fehlt noch, dafür ist das Dach bekrönt von einem achteckigen Dachreiter, der noch einmal wieder die Grundform aufnimmt, Dose ist folgerichtig bis zum äußersten. Im Innern strömt der einfache Bau eine gewisse Feierlichkeit aus, eine so klare Raumform muß wirken. Ohne großen Schmuck ist der nackten Form alle Wirkung überlassen. Doses Forderung in seinem Anschlag zu dieser Kirche ist erreicht, „daß nämlich der Vorteil des Gesichts und Gehörs es bewirken, daß keiner von der Gemeinde gar zu weit von dem Prediger entfernt

Jesaias in der Kirche in Kellingen.

sei, sondern alle in der Runde den Prediger vor Augen und Ohren haben." Auch die Frage der Helligkeit ist mit dieser Anlage gelöst: das helle Licht, schon zu hell für unser Gefühl, läßt an Rellingen denken. Lichtwirkungen im höchsten Maße will der Barock ja erzwingen. So mag die Hörnerkirche für Dose immer noch nicht licht genug gewesen sein, vielleicht wirkte auch das Licht durch die Fenster und Lichtschächte zu zerstreut. Da mag denn dem Meister die Erkenntnis aufgedämmert sein, daß eine höchste Steigerung der Lichtwirkung nur möglich sei, wenn sich das Licht von oben herab ergieße, wenn es durch eine Laterne einströme. So drängt dann eigentlich der Bau von Hörnerkirchen nach einer Lösung, wie sie endlich in Rellingen gefunden ist. Andererseits liegt diese Kirche bereits im Keime in den früheren Entwürfen Doses beschlossen. Schon das erste uns bekannte Werk, die Altonaer Kirche ist an der entscheidenden Stelle mit einem Dachreiter geschmückt. Ist es Zufall, daß Dose 1740 am Schleswiger Dom an einem Dachreiter arbeitete? In Hörnerkirchen ist unterhalb des von innen zugänglichen Dachreiters die Mitte der Kuppel durch Engelgestalten in Stuck besonders betont. Dose brauchte nur die hochgezogene Decke und den Dachreiter mit einem Lichtschacht zu verknüpfen, und Rellingen steht vor uns.

Darum entsteht auch zeitlich unmittelbar nach der Hörnerkirche Rellingen als notwendige Forsetzung: am 4. Juli 1754 ward der Grundstein gelegt, schon Mitte 1756 konnte sie eingeweiht werden.

Wir beschreiben gleich den Kuppelbau von Rellingen: Acht mächtige Säulen tragen die Kuppelwölbung, die sich in ein krönendes Laternentürmchen öffnet, deren Wände oberhalb des Kirchendaches von großen Fenstern durchbrochen sind, die durch alte bleigefaßte Rautenfenster ein stimmungsvolles Licht einfallen lassen. Ein Innenraum von überwältigender Feierlichkeit ist geschaffen, Dose hat versucht, ein Letztes und Höchstes an Raumgefühl zu geben: Wie befreit von aller Erdenlast schwebt feierlich diese Kuppel in wunderbarem Gleichmaß, ein ganz Gestilltes an Gefühl auf den Beschauer überströmen lassend. Es mutet dieser Raum fast an wie ein Sinnbild für das reine, helle, klare Denken und Empfinden Cai Doses. Aller Schwierigkeiten, von denen wir sprachen, ist er Herr geworden, wir zollen seinem technischen Können alle Achtung. Die Summe seines Lebens zu ziehen, ward ihm in diesem Bau vergönnt. Angesichts dieser Raumschöpfung spürt man auch bei uns im Norden etwas von der gewaltigen Wucht, die Barockbauten atmen. Da hat man seinem Werk Anerkennung in vollem Maße zuteil werden lassen, ja,

man hat diesen Bau mit der Frauenkirche in Dresden verglichen, der „höchsten Tat des deutschen Barocks" (Gurlitt: Geschichte des Barockstiles). In dem großen Werk: „Der Kirchenbau des Protestantismus" heißt es nämlich: „Die Anlage von Rellingen hat vor allen andern deutschen Zentralkirchen des 18. Jahrhunderts, selbst vor der Dresdener Frauenkirche und der Hamburger Michaeliskirche den ästhetischen Vorzug voraus, daß das dem inneren Mittelraum durch die große, offene Laterne und die acht Fenster der Kuppelfelder zugeführte Licht in der Tat die Hauptquelle der Beleuchtung bildet."

Ueber dem Kuppelraum erhebt sich wiederum die Laternenkuppel. Noch einmal soll sie, leicht gewölbt in einer achteckigen Kuppel, zu oberst das freie Himmelsgewölbe vortäuschen, von dem genau im Mittelpunkt der ganzen Anlage das Auge Gottes herabschaut, während die Laterne in ihrem Schacht acht Bilder von Propheten und Evangelisten trägt, von denen wir gleich berichten.

Doch sind wir einer eingehenden Schilderung des Inneren schon vorausgeeilt Wir haben schon erwähnt, daß Dose darauf verzichtet hat, den einfachen Grundriß von Hörnerkirchen weiter auszugestalten. Die achteckige Form muß sich als zweckmäßig erwiesen haben. Auch hier sollte die Innenform durch ihre einfache Größe — räumlich ist ja Rellingen erheblich größer als Hörnerkirchen — wirken. Andere Baumeister hatten es verstanden, die geometrische Form des Achtecks im Innern zu beleben durch umlaufende Emporen, die sie dann nicht gleichlaufend mit der Kirchenmauer einbauten, sondern in mächtigem Schwunge — wie etwa in der Hamburger Michaeliskirche — vor- und rückwärts laufen ließen. Ja, wenn mehrere Emporen gebildet wurden, so wählte man geschoßweise wechselnde Formen und ließ die Emporen unten etwa einschwingen, oben ausschwingen oder umgekehrt, um reiches Leben, Abwechslung zu bieten. Nichts von dem bei Dose. Auch er baut zwei Emporen in die Kirche ein, aber beide sind gleich geformt und laufen mit der Mauer gleich, freilich ist die obere zurückgesetzt. So betonen auch sie noch einmal die mächtige Form des Achtecks. Auch in dieser Beziehung wird der Bau von Hörnerkirchen nicht weiter gedacht, denn auch dort schon ist die einzige Empore zwischen die Säulen gespannt wie in Rellingen und läuft den Wänden gleich.

So ist das Achteck immer bis ins äußerste durchgeführt, die Außenform ist fürs Innere maßgebend geworden, man möchte fast sagen: man kann von außen wie durch Glas diesem Bau bis ins Herz sehen, so klar ist er geformt. Mit geradezu eiserner Beharrlich-

keit hat Dose die Achteck-Form bis in die Spitze durchgeführt. Sogar die Säulen, die in Hörnerkirchen noch viereckig waren, sind jetzt achteckig geformt; sonst sind sie ganz kahl gehalten. Zwischen ihnen spannt sich von Säule zu Säule die untere Emporenreihe aus, während die obere etwas von ihnen zurückweicht. Man hat so den Eindruck eines Theaters mit stufenweis aufsteigenden Sitzen.

Die Emporenwände, sowie die Bänke tragen Rokokobemalung, Muschelgebilde sind immer wieder gemalt, das Auge fast ermüdend.

Feine Stuckverzierungen zeigt die Kuppel und Laterne. Sie sind ein Werk des italienischen Stukkateurs Carlo Donato Martini. Die Martinis waren eine Künstlerfamilie, die ebenso wie Engert an der St. Georgskirche zu Hamburg arbeiteten und zwar von 1745/49. Ihre dortigen Stuckarbeiten wie Freskogemälde fanden den Beifall der Hamburger Bauherren, die ihnen ein rühmendes Zeugnis ausstellten[1]).

Auch in Rellingen schuf Carlo Martini neben den Stuckarbeiten die Freskogemälde der Kuppel und die drei Altargemälde. Für die acht Felder der Laterne hat der Maler ein ähnliches Stoffgebiet gewählt wie in der Hamburger Kirche, sie sind mit der überlebensgroßen Darstellung von Propheten und Evangelisten geschmückt, wir zählen sie der Reihenfolge nach auf: König David mit Harfe, Evangelist Johannes, Jesaias, Evangelist Markus, Jeremias, Evangelist Lukas, Hesekiel, Evangelist Matthäus. Es sind würdige Greise von großer Wirkung. Michelangelos Darstellungen an der Decke der Sixtinischen Kapelle in Rom haben Martini vorgeschwebt und ihren Weg in den fernen Norden genommen. Von der mathematischen Mitte schließlich des ganzen Baues blickt das Auge Gottes, die Unendlichkeit, auf den Beschauer herab. Um Rande herum sitzen rings musizierende Engel, nach der Mitte zu, in weiter Ferne, tauchen sie immer wieder auf, Gott zujubelnd und singend: die Anbetung der Vorsehung. Und von der Mitte aus erfüllen Strahlen den ganzen Raum mit goldigem Glanz. Lichte Farben sind gewählt, freilich nicht so starke, leuchtende wie am Deckengemälde in Uetersen, zu dem dies sonst ein wertvolles Gegenstück darstellt.

Neben der Ausmalung der Decke hat man alle Farbe und allen Glanz auf die Kanzel geworfen. Gegenüber dem zu oft sich wiederholenden Muschelwerk, gegenüber der gleichmäßigen Färbung des ganzen Raumes erleben wir an dieser Stelle eine höchste Steigerung. Mit bewußter Berechnung hat ein malerisch überaus fein empfindendes

---

[1]) Vgl. Dammann, a. a. O. Seite 43/44, dort lese man das Zeugnis nach.

Auge diese Pracht vor unseren Augen entfaltet, zwischen den starren, nüchternen Säulen ist all das Leben eingespannt, dieser Altar brennt geradezu von Farbe. Es sind die Farben des Rokokos: ein zartes Elfenbeinweiß und Gold, Farben, zu denen dann der rote Plüsch ein warmes Licht gesellt. Burgheim schreibt über den Schöpfer dieses Kunstwerks: „Wie das Baurechnungsbuch ergab, ist der Rellinger Aufbau eine Schöpfung des Altonaer Tischlers Meltzo (für 1200 ℳ), und die daran befindliche Bildhauerarbeit von Joh. Heinr. Schmidt (für 737 ℳ) verfertigt". Diese Künstler sind sonst uns unbekannt.

Der Altar ist aus Holz angefertigt, das bemalt ist. Aber so täuschend ist Marmor in verschiedenen Farben nachgeahmt, daß man die Holzsäulen für echte Marmorsäulen halten könnte. Eingelassen in dieses Holz ist das Altarbild: die Einsetzung des Abendmahles von Martini. Von ihm stammen auch die beiden Gemälde über den Türen: Himmelfahrt und Auferstehung. Man könnte, wenn die Rechnungen es nicht schon ergeben hätten, auch sonst beweisen, daß alle Gemälde der Kirche von einer Hand geschaffen sind. Das eine Gesicht des Apostels auf dem Abendmahl — etwas weinselig und mit starker Nase — kehrt mehrfach wieder. Der erste Engel von rechts auf der Himmelfahrt, ein Prophet an der Decke zeigt dieselben Züge, ein Beweis zudem, daß Martini nach einem Lebenden dies Antlitz schuf. Wie in Uetersen ist wieder der Kanzelaltar gewählt. Zwischen zwei Säulen errichtet, fügt er sich der Raumform des Achtecks ein. In seinen zierlichen Formen ist er mehr ein Werk des Rokokos. Ohne Frage hat Engerts Altar in der benachbarten Kirche von Uetersen diesen Aufbau, der ganz ähnlich ist, beeinflußt. Zur Linken und Rechten stehen die Gestalten des Moses mit Stab und aufgeschlagenem Gesetzbuch und des Johannes, zu dessen Füßen der Adler sich erhebt. Vor allem das Standbild des Moses zeigt in seiner Gewandung die feurige Bewegung der Linien, wie die damaligen Künstler sie so gern bilden, man soll den Fluß der Linien, die Bewegung als Ganzes begreifen, dann wirken diese Gestalten. Beide sind Gegenstücke und ergänzen sich, ganz von der Seite gesehen, spricht die große Linie von Stirn und Nase. In ihrer weißen Farbe heben sie sich stark von dem farbigen Hintergrund ab, erst im Verein mit ihm erfüllen sie ihren Zweck. Denn wie die Malerei, von der wir vorhin sprachen, so muß auch die Plastik dieser Zeit ganz der Baukunst dienen und verliert ihr Eigenleben. Der bekannte Bildhauer Hildebrand hat in seinen gesammelten Aufsätzen ein paar inhaltreiche Worte über die

König David in der Kirche in Kellingen.

Aufstellung von Plastiken gesprochen, die wir hier anführen möchten: „Es wird bei der Aufstellung eines Standbildes in eine Umgebung immer die Frage entstehen, wie sich diese Welt vereinigt mit der, welche die Umgebung ausdrückt. Klar ist, daß, wenn der gleiche Geist in beiden lebt, die Einigung am natürlichsten zustande kommt." Bei unserem Altar hat man Rokokostandbilder in einen Rokokoaltar gesetzt, ein gleicher Geist lebt also in beiden, erst in dieser Umgebung, möchte man sagen, fühlen sich diese Standbilder wirklich wohl, sie sind „die natürliche Fortsetzung der Architektur." So sind sie mit höchster Feinheit aufgestellt, sie wachsen gleichsam aus dem Raum als ein natürlicher Schmuck heraus. Innig hängt Plastik und Baukunst zusammen.

Wenn wir sodann zur Laterne emporsteigen, können wir uns den Bau der holzverschalten Kuppel in Ruhe betrachten. Wir bemerken noch, wie fein der Durchmesser der Laterne zum Gesamtraum bemessen ist. Die Kuppel selbst besteht aus Holz, das mit Gips bestrichen ist. Schon Sturm in seiner oben erwähnten Schrift rät, Kuppeln nicht aus Stein, sondern aus Brettern, mit Gips bekleidet, herzustellen. Das Gebälk des Daches ist so überaus einfach in der Anlage, daß man immer wieder über das handwerkliche Können Doses erstaunt.

Wunderbar ist schließlich der Blick von dem offenen Umgang der Laterne in die weite holsteinische Landschaft, die im Hintergrund Hamburgs Türme begrenzen. Von einem schönen Gitter in einfachem Muster ist dieser Umgang eingefaßt. Die Laterne selbst ist ein kleines Meisterwerk, auf ihrem Kupferbelag hat sich schimmernder Edelrost gebildet. Hier hat man nun Gelegenheit, in die Tiefe des Kircheninnern einen Blick zu tun und zugleich die Gemälde der Propheten aus nächster Nähe zu betrachten.

Wir wollen es an dieser Stelle einschalten, daß von weitem gesehen, dieser ganze Laternen-Aufbau im Verhältnis zum Unterbau der Kirche zu hoch hinaufgeführt zu sein scheint: er ist auf Fernsicht berechnet, nur so konnte er dem hohen Turm in unmittelbarer Nähe ein wirksames Gegengewicht bieten, sonst wäre die Kirche erdrückt worden, sie hat es ohnehin nicht leicht, gegen die Turmmasse aufzukommen.[1])

Das Pfannendach ist im Gegensatz zur Schieferdeckung von Hörnerkirchen gebrochen: die große ungebrochene Fläche des Daches an jener Kirche mochte für Doses Auge zu einförmig erscheinen.

[1]) Auch Sonnin plante für die Michaeliskirche eine Kuppel mit Laterne, die „übrigens der Rellinger auffallend ähnlich gewesen zu sein scheint." Dammann a. a. O.

Auch das Verhältnis von Dach- und Backsteinmauer ist weit feiner getroffen als in Hörnerkirchen. Ebenso zeigt das Dach sonst noch mancherlei Verbesserungen: es ist durch Dachfenster belebter. Der Giebel dieser Dacherker ist entsprechend dem runden Abschluß der Kirchenfenster auch gewölbt: indem so eine gleiche Form gewählt ist, gibt das dem Bau ein einheitliches Gepräge. Das Unterdach trägt in jedem Achteck-Abschnitt je zwei solcher Fenster, das Oberdach je eines: sie bilden zusammen mit den hohen Fenstern der Kirche ein gleichschenkliches Dreieck, für das Auge eine übersichtliche Gestalt. Das sind Feinheiten, von denen der Bau in Hörnerkirchen noch nichts aufwies. Eine reichere Belebung der Formen erstrebt so Dose sicher.

Die Mauer ist durch doppelte und einfache Säulen gegliedert. Sie sind ganz einfach gebaut und laufen in eine einfache Bekrönung aus.

Zahlreiche Eingänge führen ins Innere, an ihnen ist Sandsteinschmuck verwandt. Der Name Friedrichs V. kehrt auch hier wieder wie in Uetersen, über anderen Türen erblickt man den Namen Jehovahs.

Bei einem Blick über die ganze Anlage ist man überrascht, wie leicht und zierlich doch der Bau wirkt. Eine ruhige, vornehme Art ist ihm eigen: man möchte das als Doses persönlichen Stil bezeichnen. Etwas von schlichter Größe atmet sein Werk.

Zugleich ist das norddeutscher Barock, dem ja immer das mächtige Rauschen und Wogen der Formen, das Vor und Zurück der Linien, jenes übergewaltige Kraftgefühl des Südens fehlt.

Noch eines fällt uns auf, die treffliche Erhaltung. Dasselbe konnte man schon bei Hörnerkirchen bemerken, wo man es kaum glaubt, daß die Kirche schon so lange steht. Im Anschlag zu jener Kirche hatte Dose es versprochen, daß die Achteckform an „Stärke und Dauerhaftigkeit alle anderen übertreffen" würde. Dose hat recht behalten, die Güte des Baustoffs, die tüchtige Handwerksarbeit sicherte eine gute Erhaltung. Auch im Innern ist das Gebälk frisch und stark geblieben. —

Neben der Kirche erhebt sich, wie erwähnt, der runde alte Turm mit seiner hohen, schlanken Spitze. Unvermittelt hat Dose seinen Neubau daneben gestellt, so wie man heute die neue Kunsthalle in Hamburg neben der alten erbaut hat, ohne zu versuchen, einen Uebergang zu schaffen. Beide vertragen sich in Rellingen gut, und gerade diese Vereinigung an sich fremder Bauformen übt einen eigenen Reiz aus.

Das ist Doses Werk. Es kann nicht schaden, wenn wir ihm in Zukunft größere Aufmerksamkeit schenken. Dose ist der Wegbereiter Sonnins, er steht an Bedeutung unmittelbar neben ihm.

Du, plattdütsch Volk, schaffst uperstahn!

Dat fröher wag keen Schelm to raken,
As dat noch hoch un mächtig weer,
Dat dütsche Riek, dat liggt tobraken
In Schutt un Schörren up de Eer.
Dat fröhertied uns all ümfat,
De dütschen Stämm' in Süd un Norden,
Un dat unsſ' Band weer un unsſ' Mat,
Is elend nu toschanden worden.
Dat drückt uns all vull Gramm un Gram
In Nord un Süd dat Hart tosam.

Wi mœgt uns wol vertwiefelt fragen:
Is dat von Gott en recht Gericht?
Wat ins in stolte Heldendagen
An 't Licht steeg, mak he brutt tonicht?
Wi mœgt wul stœhnen: Gott, de sleep,
Denn anners künnt wie dat ni faten;
Dat sware Schicksal, dat uns dreep,
Dreep uns, üm dat uns Gott verlaten.
Gewitterherr, wat liggt din Hand
So dodenswar up unser Land?

Wat harr dat dütsche Volk verbraken,
Dat du dat so verkamen leetst?
Sin Stämm as en versleten Laken
Tom Weltspott utenanner reetst?
Nu juchheit se wul in Paris,
Nu grœhlt se „bloody hun" in London —
Un Dütschland liggt in Frost un Is
Un litt un blött ut dusend Wunden.
Herrgott, wenn du uns hören wullt,
Denn antwort uns, wat weer unsſ' Schuld?

Do keem en Stimm hoch ut den Hęwen:
Kiek üm di un seh in di! — Ik,
De Herrgott, wull, Ji sullen lęwen
För Ju un för min Eer togliek.
Doch hebbt Ji mit dat schöne Pand,
Dat ik Ju lehnt harr, richtig hannelt?
Kiek in dat schöne dütsche Land,
Un segg: wa hett sik dat verwannelt?!
  Dar is keen Stamm, dar is keen Art,
  De sik de rechte Seel bewahrt.

Wa heff ik lurt hoch in min Hęwen,
Wa menni Baden schick, de mahn:
Dat geiht üm Seel un Liev un Lęwen,
Un Ji mœt düsse Prov bestahn!
Wul swüngen Ji as sünst dat Swert,
As se Ju greepen an de Kehlen,
Un doch, de letzte Heldenwert,
De flamm Ju ni mehr in de Seelen.
  Wul is dat ole Wort keen Spott:
  Blot, de sik sülwst hölpt, den hölpt Gott.

Wat glöwten Ji? Wat staatli meent wör,
Wat in de Straten weer in Lop.
Wat wullen Ji? Dat Geld verdeent wör,
Un güng dat Hart ok mit in 'n Kop.
Doch wat weer Ju dat Vaderland,
Un wat de Heimat, de Ju tagen?
Dat Eerste nix as Rang un Stand,
Dat Tweet en Sag ut Kinnerdagen,
  Un lang verlarn weer un verklungn,
  Wa Modermund in Slap Ju sungen.

De letzte Stütt, de weer Ju braken:
To Yęl, de harrn keen Heimat mehr,
Dat Hart, ęr warm un stark to maken;
Keen Hus, keen Herd, keen Stolt, keen Ehr,
To Yęl — ob Riek, ob Arm — de God
Un Geld alleen as Gott verehren,
Un de tom letzten Gang de Mot
Dalsacken dę, statt sik to wehren.
  Kümmt Ju ni trüch ol Vrnk und Glow,
  Weer düt de letzte dütsche Prow.

So sprök de Herrgott hoch von 'n Hęwen;
Ik hör em an in deepe Qual,
Wat kunn ik em to Antwort gęwen?
Mi sacken Kopp un Hann' hendal.
Hart sprök de Herr, doch he sprök recht;
Keen dütsche Stamm, de noch sin Art hett;
Keen Stamm, de sik noch rein un echt
In Plicht- un Rechtgeföhl bewahrt hett.
Dat œwerleep mi hitt un kolt;
Swar heff ik, hart, min Hannen folt.

O Schimp un Schann, nie to vergęten!
De Flott — de Flott von 'n Skagerrak —
De hett uns in den Afgrund ręten,
Verföhrt von achtertückschen Snack!
Un leeger noch — un swart vörn Blick
Ward mi vör Gramm bi den Gedanken —
Dat Volk to Hus, dat leet in 'n Stick
Dat Heer dar buten, dat ahn Wanken
Stahn harr bether de Gewermacht
In jeden Angrip, jede Slacht!

Un sünner Wöer sack ik tom Będen
Dal in den Stoff un up min Kneen:
Herrgott, Herrgott, terriet uns' Kęden,
Wi wüllt uns bet in 't Hart verneen!
Wi wüllt uns up uns' Art besinn'n,
De du as besten Schatz uns gęwen,
Wüllt to uns sülwst dat Mal wul sinn'n,
Wenn Du uns bisteihst, Gott in 'n Hęwen!
Du mußt, Du heß Din Wort verpandt:
Hölpt wi uns sülwst, hölpst Du dat Land!

O, wo mi jag dat Hart! De Adern
De kloppen mi, as weer ik sük;
Ik seeg, wa as ut starke Quadern
Sik hęw en Bu tom Himmelriek;
En Riesenbu, dat dütsche Volk,
Dat jung upstünn ut Schann un Qualen,
As ut en gnęterswarte Wolk
De Sünn upsteiht mit Glanz und Strahlen
Un Düsternis un sware Nach
Dalschient mit morgenfrischen Dag.

Dat durt vellich noch lang, un Sorgen
Un Qualen kamt noch dusendwies —
Un doch, wi hebbt en nien Morgen
För all de Pien as groten Pries;
Verslüt de annern uns de Welt,
Mœt wi uns up uns sülwen stütten,
Hart warrn un stolt — de is keen Held,
De up den Annern hœpt un Drütten.
Un jede Stamm in dütschen Lann'
Fang eernsthaft bi sik sülwen an.

Ik denk an di, Volk in 'n Nordwesten,
Wa heß du hannelt mit din Pand?
Ins pries dat Leed Ju as de Besten,
Ji Lüd in Frees- un Sassenland.
Wer harr wul reiner dütsches Blot,
Wer bętern Bruk un schöner Sęden?
Nu steiht din Art vör Nach un Dot
An menni Kant, an menni Stęden.
Dat gifft keen edler dütsch Geslech —
Wak up, wak up un wahr din Rech!

Hörst du den Notrop ni: De Dieken
Mœt wahrt warrn vör de wille Flot?
De nich will dieken, de mutt wieken,
Un nix fallt di ümsünst in 'n Schot.
Besinn di up din ole Art
Un winn ęr leew un ümmer leewer;
De sik sin eegen Art ni wahrt,
Waßt krumm un scheew un ümmer scheewer.
Vellich — wer weet — liggt in din Hand
Dat Schicksal von dat Vaderland.

O hör den Rop, in Not un Qualen
Utstött — üm Hölp, üm Hölp en Schrie:
Von 'n Norden hin bet na Westfalen,
Plattdütsche Stämme, makt Ju frie!
Hört ni mehr up de Grotstadtstraat
Mit Fortschrittstünen, Kiev un Hadern —
Sprękt eegen Sprak, doht eegen Daad,
Upkiemt ut eegen Hart un Adern!
O hört den Rop an Ju ergahn:
Du, plattdütsch Volk schaßt uperstahn!

Schreben Sylvester 1918. Iven Kruse.

Von't Lîn bet to't Linn an de Lien.

Ut olle Tiden.

Von J. Harder, Witzenhausen.

Wie uns letzt Kaiserin sehr dorför wer, dat de ollen Volksdrachten, de leider! ümmer mehr afkamen un bald ganz verloren to gahn draun, doch wedder mehr anleggt warrn mügten, so wull se as rechte, försorgliche Lannsmudder ok gor girn, dat in unsen dütschen Lann wedder mehr Flaß anbaut un spunnen un wewt warrn mügt Ja, besonners dit letzte is för uns Volk un Lann woll sehr to wünschen, wie uns ok de Kriegsjohrn so recht bewiest hebbt, wo man ja sogar ut de Fasern von Brennetteln Linn wewt h tt.

So kann man sik denn blot doröwer freun, dat in de letzten Johren de Sak en frischen Anlop nahmen hett un in enige Gegenden wedder mehr Lîn utseit un Flaß anbaut ward. Doch ümmer noch lang, lang nich nog. O, wie so ganz anners stünn dat doch noch dormit vör föftig-söstig Johrn, as ik noch Kind wer, in min Geburtsdörp int südliche Holsteen! Dor seite jede grötere Buer alle Johr en grotes Feld mit Lînsaat un meist ok noch Hemp ut, dat wer gradto notwendig. Denn alle Deensten, Knechten un Deerns kregen nich blot baar Geld as Lohn, ne uterdem ok noch so un so veel Ell Linn. Up'n Dörp'n würd dunnmals noch alles, Hemden, Disch- un Bettüg ut egenmakten Linn anfertigt. Dat wer frilich nich so fin as dat meist blot bomwollen Fabriklinn, dat naher upkem, höl doför awer ok doppelt so lang. Frilich heel veel Arbeit bröch de Sak mit sik, namentlich för de Husfru. Dat wer en lang lang Reeg von de verschiedensten Arbeiten, de twischen dat Utseien von dat Lîn bet to't Linn an de Lien as Hemden, Bett- un Dischlakens liggen. Ik kenn dat von min Jungstid her ut egenes Ansehn un egene Erfohrung un will ju nu, wenn ji hören mögt, etwas mehr dorvon vertelln.

Jedes Fröhjohr würd up irgend en von de Ackerkoppeln, de wieter von't Hus aflegen, en grotes Stück mit Lîn utseit. Ok de erste Deern oder Grotdeern, as se nâumt würd, kreg up ehren Wunsch stats Linn ebenfalls en End von ne bestimmte Gröt anseit.

Dat erste Ackern, Ĩnsaat un Seien harr se ümsünst, all dat äwrige awer müßte se naher alleen besorgen. En Stück Hemp würd alljährlich dicht bin Hus in'n Kohlhof seit. Denn awer de vermuckten Höhner! För gewöhnlich kunnen se ja up den groten Hof üm un bin Hus na belewen rümlopen. Harrn se awer erst eenmal de utseite Hempsaat pröwt, wer rein keen hollen mehr un all't Fortjagen nützt nix. So müßten se denn so lang insparrt warrn, bet de Hemp vollständig upgahn wer. Awer ok naher, wenn he mannshoch worrn wer, leggt dat Takeltüg gor to gern ehr Eier darin weg. An upsöken wer natürlich nich to denken, 't harr ja ok den Hemp to veel Schaden dan. Denn kem mitünner wull upn Mal son olle Kluckhehn mit 'n ganz Trupp lütte Küken ton Vörschien, de se irgendwo twischen den Hemp utbröd harr. Herr du meines Lebens, wer dat denn awer 'ne Begebenheit!

Uns Flaß awer wüß intwischen ok heran un müßt bald von Unkrut rein weed warrn. Dat slimmst wer de Flaßsid, de de Flaßhalms ganz tosamentög un förmlich vertehren de. Nu seeten en ganz Reeg Fruenslüd un kröpen nebenenanner ümmer quer äwert Flaßstück un zuppten all dat Unkrut herut. Dat daldrückt un dalpeddt Flaß richt't sik bald wedder in de Hög un wuß un grönt lustig wieder — je länger un schierer, desto beter! to Freud von de Husfru. Toletzt kregt Knuppen un fung an to blöhn. Hest du wull all mal en blöhend Flaßfeld sehn? en wunnerherrlichen Anblick giwt dat mit all de veelen hundertdusend lütten nüdlichen blauen Blömken! Wenn denn de Wind daräwer weiht, is't grad, as wenn sik en siden Fahn mit luter blaue Edelsteen und Parlen daröwer swenkt! —

Uns Flaß ward gröter un sitt nu toletzt voll von lütte runne Knotten as Kapseln för de neue Ĩnsaat. Doch leet man bi uns dorvon blot höchstens so veel ganz rip warrn, as för de nächstjährig Utsaat nödig wer, dat man dann später mit'n Döschflegel afdöschen de. De Bastfasern von de noch nich ganz ripen Stengeln höl man nämlich för starker un beter as von de ganz ripen. Nu würd de Flaß uptreckt un in grote Bündel na ne Wisch oder Weidkoppel föhrt un hier in lange Reegen up't Gras dünn utspreedt, wo he wekenlang von Dau un Regen natt liggen blew, mitünner ok wull, wenn he to sehr von Gras äwerwussen würd, mit ne hölterne Gaffel ümwendt warrn müßt. In de Spreed würden de Flaßstengeln na un na ümmer bröckliger un mörer, dat sik de Fasern toletzt licht davon lösten. In mennig Gegend läd man den Flaß

to dissen Zweck ne Tid lang ganz in't Water, in'n Dörpdiek oder in ne egene Flaßkuhl, wo he denn gar bald an to rotten un to fulen un mör to warn anfüng. Dat is de Waterröst in'n Gegensatz to de Dauröst, de ik eben beschrew. In min Heimatsdörp höl man mehr von disse un glöw, bi de Waterröst warrn gor to licht de Flaßfasern mör.

Uns Mudder unnersöch nu den Flaß in de Spreed un bestimm, wenn he god wir tot Braken. He wer tid (tidig), heet dat, un würd in grote Bündel na Hus halt un an en Backdag, wenn't Brot ut'n Backaben rut wer, glik in em rinpackt, un an'n annern oder tweeten Morgen dorna wer denn d a t B r a k e n (Fig. 1) ansett.

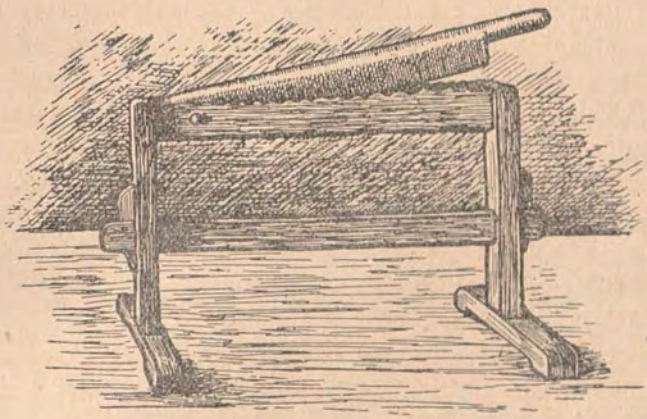


Fig. 1

So 'ne Brak is en ganz besonneres Gewes'; wo schall ik datt beschrieben? 't is ne Art veerbeniger Holtbock von Stohlhög, de baben, wenn ik so seggen schall, en ganz langes Mul voll höltern Tähnen hett. De sünd in lange, dünne Bred ut harten Holt utsnäden. De Babenkiefer awer is up't en Enn dörch ne Kurbel so fastmakt, dat he mit en Handgriff an dat anner Enn up- un dalklappt warrn kann. Nu ward en Handvoll Flaß dörch dit Holtmul dörtreckt un dorbi ümmer de Babenklapp up- un dalslan. Dorvon brickt denn en grote Deel von de inwendige Päddick von de Flaßhalms entwei un fallt as growe Schäw to Erd un de Bastfasern as dat egentliche Flaß bliwt torügg, de denn in lütte Toppbündels mit etwa veeruntwintig Strähnen tosammenbunnen ward.

An dit Flaßbraken erinner ik mi ok hüt noch gor gern. Vör Dau un Dag in alle Herrgottsfröh, wennt mitunner noch ganz schummerig wer, würd upstahn. Un alle Mann müssen ran un helpen: de Knechten un Deerns, de Katenlüd un de Buer sülwen,

ok wie heranwassenden Kinner kregen 'ne Anstellung dorbi. Wi seten up den Swellsteen vört schön warm Abenlock un tögen de Flaßbündel ut'n Aben heran un leggen för de Brakers luter enzelne paßliche Hannvoll davon torech: Hannvoll geben heet dat. O, wer dat en Leben denn up den Backabensplatz, wo all de Brakers, Mannslüd un Fruenslüd, sik mit ehr Braken bunt dörch enanner upstellt harrn und flitig bi de Arbeit weren. Dat gew en markwürdig Geklapper in den stillen dämmerigen Morgen herin äwert Dörp hin. Dor wer jo ken besönnere Takt in, un doch klüng dat Ganze, fast mügg ik seggen, harmonisch un melodisch tosammen: welk von de Braken harrn en finen, welk en grawen Klapp an sik, welk klappten mit ne Mittelstimm. Mitünner keemt ok vör, dat von'n annern Backaben ut de Nawerschaft to gliker Tid 'ne Art Antwort herkem. O, wat weren dat doch för wunnerschöne, gemütliche un friedliche Tiden, wo noch ken Maschinen brummten, ken Autos rasselten, ken Flegers surrten, ken Maschinengewehrs knatterten! — — Doch ne, dorvon wull ik jo grad nix hören un schriwen! deßhalw eben let ik min Gedanken jo to de Flaßbrakers in jene ollen Tiden torügwannern. — Man gau to! Bet tom Morgeneten, dat de Husfru torecht makt hett, mutt allens klar un de Backaben voll utbrakt wesen.

Na dat Braken kem denn dat Knipen un Swingen. De Knip wer en ganz ähnlich Gerät wie de Brak, blots dat sie in ehr höltern Mul ken Tähnen harr. Dor würden ok unner beständigen Up- un Dalklappen de Flaßsträhnen dörtrocken, wovon se smiediger un weeker würden, ok noch veel fine Schäw herutföll. Dat Knipen besorg meist alleen 'ne Katen- oder Daglöhnersfru ok vörn Backaben, un dat dur denn natürlich mehrere Dag hindör. — De Swingmähl (Fig. 2) stünn up de Deel von uns lütt Schün un wer en gewaltig grot Gewes mit veer lange Flünk as bi ne Windmähl. De würden mit'n Foot up en Trittbrett un ne Stegsched in Bewegung sett un flogen an en hoges Swingbrett entlang, achter dat de Swingfru seet un de enzelnen Fasersträhnen daräwer höll, wobi denn dörch de Swingflägel all, wat to kort wer, rutslan würd un bi Sid flög. Dat wer denn de Swingelheed. Dat Swingeln wull ok erst ordentlich lehrt un öwt warrn. Denn mit'n Foot müß de Fru dat Rad treden un mit de Hann de Flaß- oder Hempsträhnen räwerhollen, wobi se sik hellschen inacht to nehmen harr, dat se nich en Finger to wid vörhöll, sünst flögen ehr de Flünk darup. — Meist kem blot de Hemp, de glik ut de Spreed an en heeten Sünnendag

brakt wer, up de Swingmähl. Ut de Swingelheed spünn oder krell denn en ollen Mann in't Dörp, de sünst nich rech wat mehr don kun, Gorn von de Dick as en lütten Kinnerfinger, ut dat denn sif bet sösdrellte Reep un Taue tosammen dreiht würden. Ja ja, up

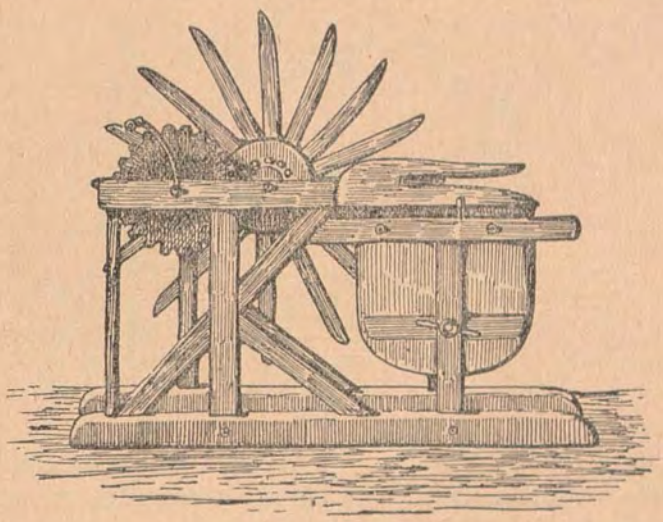


Fig. 2

son Buerhof güll domals meist noch ümmer dat Wort: Sülwst is de Mann! Denn ok son Reepkrellmaschin gewt up'n Hof un de Reepsläger in de Stadt bruk nich ümmer glik üm jed Reepenn upsöcht un in Nahrung sett to warrn.

Wenn nu dat Knipen und Swingeln vörbi wer, kem uns Mudder ehr Lena Möllersch 'ne Weck lang to Besök un häkel dorbi dat Flaß. Ik seh de olle Fru noch wie lebendig vör mi up'n Vörbähn vör de Häkelbred (Fig. 3) sitten un so flitig de Flaßsträhnen dör de Häkeltinnen trecken. Se wer dorbi von Kopp bet to Foot ganz inmummelt in Dök, Aewerjack un'n groten Platen, von wegen den veelen Stoff, den dat bi disse Arbeit gew. Twee Häkelbred mit veele veele Nadeln in, dat en mit finere, dat anner mit gröwere, weren anenanner up den Dreebock fastleggt, up den'n sünst dat grot Wasch- un Bükfatt stunn. De Häkeln sehn binah so ut as son Swinegel, de sin Stacheln in de Högt richt hett. Un vör dat ganze seet Lena Möllersch mit ehr volles godes Gesicht, dat ganz von Fründlichkeit un Tofredenheit strahlte, besunners wenn se von ehren Mann, Johann Ohm, vertellte. Ja, uns Mudder säd noch up god dütsch Ohm un Möllersch, nich wie wi naher französch Onkel un Tante. Mi gefallt dorüm ok dat erste veel beter, un mi dücht,

wi kunnen de ölleren Namens wedder inföhren. De Dithmarscher un Nordfriesen hebbt, wie ik hör, noch dat Wort Wäschen för Möllersch. Ok god! Sünst künnt wi jo man ok Möm seggen, dat hochdütsche Muhme, un Bas to Cousine. Ik will man awer

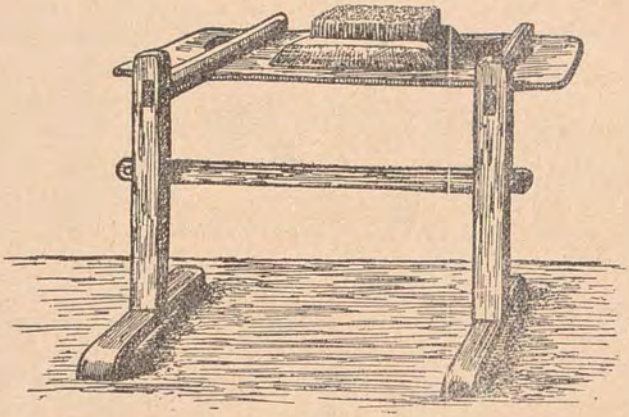


Fig. 3

lewerst uphullen mit de Häkelie. Sünst kunn ik mi am Enn noch gor mit sun gelehrten Sprakforscher dat häkeln kriegen un as Heed bi Sid smeten warrn. — De korte Häkelheed leet sik nich so fin spinnen as dat lange Flaß un gew darüm ok gräweres Linn. Man ünnersched egens fläßern Linn und heeden Linn.

Nu kümmt dat Schönste un Beste, ok dat Längste bi de ganze Flaßbereitung, ik meen d a t S p i n n e n. Wenn ik dit Wort blot hör, dröm ik mi torüg in de sötsten un glückseligsten Stünn von mine Kindheit. — Dat Spinnrad bruk ik nich utföhrlich to beschrieben. Dat kennt gewiß jeder, wenn ok nich grad ut't egen Unkiken, doch säker von Biller her, worup he hier un dor et hett afbildt sehn. Seggen awer will ik doch, dat to min Jungstid de Spinnräd in'n Buerhus nich wie sünstwo später oftmals dat Rad ünner de Spindel, sondern blang an de rechter Sid davon etwas wieder rünner hadden. Un denn noch en Wort von'n Wocken, de äwer de Spindel stünn un von den'n de Spinnersch dat Flaß herunnertucken un zuppen de. Fasthollen würd dat Flaß dorup dörch en tosammenbunnen oder knöptes Wockenblad, mit dat siner Tid veel Staat bedrewen worden is. De Wockenbläd weren ut starkes Pappapier oder ok ut verschiedenartigen Tügstoff makt un mit allerlei schöne Vermalungen un Stickereien, ok wull Sprüch un Vers upziert. Von diese Wockenbläder sünd später mennige in de Museums kamen. Ik erinner mi an son besonneres Wockenblad

in min Oellernhus, dat ut grön Sidentüg makt un mit goldene Kanten un Stickereien, ok 'ne Jnschrift — ik weet awer nich mehr, wie se heet — verziert wer. Dat harr gewiß mal to en Brutrad hört. Du frögst, wat is denn dat? Ja, in min Grotöllern un Oellern ehr Tiden bröch jede Brut ut'n gröteren Buernhof bi de Hochtid ehren Mann nich blot 'ne schöne Koh to, de naher noch ümmer de Brutkoh heten de, ne, se kreg denn von ehr Oellern ok en Spinnrad un en Haspel mit, dat wer dat Brutrad. De stünnen mit up'n Brutwagen, up den de Brut mit ehr Brutjumfern in'n vollen Hochtidsstaat in't Hus von den Brägam föhrte; en von de Jumfern seet dorbi an't Spinnrad un spünn während de Fohrt. So recht en Teken, wie hoch un wichtig damols dat Spinnen un sülwstmakt Linnen ansehn würd. Dat Brutspinnrad wer natürlich ganz besonners fin un schön: brun poleert un namentlich an alle Ecken un Tuppen mit lütte witte knäckerne Zierraten versehn.

Jn min Kinnerjohrn müßten alle Deenstdeerns noch spinnen können. Ja, 't wer sogar en bestimmte Tall von Fesseln üm den Haspel fastsett, de en Deern, de in't Spinnen düchtig un geschickt wer, för de Wek fartig bringen künn. Dat heet denn Tallspinnen können un dornah richt sik ok de Johrslohn. Wenn de Buerfru en Mäten meeden de, frög se ehr: Kannst du melken? kannst du Tall spinnen? Weck weren sehr geschickt darin. Min Mudder hatt mal eene, de wer all öfters Sünnabend-Middag mit ehr Tall fartig un bruk denn den Nahmiddag nich mehr to arbeiten un künn ganz alleen wat för sik sülwen don. Sünst kemt bit Spinnen besünners dorup an, dat de spunnen Draht mäglich fin, eben un ahn Knuppen un Knotten wer, dorbi awer ok fast un holtbor un nich ümmer gliks afret. Natürlich hüng dat all ok veel dorvon af, wie god oder slech dat Flaß geraden wer.

Een von de beiden Deerns seet nu den ganzen Winter lang Dag för Dag bi uns in de Döns tom Spinnen an't Spinnrad; höchstens dat se mit melken helpen müß. De anner müß de Fru mit in'n Husholt bistahn, bit Etenkaken, bit Fegen, Reinmaken, Upwaschen un sowat, ok dat Veeh mit fodern. So künn se sik denn Dags äwer blot mal jenadem up ne halwe oder ganze Stünn tot Spinn mit hinsetten. Meist leeten se sik dat ümgahn; de en Wek spünn de Grotdeern, de anner de Lüttdeern de ganze Wek hindör. Awer abends, wenn afeten un allns beschickt wer, seeten se beid un ok wull Mudder noch as drütte üm den runden Disch um de Oellamp rum, un de Spinnräd snurrten so schön un trulich,

dat mi dat noch hüt fast as ne wunderbare Musik in de Ohren klingt. Aewerhaupt disse ganzen langen Winterabende, wo de ganze Familie ok mit alle Deensten, Deerns, Knechten nn Hödjungs bi enanner in de warme Wahnstuw versammelt weren, wo schön, wo schön gemütlich un friedlich weren se doch! Se sünd för mi ümmer as en goldstrahlend Stück an den blauen Hewen von min Jungsparadies blewen! Denn schnurrten de Spinnräder; Vadder seet in'n Lehnstohl achtern groten Bilegger-Aben, smök sin Meerschumpip un les de Itzehoer Nachrichten; de Hund Munter leg ünnern Aben un dröm, de Muschkatt bi em un snurr ok; de Knechten un wi Jungens seeten an den langen Disch mit dat Talglicht darup in'n geelen messingschen Lüchter ok mit ne Lichtputzscheer dorbi. Dor würd snackt, sik wat vertellt un tohört, wenn Mudder uns dat Märken von dat tippen tippen Sidenspinnen mit de dree ollen Wiwer darin vertellen de, dat wi Kinner ümmer wedder gor to girn anhörn den. Kennt ji dat? Villicht gew ik't bi Gelegenheit mal tom Besten. Wenn wi Kinner denn uns Scholarbeiten fertig harrn, würd mit dissen oder jenen Stripp-strapp-strull, Mählenspel, ok wull Swarten Peter un so wat spelt, bet denn up'n Mal de Schwarzwalder Klock ut den Klockenkasten teihn slög: dor müss'n all to Bedd! De Spinnräd würden an de Sid stellt, de Knechten un Deenstjungens güngen rut, de Perd kregen noch mal ehr letzt Rugfoder upstecken un allns leggt sik dal to slapen, ok wi Kinner mit uns Oellern. De ganze Buerhof liggt bald in'n stillen Slap, äwer mi summt sülwst in'n Slap dat Spinngesurr noch ganz lies un lewlich in't Ohr!

Ja, ji mögt mi't glöwen oder nich, ik hör't noch jetzt in min ollen Dagen oftmals ut min Kinnertid to mi hersummen. Un weet ik wo en Spinnrad gahn, sett ik mi gor to girn heran un hör to. As ik vör etwa twintig Johrn bi Koburg lew, kehr ik mal in Dörp int Weertshus an, Kaffee to drinken, un dröp de Weertsfru bit Wull spinnen. Bin ik doch naher warraftig noch so oftmals wedder hingahn, blot um dat Spinnrad snurren to hörn! — Min selig Fru künn ok Wull spinnen. Ik harr all bin Dresler dat Spinnrad utsöcht, dat ik ehr to Wihnachten schenken wull, un se wull mi denn wat vörspinnen. 't hett nich wesen schullt! Gott nehm se mi vörher dörch den Dod von min Sid! — — —

O du schöne, helle Dreeklang ut mine Kinnertid: Spinnradsurren, Brakenklappen un Döschflegelslag! wo söt und lewlich klingt ji mi int Hart herin! Ji klingt her to mi äwer de stillen Stroh-

däcker von min leew Geburtsdörp in Holsteen: ji äwertönt to Tid gor allen gräßlichen, wilden Kriegslarm un alle qualvollen, wehleidigen Truerklagen, un makt dat Hart licht, still un ergeben! — Doch wi süht jetzt ut in jen still Dörp? Keen Strohdäcker mehr, keen Braken un keen Spinnräder, keen Döschflegel: mit Maschinen wardt döscht, as ik hör: elektrisches Licht — mit elektrische Kraft wardt Hackels sneden! Ja, de Welt hett grote Fortschritte makt, is wied vörwarts rückt! Ob se dor in min stilles Dörp awer noch ebenso gemütlich, ebenso tofreden, ebenso glücklich lewt as dunnmals? Hin mügg ik dor jetzt nich wedder! —

Ik wak up! Mudder tuck mi an'n Arm: Jörn, du mußt upstahn un, eh du na Schol geihst, noch haspeln. Greten spinnt all up de letzt Spol. — Ja denn helpt dat nich: rut ut't Bett un ran an den Haspel! Dat Haspeln besorgten Vadder un, as ik erst gröter un geschickter worrn wer, ok ik mit. Son Haspel is en ganz egen Ding. De Hauptsak is en grotes Rad tom rümdreihn; dat hett etwa sös bett säben Speken un jed von ehr ant bütelste Enn en Querholt; dorup ward nu so to seggen as Felgen un Radring dat Gorn von de Spinnspol, de man up'n isern Spolsticken in de linke Hand hölt, rupwickelt; mit de rechter Hand dreiht man dorbi dat Haspelrad. Nu kömmt äwer noch wat ganz Snurriges. An de een Sid von den Haspelstender is en Kammrad as en Klockenzifferblatt anbröcht, up dat ok de Tallen von een bet twölf schreben staht und ok en Wiser hinwist. Sobald nu de Haspel dreiht ward, geiht ok dit Rad langsam rund üm, un sobald de Wiser up ne annere Tall kömmt, seggt dat lud un dütlich knack, as wenn en Hasselnutt upknackt ward. Wie de ganze Mechanismus inricht wer, weet ik hüt nich mehr. Genog, harr dat dreemal na enanner knackt, müßt man dat Gorn mit en Fesselband afdeelen un to'n Feß, as dat heet, tosammen nehmen. Eenmal dat Wiserrad rüm gew also veer Fessen, un denn noch mal ebenso veel doräwer, dann würd dat Gorn von den Haspel afnahm un en Stück nennt.

Wern en ganz Deel sone Stück tosammen, kemen se in den groten inmurten köppern Ketel (merkwürdigerwis würd he Brauketel heeten, obschonst he nie ton Brauen bruckt würd) un würden afkakt un mit Holtasch bükt. Dorna schull dat Gorn week un smiedig warrn. Weren de Stücker denn wedder drög worrn, müßten se von ne Gornwinn raff för den Wewer up't Spolrad up grote lange Holspolen affspolt warrn.

In mennig Gegend von Mittel- un Süddütschland ward in de Burhüs jo ok wewt. Dor hebbt se en egenen Wewstol un irgenden von de Familie, meist wull de Husfru, versteiht sik ok up't Wewen. Dat wer in min Heimat nich de Fall. Wewen leet man ut'n Hus. Fast jedes Dörp harr sin'n egenen Wewer. Bi uns hett he jahrelang in uns Kat wahnt, un wi Kinner hebbt em öfters bi sin Arbeit tokeken. Dat kem uns jo fast as en Wunnerwark vör; toerst all dat upslan von dat Scheergorn up de grot allmächtig Winn, de blot up de Katendeel upstellt warrn künn; — denn naher awer de Arbeit up't Wewtau sülwen, wo de Mann dor hoch vörseet un mit Hänn und Föt dat ganze in Bewegung setten un regieren de un de lütt Schiffchenspol mit dat Inslaggorn ümmer so flink dör dat Scheergorn flitzen leet un mit luden Klappen tosammenslög. Wiß un warraftig: för uns Görn dat reine Wunnerspel! Verdretlich vör den Mann wer't blot jedesmal, wenn de Faden afreet un he uphollen müßt, em wedder antoknütten. Na, endlich wer't all klor un he künn de enzelnen Stück Linn an de Buerfru aflewern un sik sinen Verdeenst halen.

So, nu is dat Linn, un du meenst wull, nu is de Sak endlich ganz afmakt un to Enn. Ne, oll Fründ, holl di jo nich up! 't kömmt noch wat, wat ok noch 'ne tämlich lange Arbeit un Uppassen köst, dat Bleeken. Dat Linn is noch heel grau-gries un mutt noch sneewitt warrn. To dissen Zweck ward bi jed Stück an de Ecken von de beiden Enn Oeschen ut Band anneiht, dör de denn dat Linn, wenn't up'n Bleekplatz lang utbreedt is, en Holtplock steeken ward, so dat dat fast liggt un von'n Wind nich upweiht warrn kann. Dor treckt sik denn en ganz lange Reeg Linnenstücker ümmer een neben dat anner hin un lurt dorup, dat se ut de Geetkann mit Water besprengt ward. Denn drögt de Sünn se bald wedder un fortsen mött se ok wedder natt makt warrn, mäglichst mit ganz week Water. Je heller un heeter de Sünn schient, desto beter bleekt dat Linn witt. Abends mutt denn jed Stück uptreckt, dat heet in Falten leggt un na't Hus rinhalt warrn. Twischendör ward't äwerst ok wull noch mal kakt un mit Holtasch utbükt. So geiht dat denn etwa dree bet veer Weken dör, je nahdem dat god Bleekweder is oder nich, bet dat toletzt ganz witt as Snee lett un lücht't. — Nu giwt dat frilich ok 'ne Art Snellbleek mit Chlorkalk un sünst noch allerhand scharpen Kram, wodörch de ganze Sak in twee bet dree Dag afmakt is. Uns Mudder hett sik eenmal von 'ne Fru dorto äwerreden laten. Awer eenmal un nie wedder hett

Fertiges Leinen auf der Bleiche.

se seggt; dat greep dat Linnentüg to sehr an un makt dat mör. De Sünnen- un Waterbleek wer doch dat beste.

So, nu sünd wie endlich dormit dör un künnt uns Linn up de Lien hangen, ok Hemden un allerlei annere Saken dorut tosnieden un herrichten. Dat meiste awer kömmt in Mudder ehr Linnschabb oder ehr Lad, wo't in grote witte Rollen — Bolten seggt man dorto — upschicht un upbewohrt ward. Dat wer awer ok 'ne lange sure Arbeit un hett veel Sweet köst, bet't so wid wer. Wöllt noch mal uptellen, watt all dan warrn müßt: dat Lin utsein un weeden, dat Flaß spreeden, braken, knipen, swingen, häkeln, spinnen, denn dat Gorn haspeln, spolen un wewen, un endlich dat Linn bleeken. Dat is twölferlei Arbeit, un de mancherlei lütten un korten hew ik noch gor nich mal mittellt. Keen Wunner, dat dat nich mehr in uns jetzig snellebig Tid passen will, da mutt jo allens rasch un gau, hastig un mit Damp vörwarts gahn un wat inbringen. Sünst meent man, dög't ok nix. Awer dat bedenkt man nich dorbi, dat wat lang duert am Enn god ward, un na veel Arbeit un suern Sweet ok de grötste Freud un Tofredenheit schafft. Uns flietige Husfru awer weet dat un ehr Ogen blänkern voll Freud un Stolz, wenn se uns de groten Stapel in ehr Linnschabb wiest. Ja, veel Arbeit un Fliet hört dorto, doch dat will se jo ok ümmer gern un willig mit Freuden as tugendsame Husfru up sik nehmen. Dorvon schriwt jo ok all de weise König Salomo (Spr. 30, 13 u. 19): „Sie gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gern mit ihren Händen. — Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken und ihre Finger fassen die Spindel". — Un wat seggt uns grote Dichter Schiller:

Sie füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer.

Ach wenn doch sone flietige un tugendsame Husfruns bin Buern up de Dörper ümmer wedder mehr warrn deden, de ok dat Spinnen un Linnmaken wedder mehr upbröchten! Dat wer en grot Glück ok för uns ganz dütsch Volk un Vaterland un würd wedder mehr Freud un stille Tofredenheit schaffen, jo uns ok volkswirtschaftlich groten Nutzen bringen. Denn wenn wedder mehr Flaß in Dütschland anbaut würd, weren wi mit uns Linnwaaren weniger von annere Völker afhängig. Dorto is fülwst makt Linn veel starker

un holtborer; tomal hört dat mit för de Landarbeiter un de Buerngeflechter. Denn so stünn't all in min erst Schollesbok — Burgwardt's Bildungsfreund:

Selbstgesponnen, selbstgemacht,
Rein dabei ist Bauerntracht.

Ja, müch doch dat Spinnen un Wewen up'n Lann wedder mehr upkamen! Dat wünsch ik von ganzen Harten mit uns lew Kaiserin. Müch bald wedder en starkes, düchtiges un flietiges, en tofredenes, gottsfürchtiges un glückliches Geslecht in uns lew dütsch Vaterland heranwassen! Gott gew dat!

Wenn't Kind sick freut.

Wenn't Kind sick freut, denn höd de Freud,
Bewak de Flamm, lat s' lustig brennen;
Bald is de Asch van'n Störm verstreut
Un sülbs de Spoor nich mehr to kennen.

Wenn't Kind sick freut, denn freu di mit,
Sparrangelwiet mak't Hatt denn apen;
Du findst de Stad, nem't Lachen sitt,
Un hett 't sick noch so deep verkrapen.

H. Teut.

Wi wöllt tosamen bliewen.

De Schleswig-Holsteener 1919.

Wi wöllt tosamen bliewen,
wi wöllt uns jeden Dag
dar still de Hand up gewen:
Lat kam, wat will un mag,
tru, as wit't lehrt hebbt vun de Oln
tru düütsch wöllt wi tosamen holn!

Wi wöllt tosamen bliewen,
wöllt isern Sied an Sied
uns Recht wahrn un ni lieden,
dat's uns vun'anner riet.
Wenns' uns eers twei hebbt, twelt un deelt,
is't mit uns ut un alns verspeelt.

Wi wöllt tosamen bliewen,
wat anners giwt dat ni.
Keen Herrgott kann uns helpen,
keen Hölpsmann steit uns bi,
uns helpt keen Fründ un Kamerad,
wenn wi enanner sacken lat.

Wi wöllt tosamen bliewen;
dat anner findt sik all,
dar lett sik öwer snacken,
wa't regelt warden schall:
Blots nicks vun Deeln! Wi föhlt to deep,
it weer uns Dod, wenn dat uns dreep.

Wi wöllt tosamen bliewen;
wi wöllt dar'n Eed up dohn:
Keen Machtwort schall uns scheeden,
Keen locken Judaslohn!
Lat kam, wat will, — in Gottes Nam,
wi drägt dat bröderlich tosam!

H. Dreyer.

Uetersen vor sechzig Jahren.

Erinnerungen eines alten Mannes.

Es ist eine oft bestätigte Erfahrung, daß im Gedächtnis alter Leute die in der Jugend empfangenen Eindrücke fester und treuer haften als die Erlebnisse der späteren Lebensabschnitte. So stehen auch mir nach so vielen Jahren die Personen, mit denen ich als Knabe in Berührung gekommen bin, und die Vorgänge, deren Zeuge ich damals gewesen bin, deutlich vor Augen. Und wann könnte es eine gelegenere Zeit geben, solche Erinnerungen wieder hervorzusuchen, als jetzt, wo die Flucht in die Vergangenheit uns eine Erholung bietet, die uns dem Ueberdruß an der Gegenwart für ein Stündchen entrückt?

* * *

Uetersen liegt wie Wedel und Elmshorn auf der Grenze der Geest und Marsch, des Diluvial- und des Alluvialbodens, und hat offenbar von dieser Lage (am äußersten Ende) den Namen. Die älteste Ansiedlung, die vielleicht in jene Zeit zurückreicht, wo die Elbe noch keine Deiche hatte, vermute ich im westlichen Teil des Ortes in der Gegend der Kirche und des Klosters. Heute erstreckt sich die Stadt über $2^1/_2$ km weit von Nordwesten nach Südosten; ein einziger Straßenzug führt von Groß-Nordende zur Hohen Brücke. Es gibt zwar rechts und links von diesem Straßenzug noch einige Nebenstraßen; im ganzen genommen ist jedoch die Anlage des Ortes weniger konzentriert als die der übrigen Städte des Kreises Pinneberg. Unter den schleswig-holsteinischen Städten hat Husum einen ziemlich ähnlichen Grundriß. Von den Dörfern, für die Uetersen der Mittelpunkt ist, sind in der Marsch Haselau und Haseldorf, in der Geest Heidgraben, Moorege, Esingen (plattdeutsch Esen) und Heist die wichtigsten[1]); von den Gebäuden der Stadt ist höchstens die Kirche erwähnenswert. Sie ist dem Kloster mit der Stadt gemeinsam und sehr geräumig. Der Bau soll von demselben Sonnin herrühren, der die große Michaeliskirche in Hamburg und die in eigentümlicher Art

[1]) Die Bewohner von Heist nennen sich Heistmer; denn Heister hat eine andere Bedeutung, an die erinnert zu werden den Zorn der Ortsangehörigen erweckt.

mit Kuppel und Turm ausgestattete Kirche zu Rellingen erbaut hat. Der Turm der Kirche zu Uetersen steht, was höchst ungewöhnlich ist, an der Ostseite statt an der Westseite; in mittlerer Höhe des Turmes hängen die „großen Glocken", die getreten werden, aber an gewöhnlichen Sonntagen schweigen, in dem Dachreiter, dem sog. kleinen Turm, die „kleinen Glocken", die am Strick gezogen werden. Altar, Kanzel und Orgel sind, was auch nicht häufig ist, über einander angebracht; das Tonnengewölbe schmückt ein figurenreiches Gemälde, das Werk eines italienischen Meisters.

Ich führe meine Leser in die Zeit vor 1864. Holstein hatte bekanntlich unter der dänischen Herrschaft weniger zu leiden als Schleswig. Unbequem war das dänische Geld, weil seine Umrechnung in Hamburger Geld Schwierigkeiten machte; denn Hamburger Schillinge, dünn, ohne Rand und sehr schmutzig, waren das gewöhnliche Kleingeld. Von ihnen gingen 40 auf den „preußischen Thaler", 30 auf den dänischen „Bankthaler"; die dänische Mark war 5 Schilling wert. Sie zählte 16, der Bankthaler 96 dänische Skillinge; es war also unmöglich, die drei und vier Skillingstücke ihrem Werte nach einzeln in Hamburger Geld wiederzugeben. Es gab auch Spezieshaler im Werte von 1½ preußischen Thalern. Mit allen diesen Münzsorten hatten die Kinder in den Rechenstunden zu kämpfen; es kam noch hinzu die Hamburger „Mark Banco", eine imaginäre Münze, die das „Hamburger Kourant" im Werte um 25 v. H. überstieg.

Das Hauptziel des Uetersener Verkehrs war schon damals die Großstadt Hamburg, dessen Michaelisturm man von den an das Ostende Uetersens sich anschließenden Dünen aus erblickt. Man gelangte bis Altona mit der Eisenbahn, von da mit einem Bassonschen Omnibus nach Hamburg; denn die Verbindungsbahn Altona-Hamburg existierte noch nicht. Die Verbindung mit Tornesch, der Station der Altona-Kieler Bahn, vermittelten die Omnibusse zweier Konkurrenten, und diese Omnibusverbindung bestand auch noch eine Weile fort, nachdem die Pferdebahn (jetzt Dampfbahn) gebaut war, weil die Pferdebahn durch den Großen Sand und den Oertberg führte, während die Omnibusse den direkten Weg durch den Kleinen Sand fuhren und die Leute, die in dieser Gegend wohnten, aufnahmen. Hamburg zu sehen war der heiße Wunsch aller Knaben in Uetersen. Mir erfüllte er sich, als ich 9 Jahre alt war. Mit vier anderen Knaben verabredete ich einen gemeinsamen Fußmarsch nach Hamburg. Die andern waren älter als ich und sie sowohl wie auch meine Mutter meinten, ich sei noch zu klein für ein solches

Unternehmen. Aber ich setzte meinen Willen durch und bewies, daß man Kindern meist zu wenig Ausdauer im Marschieren zutraut. Ausgerüstet mit Butterbrot und verdünntem Johannisbeersaft traten wir eines morgens um 4 Uhr den Marsch an. Wir kamen durch Wedel, sahen den seltsamen Roland und stürmten die Blankeneser Berge hinauf, die wir bisher nur in blauer Ferne gesehen hatten. In Hamburg am Hafen angelangt riefen wir: „Gustav, ahoi"! Gustav hieß nämlich das im Hafen liegende Schiff, dessen Kapitän der Vater von zwei Knaben unserer Gesellschaft war. Ein Boot holte uns ab, auf dem Schiff wurden wir verpflegt und kehrten mit der Eisenbahn nach Hause zurück.

Hamburg schloß aber auch den gewöhnlichen Gesichtskreis des Ueterseners ab. Daß ein Holsteiner sich in „Deutschland" niederließ, war ihm nicht recht verständlich. Als ein mir aus der Knabenzeit bekannter Mann hörte, daß ich in Berlin angestellt sei, tat er die verwunderte Frage: „Na, kunnst du denn hier nich ankommen?"[1])

Eine Viertelstunde von Uetersen entfernt lag die „Neue Mühle", Wind- und Dampfmühle, damals gewöhnlich „Langes Mühle" genannt. Oft habe ich das große Schwungrad der Dampfmaschine bewundert und den mächtigen Hebel, der von dem im Zylinder auf- und absteigenden Kolben in Bewegung gesetzt wurde, auch die Müllergesellen mit ihren hohen hirschledernen Stiefeln in den Mehlhaufen herumwaten gesehen, oft auch 1/2 25 Pfund (so lautete der übliche Ausdruck) Mehl von dort geholt, weil die Ware dort für besser oder für reichlicher zugemessen galt als in Behns Mühle, der jetzigen Klostermühle. Mit Langes Mühle war eine Schiffszwiebackfabrik verbunden, die einen herrlichen Duft ausströmte. Noch schöner freilich war der Geruch bei Bäcker Koopmann, wenn man am Nachmittag den am Morgen hingebrachten „Stuten" abholte. Das Backgeld betrug einen Sechsling, eine große Kupfermünze, zwei auf einen Schilling. Die Semmel (Rundstücke) früh morgens, 4 für einen Schilling, brachte in einem großen Korbe zum Aussuchen Stina Flöhr (gewöhnlich Stina oder Stina Flörsch ge-

---

[1]) Das erinnert mich an ein ähnliches Erlebnis, das ein Dutzend Jahre früher fällt. Als ich als Altonaer Sekundaner in den Ferien zu Hause war, fragte mich einer, den ich von der Volksschule her kannte, als er mir begegnete: „Wonehm büst Du nu?" „In Alt'na." „Wonehm denn dor?" „Op de hoge Schol" (so nannte man das Gymnasium). Dann folgte ein unsicherer Blick und eine verständnislose Pause, endlich die Frage: „Krist Eten to?" Und als ich sie verneinte, ging er weiter, offenbar überzeugt, daß es mit meiner Stellung in Altona wohl nichts Rechtes wäre.

nannt). Sie hatte auch andere Backwaren, „Maulschellen" für einen Sechsling das Stück und Dreilingskuchen, in ihrem Korbe, zugleich trug sie Neuigkeiten umher. Wenn einmal gefragt wurde: woher weißt du das? lautete die Anwort häufig: Stina hatte es in ihrem Korbe. Oft klagte Stina über ihr Befinden: „'ick weet nich, mi sackt dat Liw rein weg"; ihre gewöhnliche Aeußerung aber war: „Vun Morgen schäl' all wat", die mancher heute gewiß nicht verstehen würde. Der Sinn ist: heute Morgen ist das Wetter schon etwas anders, besser oder schlechter, wärmer oder kälter als gestern.

Zu Fastnacht[1]) aßen wir am Montag-Mittag ein besonderes Gebäck, Hedewigen genannt, zu einer cremefarbenen Milchsuppe, am Sonnabend-Abend vor Ostern gab es gekochte Eier. Butter, die stets als tägliches und notwendiges Nahrungsmittel angesehen wurde, brachte Freitags, wenn Buttermarkt war, die Butterfrau. Ich erinnere mich der Entrüstung, die sich erhob, als der Butterpreis zum ersten Mal über 9 Schilling hinausging. Fische, besonders Aale, Hechte und Schleie, aber auch Seefische wurden zu unglaublich billigen Preisen angeboten; den Senf (nicht Mostrich) zu den Seefischen lieferte der alte Heitmann in der Mühlenstraße, den man nie ohne Zipfelmütze sah. Daß Gemüse angeboten wurde, erinnere ich mich nicht; ein jeder hatte es ja in seinem Garten. Kirschen gab es bei der Mohrmannsch, die im Juli und August mit ihren zwei Kirschkörben und einer Wage in der Kreuzstraße saß.

Als Brennmaterial wurde in den Haushaltungen nur Torf verwendet; Stein- und Braunkohlen oder Briketts kannten wir nicht. Wenn der „Torfbauer" den Torf aus dem Esinger Moor brachte, erlaubte er uns Kindern, während er ablud, auf den Pferden zu sitzen. Dabei beobachteten wir das Zucken der Haut, das die Fliegen verscheuchte, und das Auf- und Niederziehen der Schläfen beim Fressen aus dem vorgebundenen Futtersack. Einmal kam der Torfbauer und meldete — er muß wohl etwas angetrunken gewesen sein — meiner Mutter: „Morgen kannst din Törf kriegen". Der Mann hatte vergessen, daß er mit meiner Mutter noch nicht Brüderschaft geschlossen hatte.

---

[1]) Am Fastnachtmontag zogen bettelnde Kinder mit dem „Rummelputt" von Haus zu Haus und sangen zu den dumpfen Tönen ihres Instruments:

Faßlabend, Faßlabend, Für,
Stäk de Hand int Für,
Stäk se in de Aschen,
Wöllt se waller waschen,

oder: Johann Markmann
Hett'n roden Rock an,
All wat he verdeenen kann . . .

Eine Besonderheit Uetersens ist das Kloster. Es liegt südlich des westlichen Stadtteils, nur durch einen „Pattig" genannten Weg und den etwas tiefer liegenden, von einer Mauer umschlossenen „Fräuleinkirchhof" von der Kirche getrennt. Einst von dem Ritter Heinrich von Barmstede gegründet, wurde es in ein adliges Fräuleinstift verwandelt, ähnlich den Stiften zu Itzehoe, Preetz und Schleswig. Außer dem Hauptgebäude, das die geräumige Wohnung der Priörin und einige Damenwohnungen enthält, gibt es noch mehrere Nebenhäuser. Auf den Grabsteinen jenes Friedhofs, von denen die ältesten platt auf der Erde liegen, liest man die Namen der verstorbenen „Konventualinnen": v. Uhlefeld, v. Brockdorf, v. Buchwald, v. Qualen, v. Rantzau, v. Rumohr u. a. Nördlich der Kirche, also näher der Stadt, liegt das Haus des Klosterpropsten, dessen Amt mehr der Repräsentation dient als der Verwaltung. In der Zeit, von der ich rede, waren nacheinander Klosterpropst Graf Uhlefeld, Graf Otto Rantzau, Graf Emil Rantzau-Rastorf, Herr v. Uhlefeld. Rendant des Klosters war damals ein sog. Klosterhofmeister; jetzt begnügt man sich mit einem Klosterschreiber. Die eigentliche Verwaltung und die Befugnis Anordnungen zu treffen lag und liegt ausschließlich in den Händen der von den Damen aus ihrer Mitte gewählten Priörin (nicht Priorin), welche Frau heißt. Man sagt, daß auf dem Boden ihrer Wohnung ein hölzerner Mann stehe, dem sie bei ihrer Einführung angetraut werde. In meiner Jugendzeit war Priörin Juliane v. Rantzau, eine ältere, nicht sonderlich gebildete, aber kluge und gutherzige Dame, die ihrer Stellung vollkommen gewachsen war. Sie muß in jüngeren Jahren Gegenstand galanter Huldigungen gewesen sein und auch an lustigen Streichen Gefallen gefunden haben. Als einst der Rektor A. sie besuchte und sich nach ihrem Befinden erkundigte, erwiderte sie: „Ach, lieber Rektor, der Husten will mich garnicht verlassen". Die prompte Antwort lautete: „Kann ich ihm garnicht verdenken". Und als einmal der Hauptpastor durch das Kloster ging, hörte er plötzlich den Ruf: „Pastohr, Pastohr!" Er erkannte wohl die Stimme der Priörin, sah sich aber vergeblich nach ihr um. Als er endlich zufällig aufwärts blickte, sah er sie oben auf dem Kirchturm stehen und herunterwinken. Ihren Patriotismus bezeugte sie, wie mir von älteren Leuten erzählt wurde, in der Kriegszeit, die mit dem Jahre 1848 begann, dadurch, daß sie, wenn Truppen auf dem Wege nach dem Kriegsschauplatz die Station Tornesch passierten, mit einer Ladung Wein auf dem Bahnhof erschien und das Servierbrett, auf dem die gefüllten Gläser standen, nach

dem Takte des Schleswig-Holsteinliedes, das von allen Anwesenden gesungen wurde, hin und herschwingend die willkommene Herzensstärkung den Kriegern zu den Abteilfenstern hinaufreichte[1]). In ihrer Wirtschaft waren eine Mamsell, mehrere Mädchen und ein Gärtner tätig; sie hielt Enten, Schwäne, Hühner, Tauben und 3 oder 4 Kühe, deren Milch sie zum Teil an die Nachbarn verkaufte; aber statt einer Kanne gab sie, wenn sie selber einmaß, stets mindestens anderthalb. Ihr Husten, von dem ich eben sprach, hat sie bis an ihr Ende nicht verlassen; er war kilometerweit zu hören. Wie mit dem Husten, so kämpfte sie unausgesetzt mit den Fliegen. Unzählige Mal am Tage öffnete sie ein Fenster ihres Wohnzimmers, um die Plagegeister mit dem Taschentuch zu verjagen. Alle Leute, die sie gelegentlich im Kloster beschäftigte, betrachtete sie als ihre Untertanen. Zu diesen gehörte ein blatternarbiger Mann in reiferen Jahren, der plötzlich den Entschluß faßte zu heiraten. Als die Priörin davon hörte, ließ sie ihn rufen und sagte zu ihm: „Neddermann du schast nich heiraten!" Aber Neddermann antwortete gelassen: „Dor verstahn Fru Priörn nix vun".

Daß sie solche Ansprüche erhob, war begreiflich, war sie doch Gerichtsherrin. Jeden Freitag war Gerichtstag; dann saß sie in dem hinter der Diele parterre gelegenen, noch heute Gerichtszimmer genannten Raum und sprach Recht, bis bei der Einverleibung der Herzogtümer in Preußen dem Kloster die Gerichtsbarkeit genommen wurde. Neben ihr saß der rechtskundige Klostersyndikus, der den jeweiligen Fall nach der Verhandlung beleuchtete und begutachtete; dann fällte sie das Urteil. Wenn wir um 11 Uhr aus der Schule kamen, sahen wir wohl einen Mann in grünem Rock, eine Aktenmappe unter dem Arm, vor der Haustür der Priörin auf- und abgehen, ein Zeichen, daß es Freitag war. Das war der Advokat (die Bezeichnung „Rechtsanwalt" kannte man nicht) A., der sein Plaidoyer vorbereitete. Sein grüner Rock war bis an den Hals zugeknöpft, an dem keine Wäsche sichtbar war; er hatte ein gelbes, faltiges Gesicht und einen finsteren Blick; die ganze Gestalt war dürftig. Man sagte, er habe im Examen den „ersten Charakter" erhalten, es aber bei seinem menschenscheuen Wesen nicht weit gebracht.

Von den Klosterdamen war die bei weitem älteste und zugleich ihrer Abstammung nach vornehmste und ihrer Erscheinung

---

[1]) Das war damals, als wir kleinen Jungen sangen:
Dibbe dibbe dib den dän'schen König
Dibbe dibbe dib den deen ick nich,
Den sin Lohn ist mi to wenig,
Gäle Arfen mag ick nich.

nach ehrwürdigste die Komtesse Luise von Rantzau-Breitenburg, die 70 Jahre lang Konventualin gewesen ist. Sie wohnte in der letzten Zeit in der Stadt, verließ, so viel ich mich erinnere, niemals das Haus und pflegte auf ihrem Lehnstuhl am Fenster zu sitzen. Sie empfing die Personen, die ihr angenehm waren, mit großer Herzlichkeit, ohne ihre Abneigung gegen andere zu verhehlen. Unter den übrigen Damen des Klosters trat nur die Baronesse Sophie von Brockdorf hervor, und zwar dadurch, daß sie für einen bestimmten Lebenszweck tätig war. Das war die Mission. Das ganze Jahr über war sie mit ihrer Gesellschafterin Fräulein Werner beschäftigt, kunstvoll gestickte Fuß- und Rückenkissen herzustellen, die dann nebst andern von allen Seiten geschenkten Gegenständen alljährlich im November zu Gunsten der Heidenmission verlost wurden. Der Verlosung ging eine Ausstellung im Hause der Baronesse voraus, Eintritt 2 Schilling; das Los kostete 4 Schilling. Wenn die Besucher kamen und die Anzahl und Pracht der ausgestellten Gegenstände (unter denen übrigens viele Ladenhüter waren) bewunderten, sagte Fräulein Werner regelmäßig: „Ja, es sind diesmal besonders viele hübsche Sachen hier". Zum Ziehen der Lose pflegten aus der Rektorschule einige Knaben abgeordnet zu werden. Ich war nie unter den Auserwählten und habe das stets als eine schmerzliche Zurücksetzung empfunden; vermutlich erschien ich nicht artig und gesetzt genug für diese Tätigkeit.

Unter den dem Kloster assoziierten Personen war die interessanteste Figur der Bleicher Eggers. Daß er aus Mecklenburg stammte, erriet man aus seiner Sprache, auch wenn man nur wenige Worte hörte, wie denn von allen deutschen Dialekten der mecklenburgische sich am wenigsten verkennen oder verleugnen läßt. Er war von Hause aus Tischler, aber in Uetersen für das ländliche Publikum Bleicher, für das Kloster Nachtwächter, für die Kirche Bälgentreter. Das Bleichergeschäft blühte, solange von den Landleuten der selbstgewonnene Flachs gesponnen wurde. Dann wurden die viele Meter langen Stücke der Leinwand von Eggers immer wieder durch das Wasser des Bleichergrabens gezogen, darauf auf dem von dem Graben umschlossenen geräumigen Rasenplatz ausgespannt und auch hier wieder begossen, bis Sonne und Wasser ihr Werk vollendet hatten. Als es keine Leinwand mehr zu bleichen gab, wurde aus dem Bleichergeschäft ein Wäschegeschäft, in welchem die unermüdlich fleißige Frau und die Töchter die Hauptarbeit leisteten, während Eggers selber sich darauf beschränkte, auf dem sein Haus umgebenden Rasen behaglichen Schrittes und breitbeinig

auf Holzpantoffeln, die Hosen in die Strümpfe gesteckt, die Waschleine von Pfahl zu Pfahl zu ziehen oder wieder abzunehmen und bei plötzlich einsetzendem Regen die im Winde flatternde Wäsche bergen zu helfen. Er war von untersetzter Statur, ein Feind jeder Ueberstürzung, ein Freund des Kautabacks. Wenn die Priörin, die ihn zu ihren Untertanen rechnete, ihn rief, bezeugte er seinen Respekt dadurch, daß er, ehe er dem Rufe folgte, den Priem ausspuckte, und der Platz in der Kirche, wo er in der einen Hand das Gesangbuch haltend, mit der andern sich festhaltend die Bälgen trat, war übersät mit Priemen, die er in einem Stück Seehundsfell bei sich trug und oft erneuerte. Wenn es mit der Wäsche nichts zu tun gab, pflegte er am Fenster seines Wohnzimmers, eine Pfeife rauchend, zu sitzen. Hinten war der Schweinestall. Zu dem Schweinefutter gehörten die „Stäckeln". Das war ein niedriges, stachliches Gewächs, das in einer entlegenen Gegend der Marsch, auf dem „fünften Wegstück", gedieh. Der ältere von Eggers Söhnen pflegte es zu holen. Zu Hause wurde es mit einem s-förmigen Messer zerstoßen — eine Arbeit, an der ich mich oft beteiligt habe, und dem Schrot beigemengt. Wenn das Schwein geschlachtet wurde, so bildete die benachbarte Jugend den Zuschauerkreis. Durch einen Strick am Hinterbein gefesselt wurde das Tier an Ohren und Schwanz zum Schlachttrog gezerrt und vom Schlächter abgestochen. Das Blut wurde, während das Schwein verröchelte, in einem messingenen Kessel aufgefangen und gerührt. Dann wurden die Borsten mit becherförmigen Kratzern abgeschabt und der Körper an eine gegen die Wand gestellte Leiter gehängt, geöffnet und ausgenommen. Während dieser Arbeiten drehte sich das Gespräch der Beteiligten um die Frage, wie viel das Tier wohl wiege und wie viel Flomen es habe.

Um das Gras auf seinem Trockenplatz auszunutzen, hielt Eggers auch alljährlich ein paar Schafe. Als eins der Schafe einmal in sonderbaren Kapriolen umhersprang, rief er: „Na, du Semikolonslischen!" Er war überhaupt ein origineller Sprachbildner. Seinen älteren Sohn gab er zu einem Schiffsbaumeister in Elmshorn in die Lehre. Der Junge hatte es dort nicht gut und beklagte sich beim Vater. Dieser schrieb an den Lehrherrn seines Sohnes und stellte seine Forderungen, wie er überhaupt, wenn es sich um sein Recht handelte, trotz aller Neigung zur Bequemlichkeit energisch auftrat und, wenn er Gehorsam fordern konnte, diesen auch verlangte und fand. Der Elmshorner erschien nun selber in Uetersen und begann: „Min leewe Eggers" — Aber Eggers schnitt ihm das

Wort ab: „Wat is hier to leeweeggersen? Steken Se Ehr Näs in unsen Kuntrakt!" Von jetzt an wurde der Junge besser behandelt. Als er ausgelernt hatte, ging er als Schiffszimmermann in die weite Welt, während sein Bruder Kaufmann wurde und nach einer Lehrzeit in Krempe nach New-York auswanderte, wo er in dem Geschäft eines aus Uetersen stammenden Weinhändlers angestellt wurde. Als ich einst den Alten nach dem Ergehen der Söhne fragte, sagte er von dem jüngeren, um das Vertrauen zu kennzeichnen, das man in ihn setzte: „He hett nu säbenunddöttig Slätel unner sik", von dem älteren: „He is nu op de Fohrt na Bummalasaira" (Buenos Ayres).

In der Nacht beging er nach jeder vollen Stunde die Zeit abrufend das Klosterquartier; in den Pausen des Dienstes stillte seine Frau, wie man sagte, seinen Hunger mit frischgebackenen Pfannkuchen. Am Sylvestertage machte er in der Dämmerung die Runde durch die das Jahr über von ihm beschützten Wohnungen; er stieß auf der Diele in sein Horn, das er während der Nacht nur bei Feuerlärm ertönen ließ, sagte seinen Segensspruch und empfing sein Trinkgeld. Er ist etwas über 80 Jahre alt geworden; seine Witwe fand Aufnahme in dem klösterlichen Präbendenhaus, das errichtet wurde, nachdem das Bleicherhaus abgerissen worden war.

Die Einwohner Uetersens waren zumeist Ackerbürger oder Handwerker. Große Fabriken waren noch nicht vorhanden (denn die Zementfabrik, die damals schon existierte, liegt jenseits der Hohen Brücke in Moorege). Doch gab es einen Grönlandsfahrer, an dessen Besitz und Betrieb viele Bewohner Uetersens Anteile hatten. Das große Schiff lag, wenn es daheim war, in Westerort nahe der Pinnaumündung; der Speck wurde in einem Schuppen am Klosterdeich in einer großen Pfanne ausgebraten.

Unter den akademisch Gebildeten trat am meisten der Haupt- und Klosterprediger, spätere Propst B. hervor. Er stammte aus der Stadt Schleswig, hatte in Kiel und Berlin studiert und sprach oft mit Begeisterung von Schleiermacher und Marheinecke. Von Krummendiek bei Itzehoe kam er nach Uetersen; die Wahl hatte die Gemeinde unter den drei vom Kloster Präsentierten. Man sagte, die Bauern hätten ihn gewählt, weil er am besten „grölen" konnte. Während die Inhaber der zweiten Predigerstelle zu Uetersen oft wechselten, ist B. weit über 50 Jahre lang Hauptpastor in Uetersen gewesen, eifrig und unermüdlich in seiner Amtstätigkeit. Er war am Tage vor der Schlacht bei Jena geboren und starb, noch im Amte befindlich, im Juni 1890. Er war dreimal verheiratet; mit der dritten

Frau, einer Schwester Moltkes, feierte er die goldene Hochzeit und überlebte diesen Tag noch um 3 Jahre. Zuweilen kam der Feldmarschall nach Uetersen, um seine Schwester zu besuchen; dann wurde am Abend die dem Feldmarschall unentbehrliche Whistpartie gespielt. B. war eine imponierende Erscheinung, hochgewachsen, von freundlichem Gesichtsausdruck. Wenn er in seinen grün gefütterten Mantel gehüllt, über den die grauen Locken herabhingen, zum Gottesdienst schritt, wenn er seine Konfirmanden zur Einsegnung führte, wenn er vor dem Altar oder auf der Kanzel stand, war er der vollendete Typus des Hauptes einer christlichen Gemeinde. Streitbar in der Verteidigung der Rechtgläubigkeit, ohne jeden Anflug süßlicher Muckerei, wachte er, jeder Neuerung abgeneigt, in allen Zweigen seiner amtlichen Tätigkeit über das Herkommen. In seinen Konfirmandenstunden war es, sobald er eingetreten war, mäuschenstill. Die Hauptlehrsätze mit den dazu gehörenden Bibelstellen diktierte er; wir trugen das Diktierte zu Hause in ein mit Goldschnitt ausgestattetes Konfirmationsheft ein. Jeden Nachmittag machte er einen Spaziergang, stets allein, hier und da stehen bleibend, um mit den ihm Begegnenden zu plaudern. Wenn jemand an die Tür seines Studierzimmers klopfte, erscholl ein energisches Herein! Aber erst nachdem er vor seinem Pult stehend eine kleine Weile weiter geschrieben hatte, wandte er den Kopf und begrüßte den Eingetretenen. Am öffentlichen Leben beteiligte er sich als Mitglied der holsteinischen Ständeversammlung; an der Augustenburgischen Bewegung aber, die im Jahre 1863 einsetzte, nahm er nicht teil und hielt schon damals die offizielle Berliner Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Eine ganz andere Natur war der Klostersyndikus Justizrat K., ein Mann von untersetzter Statur und trippelnden Ganges, nur in dem einen Punkte dem Hauptpastor ähnlich, daß er sein Amt fast ebenso lange inne gehabt hat. Die Freundlichkeit und Teilnahme, die dieser Mann mir in meiner Jugend erwiesen hat, ist mir unvergeßlich. Nie habe ich bemerkt, daß ich ihn störte, wenn ich ihn besuchte. Er nahm aufrichtigen und freudigen Anteil, wenn ich ihm die in der Rektorschule und später in Altona erhaltenen Zeugnisse brachte und verfolgte meinen Lebensweg bis zum Doktorexamen, zu dem er mir von Herzen Glück wünschte, ja er behandelte mich schon als Halberwachsenen wie seinesgleichen; denn er ließ sich mit mir in lange politische Debatten ein, die er liebte und zu denen in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ja Stoff und Gelegenheit genug vorhanden war. Manche Abende haben wir unter solchen

Gesprächen verbracht. Sein von einer hohen Tanne beschattetes Amtszimmer lag eine Treppe hoch; dort saß er vor einem mit Papieren bedeckten langen Tisch und neben ihm sein Schreiber. Man erzählte, er habe nie gestattet, daß in seinem Zimmer reingemacht werde; das mag übertrieben sein, jedenfalls waren die die Wände füllenden Aktenregale stets mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Er war sehr musikalisch und pflegte jeden Abend, wenn er aus seinem Arbeitsraum in das Wohnzimmer herabkam, eine Zeit lang auf dem Klavier zu phantasieren. Als die klösterliche Gerichtsbarkeit von der preußischen Regierung aufgehoben worden war, zog er zu seinem Sohne nach Burg in Dithm., wo er noch einige Jahre gelebt hat.

Der einzige, der in Uetersen die philosophische Fakultät vertrat, war Dr. Ludwig Meyn, Besitzer einer chemischen Fabrik am Klosterdeich und in den Kreisen der „Itzehoer Nachrichten" bekannt als „Wirtschaftsfreund". Er trug einen lang herabwallenden Posadowskybart und imponierte durch seinen Rassekopf. Im Dezember 1863 proklamierte er vom Balkon eines Hauses am Markte zusammen mit den ihm befreundeten Justizrat K. vor der versammelten Einwohnerschaft von Uetersen den Augustenburger als Herzog von Schleswig-Holstein.

Aerzte gab es in Uetersen drei. Der älteste war der schweigsame Dr. L., dessen Nachfolger sein ebenso schweigsamer Sohn wurde; der zweite war der Schwiegersohn des älteren Dr. L., Dr. B., ein behender kleiner Mann, bei den ungebildeten Leuten besonders beliebt, weil er mit ihnen über alle möglichen Dinge zu reden verstand. Der dritte Arzt war Dr. A., der bald nach Reinbeck verzog, wo er das Sanatorium Sophienbad gründete. Sein Nachfolger in Uetersen wurde Dr. B., der vorher Besitzer der Apotheke in Uetersen gewesen war, dann aber, schon als reiferer Mann, mit seiner Familie nach Kiel übergesiedelt war, um Medizin zu studieren. Er gehörte zu den intimen Freunden des Justizrats.

In Uetersen gab es nur einen Juden, der aber seiner Rasse wegen keine Anfechtungen zu bestehen hatte; im Kegelklub war er sogar gern gesehen, weil er meist Pudel schob und dadurch mehr als alle andern Mitglieder die Strafkasse füllen half, aus der in gewissen Zwischenräumen ein Karpfenessen bestritten wurde. Es gab auch nur einen einzigen dänischen Beamten in Uetersen. Das war der Zollverwalter H. Er wußte den Leuten Verbindliches zu sagen und stand mit den besten Familien in Verkehr, wobei ihn und seine Söhne und Töchter die der ganzen Familie eigene musikalische Be-

gabung noch besonders unterstützte. Er bezeugte seine dänische Gesinnung alljährlich am 6. Oktober, dem Geburtstag des Königs Friedrich VII., durch Böllerschüsse. Man sah darin nichts Auffallendes, da er Däne von Geburt war; er blieb auch im Dezember 1863, als andere aus Dänemark stammende oder dänisch gesinnte Beamte fortgeschickt wurden, unbehelligt, obwohl man wußte, daß in seiner Familie nur dänisch gesprochen wurde. Höchstens geschah es wohl einmal, daß einer seiner Söhne als Hannemann begrüßt wurde. Auf der Straße ging H. im Zickzack, weil er, den Blick gesenkt, sich die größten Steine zum Auftreten aussuchte — wohl der Hühneraugen wegen.

Zu den stadtbekannten Persönlichkeiten gehörte ferner der Klosterhofmeister a. D. Tamm mit dem ausrasierten weißen Bart. Man sah ihn oft vor dem Fenster seines Hauses am Markt stehen oder in der Dämmerung sich in einen weiten Mantel gehüllt in der Kirchhofsallee ergehen. Der Rentner Ritzmann, der in der Kuhlenstraße wohnte, trug stets, wenn er gegen Mittag Meyers Gasthof aufsuchte, um einen Schluck zu genehmigen, einen kleinen Lindenzweig, an dem ein Blatt hing, leise schwenkend in der Hand. Im Gasthof setzte er sich ans Fenster und legte den Zweig sorgsam aufs Fensterbrett, um ihn wieder mitzunehmen, wenn er fortging. Eine stattliche Figur bei einem Brande oder wenn die Spritzen an der Kleinen Brücke probiert wurden, war der Bäckermeister Schröder aus dem Kleinen Sand, als Rohrleiter mit der großen Lederschürze. Athletische Gestalten von großer Körperkraft waren der Schlächtermeister L. und der Rentner B., der lange in Kalifornien gelebt hatte. Es hieß, er habe dort einst zwei Landsleute, die ihr Deutschtum verleugneten, am Kragen gepackt und den einen mit der rechten, den andern mit der linken Hand über einen Brunnen gehalten, bis sie zappelnd um Gnade baten. Der Barbier Geerck lief mit seinem „Putzbüdel" in den Vormittagsstunden von einem Kunden zum andern, am Nachmittag bearbeitete er den von ihm gepachteten Acker hinter der Vogelstange oder schnitt auch wohl uns Jungen für einen Schilling die Haare, am Abend schliff er seine Rasiermesser, und wenn er eins lange genug geschliffen zu haben glaubte, riß er einem seiner am Tisch sitzenden Jungen, deren er fünf hatte, ein Haar aus, um daran die Schärfe zu prüfen. Der Ausrufer Michel Witt ging mit seiner Klingel durch die Straßen, um Bekanntmachungen zu verkünden, und war auch bei Auktionen als Ausrufer tätig. „Wat schack för den Putt hemmen? veer Schilling is baden — veer Schilling tum

eerssen, tum annern und tum drütten — keen hett'n? — hest du'n, Barta?" — und dann herabgewendet zu dem die Liste führenden Klosterhofmeister: „een Putt — Barta Schröder — veer Schilling". Gefürchtet wurde der berittene Schandarm Hagemeister; harmloser war der Polizeidiener Johann Hatt, wie ich einst erprobte, als ich einen Haufen Baumstämme, die am Hause eines Drechslers lagen, erklettert hatte und ins Rollen brachte. Der Hüter der Ordnung beschränkte sich im Vorbeigehen auf den Zuruf: „Schuß eegentlich eenen mit'n Stock hemm." Ein Bettler war der etwas blödsinnige, ewig hungrige Krischan (seinen Vatersnamen kannte niemand) mit der gefalteten Oberlippe. Er redete jeden auf der Straße an und erbettelte sich Brotreste, die er in einem Sack sammelte.

Familiennamen, die in Uetersen häufig waren, sind es meist heute noch, z. B. Baas, Cords, Maaß, Vogt, Hauschildt, Heydorn, Lienau, Piening, Lavorenz, Thormählen, Koopmann, Vietheer, Wientapper. Viele Namen wurden im täglichen plattdeutschen Verkehr seltsam abgekürzt und entstellt. Der Name Schlichting wurde zu Slich, Heye zu Heu, Bätje zu Böt, Früchtenicht zu Früchendiek, Kelting zu Kerken. Wir Knaben machten, um einander zu necken, Reime auf die Namen, z. B. „Oddof (Adolf) Bröker fallt ut de Schöker" (Schaukel), „Hannes Tied (Tiede) neiht sin Schoh mit Sied"; sein Vater war nämlich Schuhmacher. Auch Rätsel gaben wir einander zu demselben Zwecke auf, z. B. dem Pastorsohn das Rätsel: „Wat is dat Hellste in de Kirch?" Die Lösung war dem Gefragten bekannt und deshalb wurde die Frage von ihm mit einem drohenden „Wullt wat an de Snut?" beantwortet; die Lösung lautete nämlich: Paster sin Näsdrüppen.

Die Volksschule war in zwei Gebäuden untergebracht. Das eine lag im westlichen Ortsteil nahe der Kirche, das andere im östlichen auf dem „Finkenbrook". Für die Knaben gab es drei Stufen. Versetzt werden hieß „Oewerkommen". Die Versetzten wurden von den in der Klasse bereits befindlichen Schülern durch Tocken, d. h. Reißen an den Haaren, begrüßt. Von dem Rohrstock wurde in den beiden untern Klassen fleißig Gebrauch gemacht, in der untersten durch „Ueberlegen". Hier gab es auch noch eine besondere Strafe für Plaudern. Der Schuldige mußte nämlich den Mund mit einem Tuche verbunden im Gange stehen. Als einmal in der Mittelklasse ein Junge vortreten sollte, um gezüchtigt zu werden, kroch er unter den Bänken durch und rief die Türklinke ergreifend: „Adjüs, Tied' (der Lehrer hieß Tiede), morgen komm ick

waller". Der Nachfolger des eben genannten Lehrers hatte die Gewohnheit, durch Kneifen in den Arm zu strafen. Das schmerzte, und als ich einst diese Strafe erlitt, rief ich empört: „Meinst, das tut nicht weh, du?" „Das soll auch wehtun", antwortete er. In dieser Klasse wurde viel Zeit auf das „Prendeln" verwendet. Darunter verstand man das Schreiben eines Spruches oder Sprichworts oder des Titels eines Heftes mit verschnörkelten oder verzierten Buchstaben. Die Umschläge der Hefte, die wir bei dem dem Schulhause in der Kirchenstraße gegenüber wohnenden Buchbinder Koopmann kauften, trugen in der Mitte der fünfziger Jahre Bilder aus dem Krimkriege, z. B. Belagerung von Sebastopol, Schlacht bei Silistria. Aufsätze schrieben wir gelegentlich schon in der Mittelklasse. Ein Thema ist mir im Gedächtnis geblieben: es galt einen Brief zu verfassen, in dem eine Frau ihre Tante um ein Paar Strümpfe bittet, da ihre eigenen, die sie zum Trocknen an den Ofen gehängt habe, verbrannt seien. In derselben Klasse wurden auch Sonderrechenstunden abgehalten, in denen wir uns im Winter zu je vier um ein Talglicht gruppierten, dessen Anschaffungskosten unter den vieren wechselten, und auf unserer Schiefertafel die Aufgaben des „Großen Saß" lösten. In der Oberklasse lautete ein Aufsatzthema „Die Dampfmaschine". Als ich vor wenigen Jahren einen ebenso wie ich ergrauten ehemaligen Mitschüler bei einem Besuche in Uetersen daran erinnerte, daß wir beide diesen Aufsatz zusammen gemacht hätten, sagte er: „Jawohl, die Dampfmaschine hat drei Teile, so fing es an". Sein Gedächtnis war noch treuer als das meinige. Mit der Oberklasse war eine Schülerbibliothek verbunden; alle 14 Tage fand das „Bökertuschen" statt, wobei der Lehrer den Titel des Buches ausrief und der, welcher Lust hatte es zu lesen, sich meldete. Die Bücher, meist geschichtlichen Inhalts, waren unglaublich schmutzig und zerrissen. In dieser Klasse ging viel Zeit mit Bibellesen hin: einer las vor, die andern folgten dem Texte. Im Sommer war die halbe Klasse dispensiert: man verwendete die Schüler als Kuhhirten und zu andern ländlichen Beschäftigungen. Eine Zeit lang war in den Kreisen der Volksschüler das Gummikauen üblich. Wer das Gummistückchen genügend mit den Zähnen bearbeitet hatte, preßte es zwischen die Daumennägel; dadurch bildete sich nach und nach eine Blase, die, wenn man sie drückte, mit einem kleinen Knall zersprang. In den Unterrichtspausen wurde vor dem Schulgebäude gespielt, am häufigsten das Spiel „Buck geiht ut". Der „ausgehende Bock" war ein Schüler, der mit gefalteten Händen einen der

andern zu berühren strebte. Gelang ihm das, so gingen die beiden Hand in Hand auf dasselbe Ziel aus, und so mehrte sich die Zahl der Böcke, während die übrigen die Kette der Böcke zu zerreißen bemüht waren. Viel Freude machten uns die gewöhnlich von der mittleren und der obersten Klasse gemeinsam unternommenen Ausflüge; die beiden Lehrer begleiteten uns und voran schritt ein Trommler. Das „Schulenlaufen" (d. i. den Unterricht schwänzen) wurde fleißig geübt; einmal beteiligte auch ich mich daran, als kurz vor Beginn des Unterrichts ein Brand im Orte ausgebrochen war.

Ostern 1856 trat ich 11 Jahre alt in die Rektorschule über. Sieben Altersgenossen waren mir zur Seite. Voraus ging eine Prüfung durch den Hauptpastor. Das überheizte Studierzimmer des Pastors mag dazu beigetragen haben, daß wir die Prüfuug nicht gerade glänzend bestanden; im Rechnen waren die Leistungen geradezu gering. Doch wurden wir zum Schluß alle acht für reif erklärt. Von den sieben Kameraden habe ich nur einen in späterer Zeit wiederholt wiedergesehen; von dreien weiß ich, daß sie tot sind, darunter einer, der als Erlanger stud. theol. in einer Eisspalte des Gr. Venedigers versunken ist; zwei sind ausgewandert und verschollen; über den siebenten habe ich nie etwas erfahren.

Die Rektorschule, deren Gebäude jetzt das Rathaus ist, war eine für Uetersen wertvolle Anstalt, da sie ihre Schüler bis zur Konfirmation so weit brachte, daß sie in die Sekunda eines Gymnasiums eintreten konnten. Der Rektor B. war Theologe, mußte aber, weil er in den Reihen der Schleswig-Holsteiner an dem Feldzug gegen Dänemark und an der Schlacht bei Idstedt teilgenommen hatte, als „Oprörer" auf das Pfarramt verzichten und erhielt 1852 die Stelle des Rektors zu Uetersen; denn dieses Amt war klösterlich und seine Besetzung von der Entscheidung der Kopenhagener Regierung unabhängig. Da aber mit der Stelle eine nur geringe Besoldung verbunden war, sah sich ihr Inhaber darauf angewiesen, Pensionäre zu halten, für deren Aufnahme die Räume des Rektorats ausreichten. Zu den Pensionären des Rektors B. gehörten manche Söhne adliger Familien, darunter zwei Neffen Moltkes, von denen der ältere als Generalleutnant zu Hannover vor längerer Zeit, der jüngere als Chef des Generalstabes der deutschen Armee während des Weltkrieges gestorben ist. Auch der Vorgänger des Rektors B., Rektor A., war Theologe gewesen, auch er hatte während der langen Zeit, in der er das Amt führte — vom 1. Juni 1805 bis zu seinem Tode am 19. Jauuar 1849 —

viele Pensionäre, darunter auch Ausländer, namentlich Franzosen, gehabt. Von 1849 bis 1852 war das Rektorat vakant; das Haus diente in dieser kriegerischen Zeit, obwohl die Witwe des verstorbenen Rektors noch darin wohnte, als Patronenfabrik, Waffenmagazin und militärisches Gefängnis.

Rektor B., dessen alle seine Schüler, soviele deren noch leben, mit Verehrung gedenken, war ein ernster Mann von etwas über Mittelgröße, rötlichem Haar, blasser Gesichtsfarbe, stets peinlich sauber gekleidet und rasiert. Er genoß einen unbegrenzten Respekt und war bestrebt, die mit den Aufgaben seines Amtes verbundenen großen Schwierigkeiten mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit zu überwinden. Die größte Schwierigkeit bestand darin, daß die Verschiedenheit der Leistungen und Fortschritte der Schüler den Unterricht in manchen Fächern, namentlich in den alten Sprachen, zu teilen zwang, so daß, während die einen unterrichtet wurden, die andern sich selbst beschäftigten, und zwar oft in demselben Raum. Zur Aushilfe hielt er allerdings einen „Unterlehrer", einen Kandidaten der Theologie. Ich habe während der vier Jahre, in denen ich Schüler des Rektors war, drei solche Unterlehrer nacheinander kennen gelernt, zuerst einen Nichtschleswigholsteiner, der durch seinen Dialekt und sein ganzes uns fremdartiges Wesen unsere Aufmerksamkeit oft von dem Gegenstand des Unterrichts ablenkte. Bei dem zweiten und dritten ging es besser, namentlich bei dem zweiten, der uns sympathisch war und deshalb auch erheblich förderte. Eine weitere Aushilfe leistete ein Volksschullehrer, der die Rechenstunden gab; aber er erteilte keinen eigentlichen Unterricht, sondern ging in der Klasse umher und half, wenn einer nicht weiter konnte; denn jeder löste für sich die im Rechenbuch verzeichneten Aufgaben. Den Hauptanteil am Unterricht hatte der Rektor selbst, besonders in der Religion, in den alten Sprachen, im Deutschen, in der „Weltgeschichte" und auch im Zeichnen. Wir zeichneten nicht Gegenstände, sondern nach Vorlagen; Turnunterricht gab es nicht. In den Religionsstunden war der Rektor besonders ernst und streng; jeden Morgen wurde ein Hauptstück des Katechismus aufgesagt, und wer dabei stecken blieb, mußte unfehlbar „nachsitzen". Wer den Unterricht störte, mußte die Klasse verlassen und draußen auf dem Flur stehen, wo er sich dann schämen mochte, wenn die Frau Rektorin vorüberging. Geschlagen wurde nur selten, mit dem Stocke niemals. Im Deutschen hatten wir das dicke Lesebuch von Wackernagel, in dem wir auch zu Hause gerne lasen. Wir machten nur häusliche Arbeiten, Extemporalien gab es nicht.

Ich erinnere mich nicht, daß jemals nachgeforscht worden wäre, ob eine solche häusliche Arbeit durch ein Kompagniegeschäft zustande gekommen sei. Die Prädikate, die der Rektor unter die Arbeiten setzte, waren feststehend: das höchste war das zweimal unterstrichene Sehr gut, aber auch das nicht unterstrichene Gut galt noch als ein erfreuliches Ergebnis. Die Schulzeugnisse — den Ausdruck „Zensur" kannten wir nicht — schrieb der Rektor ohne Vordruck selbst auf ein Quartblatt, ohne die einzelnen Lehrfächer von einander zu scheiden, so daß der Schüler nur in fünf allgemeinen Kategorien: Betragen, Fleiß, Aufmerksamkeit, Ordnung, Forschritte ein Prädikat erhielt.

Von den Aufsatzthemata, die wir zu bearbeiten hatten, sind mir manche im Gedächtnis geblieben. Oft erzählte uns der Rektor etwas, was wir zuhörend in uns aufnahmen und schriftlich wiederzugeben hatten, z. B. die Schilderung eines Missionsfestes, dem er beigewohnt hatte. Einmal diktierte er uns eine große Zahl unzusammenhängender Wörter die wir nach eigener Phantasie zu einer Erzählung ergänzen sollten. In der Geschichte, die ich daraus schuf, spielte das Schlachtfeld von Leipzig und ein dort verloren gegangenes Kind eine Rolle; sie wurde vom Rektor bei der Rückgabe der Aufsätze als nicht gerade wahrscheinlich bezeichnet. Ein ander Mal, im Januar, hatten wir die Frage zu beantworten: Aus welchen Lebensgefahren bin ich im vergangenen Jahre errettet worden? Ich brachte sechs Lebensgefahren zusammen. Ein freies Thema war die Schilderung des Frühlings. Da beschrieb einer meiner Mitschüler einen blühenden Kirschbaum: er sehe gerade so aus, als wenn er mit einem weißen Tuch zugedeckt wäre mit lauter kleinen Löchern darin. Der Rektor lachte selten; als er diesen Aufsatz zurückgab, lachte er von Herzen. Einmal stellte er uns die Aufgabe, ein Buch auszuwählen, das wir besonders gern hätten, und die Gründe dieser Vorliebe zusammenzustellen. Ich wählte das weltgeschichtliche Lehrbuch, das wir in der Schule brauchten, und verzeichnete neun Vorzüge dieses Buches. Der neunte bestand darin, daß in dem Buche die Hauptereignisse der Weltgeschichte fett gedruckt waren. Wir wurden auch angehalten, irgend etwas Gelesenes frei vorzutragen. Ein Mitschüler wählte sich aus dem Wackernagel eine drei oder vier Zeilen lange Betrachtung über den Frühling, die ihm wegen ihrer Kürze gefiel. Er begann: „Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön" — Pause und gespanntes Warten der Zuhörer — „Aber die Lenzgestalt" — dann eine neue Pause und plötzlich heftiges Schluchzen des Vortragenden, lautes

Gelächter der Mitschüler, in das der Rektor einstimmte ohne ein Wort der Unzufriedenheit über das tragische Ende des Vortrages.

In den alten Sprachen brachten wir es ziemlich weit: wir lasen Herodot, Xenophon (jedoch ohne Rücksicht auf die Akzente) und Homer, ferner Cicero, Livius, Ovid und Vergil. Von dem in einer Lehrstunde gelesenen Abschnitt fertigten wir zu Hause eine schriftliche Uebersetzung, die wir in der nächsten Stunde vorlasen. Wir lernten aus dem 2. Buche von Ovids Metamorphosen die Erzählung von Phaethon, über 300 Verse, auswendig, und ebenso die erste Katilinarische Rede Ciceros. Heute gibt es dergleichen nicht mehr; mir hat es nicht geschadet. Das Auswendiglernen gehörte in großem Umfang auch zum Religionsunterricht; hier waren es außer dem Katechismus Bibelstellen (mit Angabe des Fundortes) und Kirchenlieder. Im Französischen hatten wir eine dicke Grammatik mit einem Verzeichnis aller unregelmäßigen Verben, im Englischen ein Lesebuch, in dem uns die Ueberschrift eines Abschnittes „Lady Mary Mortley Montagu in Turkey" komisch erschien. Auch übersetzten wir eine Erzählung, „Mick und Nick" genannt, aus dem Deutschen ins Englische. Von physikalischem Unterricht habe ich keine Erinnerung, wohl aber vom geometrischen.

Jeden Mittwoch im Winter um 9½ Uhr führte uns der Rektor in einen Pelz gehüllt in die Kirche zur „Kinderlehre". Dort stellten wir uns mit den Angehörigen der Volksschule in den Gängen zwischen den Bankreihen auf, jämmerlich frierend und mit den Füßen trippelnd. Der Hauptpastor schritt, vom Altar ausgehend, katechesierend langsam die Reihen entlang, und wir waren froh, wenn die Belehrung zu Ende war und wir in das warme Schulzimmer zurückkehren durften.

Regelmäßig am Montag nach Palmarum vor Beginn der Osterferien fand die öffentliche Prüfung der Rektorschule statt. Die Standespersonen, die bei dieser feierlichen Gelegenheit niemals fehlten, waren der Hauptpastor, die Priörin, die am Arm des Geistlichen die Schulstube betrat und das Taschentuch in der Hand in einem Korblehnstuhl Platz nahm, und der Klostersyndikus; es kamen auch einzelne Bürger, die zuhörten und in unseren Heften, die zur Besichtigung ausgelegt waren, blätterten. Die Prüfung erstreckte sich auf Vormittag und Nachmittag und auf alle Unterrichtsfächer; sie schloß mit einer Ansprache des Pastors, die stets ein wohlverdientes Lob des Lehrers enthielt. In einer dieser Prüfungen wurde ich der Gegenstand allgemeiner Heiterkeit. Einer der Schüler wurde vom

Rektor gefragt wie der Genetiv von lux heiße. Er antwortete: „Lucis". Da fuhr ich in die Höhe und rief: „Falsch"! Der Pastor lächelte und sagte: „Na, nu sage du, wie der Genetiv von lux heißt." Ich erwiderte: „Lux, ludicis". Allgemeines Gelächter. Ich hatte das Paradigma der Kühnerschen Grammatik, radix, falsch übertragen. Diese Szene muß wohl in das Jahr 1857 fallen. Denn später hätte ich den Fehler wohl nicht mehr gemacht; ich brachte es im Lateinischen bald zu großer Sicherheit, machte ich doch mit einem Mitschüler zusammen in der Zeit, wo wir uns selbst beschäftigten, Auszüge aus der großen Grammatik von Zumpt.

Wenn der Rektor einmal den Unterricht aussetzte, um mit seiner Schar, die 20 bis 30 Köpfe zählte, einen Spaziergang zu machen, z. B. über Tornesch nach Ahrenlohe und dem „Bickbeerenwohld", verlangte er zwar strenge Befolgung seiner Anordnungen, scheute sich aber auch nicht vor einem Ringkampf mit uns.

Zu den vier Fremdsprachen, die wir in der Rektorschule lernten, kam für mich und einen Mitschüler noch eine fünfte, das Hebräische. Darin unterrichtete uns der öfters schon genannte Pastor, der zu den wenigen Geistlichen gehörte, die über den Amtsgeschäften ihr Hebräisch nicht vergessen hatten. Er unterrichtete ohne Lehrbuch, und ich habe seitdem immer behauptet, daß für den Unterricht in Fremdsprachen das Wort, die Methode und die Persönlichkeit des Lehrenden unendlich viel wichtiger ist als die Benutzung einer wenn auch noch so sorgfältig gearbeiteten und zweckmäßig eingerichteten Grammatik. Nachdem uns der Pastor (der uns übrigens öfters wieder fortschickte, wenn er keine Zeit hatte) mit den hebräischen Buchstaben bekannt gemacht und uns gesagt hatte, daß alle hebräischen Wörter von Wurzeln abgeleitet sind, die aus drei Konsonanten bestehen, schritten wir alsbald zur Lektüre des ersten Buchs Mose. Als wir in Vers 2 des 1. Kapitels auf die Form m'rachepheth (schwebend) stießen, tat er die mehr auf das Geratewohl berechnete als durch den Unterrichtsgang gegebene Frage, welche wohl von den fünf Konsonanten dieser Form die drei Wurzelkonsonanten seien. Ich dachte: wenn die für andere Sprachen giltigen Bildungsgesetze auch für das Hebräische giltig wären, so müßten es die drei ersten oder die drei letzten Konsonanten sein; denn die Abteilungen geschehen durch Zusätze hinten oder vorn; da aber im Hebräischen alles anders ist als in den übrigen Sprachen, so wird dasselbe wohl auch für die Formenbildung anzunehmen sein; daher antwortete ich: „Die drei mittleren". Und ich hatte es getroffen.

Im Januar 1860 fuhr Rektor B. mit mir und jenem Mitschüler nach Altona, damit wir von dem Ordinarius der Sekunda des dortigen Christianeums für die Aufnahme in diese Klasse geprüft würden. Die Prüfung beschränkte sich, was für die damalige Zeit charakteristisch ist, auf die beiden alten Sprachen; sie fiel befriedigend aus; nur wurde der Wunsch geäußert, daß wir in der Zwischenzeit noch recht viel Homer lesen möchten. So verließ ich die Rektorschule Ostern 1860.

Damit könnte ich meine Erinnerungen an die Rektorschule abschließen, wenn ich nicht noch eines Tages gedenken möchte, der zwar aus dem durch die Zeit begrenzten Rahmen dieser Erinnerungen herausfällt und der Gegenwart nahe liegt, aber für den verehrten Lehrer selber wie für uns, seine ehemaligen Schüler, bedeutungsvoll war. Einer von uns hatte in Erfahrung gebracht, daß der ehemalige Rektor, der 1864 nach der Befreiung der Herzogtümer eine Pfarre erhalten und als hoher Siebziger sein Amt niedergelegt hatte, als Emeritus in Lübeck lebend am 28. Mai 1911 seinen 90. Geburtstag feiern werde. Es gelang ihm, neun frühere Schüler, die ihm erreichbar waren, aus den Jahren 1852 bis 1864 für den Gedanken zu gewinnen, daß wir uns zu dem Geburtstage in Lübeck zusammenfinden und dem alten Lehrer persönlich unsere Glückwünsche aussprechen wollten. Es waren Geistliche und Aerzte, auch ein Landwirt, ein Hauptmann a. D. und ein Musiker. Wir trafen uns in einem Lübecker Hotel. Wir hatten uns als Knaben oder als ganz junge Leute zum letzten Mal gesehen; jetzt war der jüngste 60 Jahre alt. Dann gingen wir zusammen in Gesellschaftstoilette in das Haus des Jubilars. Da stand der alte Herr in der Mitte des Zimmers, die Kniee ein wenig geknickt, aber noch rüstig und beweglich, neben ihm seine 80jährige Gattin und sein Sohn, damals, als wir die Rektorschule besuchten, ein kleiner Knabe, jetzt seit Jahren als Pastor in Amt und Würden. Die Züge des Greises waren in dem oberen Teil des Gesichts wiederzuerkennen, nicht in dem unteren, den ein dichter Vollbart verhüllte. Nachdem ich als der älteste der Gratulanten unserer Verehrung und Anhänglichkeit Ausdruck gegeben hatte, erzählte er auf dem Sofa sitzend von den Eindrücken, die das lange Leben ihm hinterlassen hatte, namentlich aus der Jugendzeit. Der Uniformrock, den er in der Schlacht bei Idstedt getragen hatte, wurde hervorgeholt und herumgereicht. Er wies zwei Löcher auf, eins auf der Brust, das zweite auf dem Rücken. Die Kugel hatte ihn, wie er erzählte, aus 10 Meter Ent-

fernung getroffen und die Lunge durchbohrt. Er war, da die Schlacht verloren ging, auf dem Boden liegend in dänische Gefangenschaft geraten und dann halb geheilt ausgetauscht worden. Und dieser Mann mit der durchbohrten Brust und der von jeher blassen Gesichtsfarbe war jetzt 90 Jahre alt. Am Nachmittag vereinigte uns mit den nächsten Verwandten des Jubilars ein von dem Sohn veranstaltetes Festessen, an dem das greise Ehepaar bis gegen 10 Uhr teilnahm und manche Erinnerungen aus der Uetersener Zeit aufgefrischt wurden. Unser alter Lehrer hat den denkwürdigen Tag noch um zwei Jahre überlebt und ist 1913 gestorben.

War die Rektorschule eine Art Progymnasium, so durfte man die neben dem Hauptpastorat liegende Lehr- und Erziehungsanstalt von Th. Schultz, in der auch Mädchen unterrichtet wurden, mit einem Realprogymnasium vergleichen. „Onkel Schultz", ein gewandter Mann, hatte in seiner Pension viele Söhne vermögender Eltern aus Hamburg und auch aus Amerika.

* * *

An Vergnügungen fehlte es in Uetersen nicht. Es gab eine „Liedertafel" und eine „Harmonie"; beide Gesellschaften veranstalteten im Winter Bälle. Im Sommer war das Schützenfest. An einem Montag früh 9 Uhr zogen die Schützen mit Musik, deren Klänge uns, die wir auf den Schulbänken sitzen mußten, elektrisierten, die Flintenläufe mit Blumen geschmückt, zur Vogelstange, und das Knallen begann. Es wurde stets so eingerichtet, daß die Königswürde einem zahlungsfähigen Bürger zufiel, der imstande war, die anderen zu bewirten. Am Dienstag-Abend nach beendetem Schießen zog das Schützenkorps durch die Straßen, voran die Musik, dann der König ohne Gewehr, einen Stock in der Hand, mit vier silbernen Löffeln, seinem Gewinn, auf der Brust, rechts und links die beiden, die Kopf und Schwanz abgeschossen hatten, mit je einem Löffel, hinter ihnen die vier übrigen Gewinner (der Preise für Flügel und Klauen), auch mit je einem Löffel, endlich die Menge der gewinnlosen Schützen. Wo der Zug an einer Herberge vorbeikam, wurde er mit Fahnenschwenken begrüßt. In keinem Jahre versäumte es der Zug der Schützen, wenn er auf dem Marktplatze angelangt war, einen Abstecher nach dem Kloster zu machen und der Priörin vor ihrer Haustür ein Hoch zu bringen. Sie erwiderte die Huldigung, die ebensosehr ihrer Persönlichkeit wie ihrer Stellung galt, durch

dankendes Neigen des Hauptes und durch eine Rotweinspende. Am folgenden Sonntag beschloß das Fest der „Vogelhochzeit" die Woche.

Tiefer in das Leben der Kinder griffen die Jahrmärkte ein, zumal da die Tage schulfrei waren. Es waren (und sind noch heute) vier Märkte: im April, Juni, Juli und Oktober. Der dritte war der Kirschenmarkt, der vierte der Ochsenmarkt. Schon am Abend vorher wurde ein Teil der Buden aufgeschlagen; die zuschauenden Kinder waren in gehobener Stimmung. Am folgenden Morgen ging ich mit meinem Bruder zu Fräulein v. Pechlin, einer Stiftsdame des Klosters zu Schleswig, die in einem Nebenhause des Uetersener Klosters wohnte. Mit „Prost Jahrmarkt", wie sie es verlangte, begrüßt suchte die uralte Dame mit zitternder Hand, die mit halbem Handschuh bedeckt war, aus der Sofaecke ihren Geldbeutel hervor und beschenkte uns mit je vier Schilling Marktgeld. Der Nachmittag brachte dem Markte einen Zustrom vom Lande und uns Kindern eine Fülle von Genüssen. Die Buden, in denen Kuchen und andere Süßigkeiten verkauft wurden, waren zahlreich; ich bevorzugte die Stücke aus Blätterteig mit einer halben Pflaume darauf, und unter den Buden die eines Elmshorners, dessen Spitzbart sich, wenn er sprach, auf- und niederbewegte. Aber auch einen „Smuttaal" von bescheidener Dicke pflegte ich zu erstehen. Niemals fehlte der Mann mit den Schauergeschichten; sie waren auf einer in Felder geteilten Wachstuchtafel dargestellt, gegen die er mit einem Rohrstock schlug, indem er die auf Zettel gedruckte Beschreibung der Untat, die Mundwinkel herabgezogen, singend ausbot. Eine besondere Anziehungskraft hatte das Karussell, das stets vor der „Wache" errichtet war. So hieß seit 1848 das Haus gegenüber dem heutigen Amtsgericht, wo Wulfhagen und Hinterstraße (Parallelstraße) sich trennen. Mit dem Karussell war ein Ringstechen verbunden. Wer mit dem dolchartigen Stecher, der, ehe der Reiter ihn ergriff, am Halse des Pferdes befestigt war, aus dem dem Karussell zugeneigten Apparat bei sechsmaliger Vorbeifahrt sechs Ringe herausgestoßen hatte, die er auf einem Finger der linken Hand sammelte, rief „Partie" und brauchte für die folgende Fahrt nicht zu zahlen. Für den Ochsenmarkt rüsteten wir uns mit Peitschen aus. Dazu gehörten eine Weidenrute, eine Schnur von Reepschläger R. und ein „Smicken", der den Knall erzeugte. Am Abend vorher wurden auf dem „Roggenfelde" die Gerüste errichtet, an die die Ochsen angebunden werden sollten. Ich beneidete die Jungen, die ihrem Vater — der Mann hieß Höppner — bei dieser Arbeit helfen durften.

Am Markttage begleiteten wir die Ochsen, wenn sie zum Roggenfeld getrieben wurden, mit dem Knall unserer Peitschen und sahen zu, wenn ein Ochse vom Käufer durch Betasten der Wampen geprüft und der Kauf durch Handschlag abgeschlossen wurde.

Manche Stunde habe ich als Junge dem Interesse am Handwerksbetrieb gewidmet: unter der Kugel des alten Schuhmachers J., der, als ich ans Gymnasium übergehen sollte, zu mir sagte: „Du hest nu veel lehrt, dor ward öwers ok veel vun di verlangt", beim Klempner, wenn er mir ein Pustrohr anfertigte, beim Uhrmacher, wenn er die Turmuhr aufzog, beim Seiler, wenn er in der „Reeperbahn" rückwärtsgehend den Faden spann, bei dem Handbetrieb der Ziegler, die in jedem Jahre aus den Lippeschen Landen zuwanderten, wenn sie den Ton in die Form preßten, beim Bäcker, wenn er die Brote „gesselte", beim Schlächter, wenn er mit der Axt die Stirn des Ochsen traf. Auch beim Schmied und Buchbinder war ich ein häufiger Gast. Ich verfolgte den Bau der Chaussee nach Elmshorn und der nach Wedel, ich revidierte öfters den Bau der Gasanstalt, die 1858 errichtet wurde, und als sie fertig war, des Abends die Zahl und den Standort der Laternen in den Straßen, ich sah den Arbeiten der Zimmerleute zu, als sie Behns Mühle nach dem Brande neu bauten, und den Rammarbeiten, als die Fundamente zu dem Timmschen Hause in der Kirchenstraße gelegt wurden. Die Stöße der Ramme, die von 10 Armen gehoben wurde, regelte der Altgeselle — er hieß Schill — durch den Rhythmus selbstgemachter (oder überkommener?) Reime, in denen die Zahlen von 1 bis 10 eine Rolle spielten. Mir ist von diesen Reimen einer im Gedächtnis geblieben, der Reim auf 9: „Hoch op Nägen" — die Ramme wird gehoben — „Den'n hett he krägen" — die Ramme stößt auf, und der Schlußreim vor einer Ruhepause: „un nu noch mal vun baben dal un denn sett dal"!

Das Kaninchenhalten war unter uns Jungen sehr verbreitet. Gab es Junge, so wurde ein Vogelschießen veranstaltet. Jeder, der mitschießen wollte, zahlte einen Schilling. Der von uns selbst aus Holz gefertigte Vogel wurde auf einer Zeugstütze befestigt und hochgerichtet. Geschossen wurde mit dem Flitzbogen. Die Geschosse machten wir aus Schlick, den wir zu langen Würsten ausrollten, dann eingekerbt an der Sonne trockneten und in einzelne Bolzen auseinanderbrachen. Die Gewinne bestanden in je einem der vier Wochen alten Kaninchen, der König erhielt vier, so daß in der Regel acht Kaninchen einen neuen Eigentümer bekamen.

Von Sammlungen wurde nur die Eiersammlung eifrig betrieben; Briefmarkensammlungen kannten wir noch nicht. Die Eier wurden vielfach getauscht; sie standen in sehr verschiedenem Preise. Fast wertlos waren die Sperlingseier, nicht viel höher geschätzt wurden die Eier der Schwalben, Stare, Buchfinken, Hänflinge (Jritsche), Lerchen, Grasmücken, Rotschwänze, Fliegenschnapper und Ackermantjes (Bachstelzen), der Elstern und Krähen; höher bewertet wurden die Eier des Spechts, des Hähers und des Pirols (Vogel Bülow), sowie der Raubvögel. Unser Stolz war ein Straußenei, das wir von einer im klösterlichen Armenhaus wohnenden Frau erhandelt hatten; ihr Sohn, der Seemann war, hatte es mitgebracht. Einmal haben wir einen ganzen Nachmittag damit zugebracht, ein faules Schwanenei, nicht achtend des entsetzlichen Gestankes, auszupusten. Ein Junge, der auch eine Eiersammlung hatte, bemalte Hühnereier grün und schwarz und schmierte sie uns durch ein Tauschgeschäft als Möveneier an. Wir schöpften aber Verdacht und probierten mit Wasser die Echtheit der Farbe. Der Betrug wurde offenbar, der Tausch rückgängig gemacht und der Betrüger mit einer Tracht Prügel bestraft.

Mit den Tieren in der Klosterkoppel hatten wir viel Verkehr. Im Mai wurden sie hinausgetrieben. Dann saß der Klosterhofmeister am offenen Fenster eines Hinterzimmers der Priörin und notierte jedes Stück, wenn es vorbeigeführt wurde. Den Sommer über kamen dann die hochgeschürzten Melkerinnen zwei oder drei Mal täglich mit zwei Eimern; auf der Milch schwammen, wenn sie zurückkehrten, leise klappernd die hölzernen Kreuze. An heißen Nachmittagen gingen die Kühe in den „Pjörnsgraben" und blieben stundenlang im Wasser stehen. Wir lockten Kühe mit dem Ruf Schöke, Schöke, Pferde mit Ssüte, Ssüte; Schafe redeten wir Harm, Harm, Schweine Wutt, Wutt an.

Den Frühling eröffneten für uns die „Ostermonde" am Ostersonnabend und an den beiden Feiertagen. Wir „böteten" meist hinter dem Deich; unser Brennmaterial war Schilf, das die Flut angeschwemmt hatte. Zu den Frühlingsspielen gehörte der Drachenflug. Der Drachen war stets von derselben dreieckigen, oben abgerundeten Form mit einer Kappe (Spitze). Zu seiner Herstellung brauchten wir nur einen Stab, ein halbes Tonnenband, etwas Bindfaden und Papier zum Bekleben und zur Anfertigung des Schwanzes. Wenn der Drachen (den wir ausschließlich in der Klosterkoppel steigen ließen) hin und her schwankte oder gar in spiralförmigen

Drehungen zu Boden schoß, so wurde die Frage erörtert, welcher Fehler ihm die Ruhe und Stetigkeit raube. Da hieß es dann oft: „He steiht to dull op Riten" (Reißen). Aber ich bin nie ein Sachverständiger in Drachenangelegenheiten gewesen und kann nicht sagen, was das bedeutet. Die Drachenschnur, die wir an einem kurzen Stock auf- und abwickelten, nannten wir „Bott". Es gab Drachen, die so groß waren, daß sie einen bemannten kleinen Wagen ziehen konnten.

Ebenfalls in das Frühjahr fiel das Spiel mit Rabastern (entstellt aus Alabaster). So nannten wir die kleinen Kugeln aus Marmor; denn die glasierten Tonkugeln, Läufer genannt, wurden verachtet. Es gab verschiedene Formen des Spiels: „Gurum", „Hüpen" und „int Lock". Bei „Gurum" wurden die Rabaster quer über den Steig neben einander gesetzt; wer mit der eisernen Kugel den vordersten Rabaster (der auch Gurum hieß) traf, gewann die ganze Reihe; wer einen aus der Mitte traf, diesen und die folgenden. „Hüpen" waren die aus vier Rabastern zusammengestellten, in der Längsrichtung des Steiges geordneten Häufchen; nur wer so traf, daß der oberste Rabaster herunterfiel, hatte Anspruch auf alle vier. Bei „int Lock" galt es eine Handvoll Rabaster von einem Mal aus in ein in der Erde hergestelltes Loch zu rollen. Es gab auch Kugeln aus weißem Marmor; sie hießen „Knökerne" und hatten den Wert von zwei, wenn sie von roten Linien durchzogen waren, von vier Rabastern.

Eines Taschenmessers bedurfte es für ein Spiel, dessen Gesamtnamen ich vergessen habe. Wir setzten uns im Kreise auf einen Rasenplatz und nun galt es, durch verschiedene Handbewegungen das Messer in den Erdboden zu spießen. Das Spiel hatte vier Touren: inne Hand, oppe Hand, Klumbur und Spitzmeß. Bei Klumbur wurde das Messer auf die Nägel der geballten Faust gelegt und durch Drehung der Hand mit der Sitze zur Erde geschleudert. Dies mißlang ebenso selten wie inne Hand. Bei Spitzmeß faßte der Werfende das Messer an der Sitze und schleuderte es, indem er es sich überschlagen ließ, so, daß es mit der Spitze möglichst senkrecht den Erdboden erreichte. Auch die Tour oppe Hand war ohne Ueberschlagen des Messers unmöglich. So kam es, daß die Würfe 2 und 4 oft mißglückten. War nach 4 oder 5 Runden festgestellt, wer am besten und wer am schlechtesten geworfen hatte, so folgte für den letzteren die Bestrafung durch „Pluckwöhlen". Der Sieger heftete durch drei (nicht mehr) Schläge mit dem Messergriff einen Pflock in den Erdboden, und diesen mußte der Unterlegene mit den

Zähnen herausholen. Heute ist mir das Interessanteste an diesem Spiel der Name Klumbur, den ich aber ebensowenig zu deuten weiß wie Akree oder Gurum oder Munkel.

Viel Zeit haben wir im Vorsommer beim Fischen zugebracht, wozu es einer Erlaubnis nicht bedurfte. Die gewöhnliche Art des Fischens war das Angeln, das wir nur bei Windstille und bei auflaufendem Wasser, am liebsten bei schwüler Luft betrieben, wenn ein Gewitter am Himmel stand. „Denn bitt dat am besten", hieß es. Der Köder bestand ausschließlich aus Regenwürmern, die wir unter dem Kuhmist hervorholten. Gefangen wurden Aale (meist kleinere), Barsche, Brassen (Bleie) und zuweilen auch Schleie. Die grausamste Art des Fischens war die Aalschnur, die verknüpft mit zahlreichen in je einen Angelhaken endigenden Bindfaden und mit einem Stein beschwert 24 Stunden in der Au liegen blieb, ehe sie wieder eingezogen wurde. Unverletzt blieb der Fisch beim Fischen mit Reusen, die wir Bungen nannten, und beim Aalpöllern. Dazu bedurfte es eines Bootes, das man festlegte, und einer Pöller, d. h. eines Bündels auf Bindfaden gezogener Regenwürmer, das man mit einem Bleigewicht so versenkte, daß es über dem Grunde schwebte. Der Pöllernde hielt die Rute in der Hand und spürte den Ruck, wenn ein Aal an dem Bündel zupfte; dann galt es sanft und langsam hochzuziehen. Oft entschwand der Aal, ehe er den Bootrand erreichte; denn wenn er aus dem Wasser in die Luft kam, wurde er schwerer. Auch mit einem Stellnetz haben wir in den Koppelgräben gefischt; wir sperrten den Graben durch das an einer Stange vorgehaltene Netz und trieben aus einer Entfernung von 50 oder 100 Meter die etwa vorhandenen Fische durch Schlagen in das Wasser gegen das Netz. In den Wettern der Marsch gelang es zuweilen einen Hecht zu schnüren; meist aber waren wir nicht vorsichtig oder nicht geschickt genug, um eine Berührung des unbeweglich im Wasser stehenden Fisches mit der aus feinem Messingdraht bestehenden Schlinge, die wir ihm über den Kopf zu streifen versuchten, zu vermeiden; dann verschwand er mit einem Ruck. Eine besondere, mehr kindliche Art des Fischfangs, die wir in jüngeren Jahren geübt haben, war das „Uthöpen" in der Schleuse am Finkenbrook. Die Schleuse war ein Abschluß des Baches, der von Heidgraben kommend den Mühlenteich durchfließt, den Hauptstraßenzug Uetersens unter der „Kleinen Brücke" durchschneidet und schräg gegenüber der Mooreger Schiffsbauwerft sein braunes Wasser in die Pinnau ergießt. Die Schleuse hatte zwei starke eichene Türen, die sich bei ansteigender Flut selbst-

tätig schlossen und ebenso bei Ebbe sich dem Druck des von oben kommenden Wassers nachgebend öffneten. Hier nun sperrten wir bei Ebbe durch einen Damm, den wir quer durch den Bach legten, das Wasser etwa 10 Meter oberhalb der Schleuse ab und schöpften innerhalb des Raumes zwischen Damm und Schleuse mit allerlei Geräten das Wasser aus, so daß die in dem Raum vorhandenen Fische schließlich auf dem Trockenen lagen. Meist waren es aber nur kleine Dinger, die wir ihrem Element zurückgaben. Einmal jedoch, als wir zu fünf das Uthöpen betrieben, faßte einer von uns unter den Brettern der Schleuse einen ansehnlichen Aal. „Ick heff'n Aal", schrie er. „Hol'n wiß", erscholl es aus vier Kehlen. Es gelang. Meine Mutter kaufte den Aal für 3 Schilling; in gerechter Verteilung erhielt der Ergreifer einen Schilling, wir übrigen vier je einen Sechsling.

Im Hochsommer badeten wir täglich, oft ohne Handtuch; dann liefen wir uns trocken, ehe wir die Kleider wieder anlegten. Das Schwimmen lernten wir früh, etwa 7 Jahre alt, im Bach an der Schleuse oder in „Stahls Siel", einem an seinem Ende, wo er vermittelst eines Durchlasses durch den Deich mit der Au in Verbindung steht, etwas verbreiterten, sehr schmutzigen Graben. Zuerst schwammen wir wie ein Hund, später, als wir uns in die Au wagten, mit ausgestreckten Armen. Wir badeten meist bei Flut, also täglich eine kleine Stunde später, und erkletterten oft einen vorüberfahrenden Ewer oder dessen hinten angebundenes Boot. Manchmal, wenn wir vom Baden kamen und andere, die erst baden wollten, uns begegneten, kehrten wir wieder mit um und gingen aufs neue ins Wasser. So brachten wir zuweilen einen ganzen Nachmittag im Wasser zu. Auch das Baden bei Ebbe (siet Water) verschmähten wir nicht. Dann konnten wir die Au durchwaten, rutschten zwischen Ufer und Strom den Schlick hinunter und bewarfen uns gegenseitig mit Schlick, so daß wir, wenn er nicht sorgfältig abgespült wurde, schmutziger aus dem Wasser kamen, als wir hineingegangen waren. — Bootfahrten auf der Pinnau waren selten; denn ungern liehen uns die Schiffer ihre Boote. An manchen Sonntagnachmittagen liefen wir querfeldein ins Freie (wir nannten das „ströpeln") und im Herbst suchten wir, mit „Nöthaken" ausgerüstet, die Umgegend nach Haselnüssen ab, wobei wir oft von den Bauern aus den Knicks verjagt wurden.

Zu den Bewegungsspielen gehörten „Versteck und Akree". Das Akree — der Ursprung des Wortes ist mir nicht bekannt —

unterschied sich von dem Versteckspiel nur dadurch, daß der Entdeckte bemüht sein mußte, schneller an das „Mal" zu gelangen als der Entdecker. Ferner wurde von zwei Neffen der Priörin, die bei der Tante jeden Sommer zu Besuch waren, aus Mecklenburg ein Spiel importiert, welches „Tiktak, 'nehm schall de Mann stahn?" hieß. Der vor dem Meister gebückt stehende Junge, der die andern nicht sehen konnte, bestimmte, von dem Meister mit dem Finger auf dem Rücken berührt, wo ein jeder und wo er selbst sich aufstellen sollte. Wenn jeder auf seinem Posten stand, klatschte der Meister in die Hände, und nun kam es darauf an, als erster das Mal zu erreichen. Einen weiten Raum erforderte das Spiel „Hund und Has'." Die Hasen wurden von den Hunden gegriffen, galten aber erst als gefangen, wenn sie von dem herbeigerufenen Jäger drei Schläge erhalten hatten. Die gefangenen Hasen gesellten sich den Hunden zu; das Spiel war zu Ende, wenn es keine Hasen mehr gab; die Ehre des Spiels fiel dem letzten Hasen zu.

Auf dem Vorhof des Pastorats spielten wir Kütt, Munkel und Kaak. Bei Kütt war die Aufgabe die, ein von einem Bierfaß stammendes Spund mit einem Knüppel in ein Erdloch zu treiben; von Munkel weiß ich nur noch, daß dazu ein aus einem Baum oder Busch herausgeschnittener Dreifuß gehörte; Kaak war ein Holzklotz, nach dem wir mit großen Steinen warfen, um den darauf gelegten Sechsling, wenn der Klotz getroffen wurde und die Münze herunterfiel, zu gewinnen.

Etwas Besonderes war das Spiel, das wir Föhern (Führen) nannten. Einer wurde, nachdem er mehrmals im Kreise gedreht worden war, von den übrigen mit verbundenen Augen in alle möglichen Ecken, Winkel und Durchgänge geführt und mußte dann nach dem Schall oder dem Geruch erraten, wo er sich befand. Dies mißlang meist, so daß er, wenn ihm die Binde gelöst wurde, zur großen Befriedigung der übrigen verwundert um sich schaute.

Im Winter war für unsere Belustigungen das Eis noch wichtiger als der Schnee. Wir brachten den kleinen Schlitten, Kater genannt, auf die Straße und befestigten ihn mit dem Strick, an dem er gezogen wurde, hinten an einem vorbeifahrenden Wagen, d. h. wenn der Kutscher es litt. Wir nannten das „Hinterhaken". Wer den kürzesten Strick hatte, war der nächste am Wagen. Ließ er los, so geriet er mit seinem Schlitten vor den des Nachfolgenden; dann mußte dieser auch loslassen. Es wurde auch gerodelt: Entweder fuhren wir am Ende der Kuhlenstraße den Deich hinunter oder wir

legten uns eine aus Schnee gebaute künstliche Rodelbahn an. Mehr Wert legten wir auf das Schlittschuhlaufen. Ich habe kaum je in meinem Leben eine so reine Freude empfunden wie in meinen Knabenjahren, wenn ich an dem flachen Ufer des „Pjörnsgrabens" feststellen konnte, daß das Eis hielt. Die Schlittschuhe (Strittschoh) mit hölzerner Sohle, in der das Eisen steckte, wurden mit „Hackenleder" und Riemen (man sah auch Stricke) an den Füßen befestigt; „Oeversetten", Rückwärtslaufen und Holländern wurden eifrig geübt. Unsere Tummelplätze waren außer dem Pjörnsgraben der Bleichergraben, der Burggraben, dessen Name darauf hinzudeuten scheint, daß in dem Garten der Priörin einmal eine Ritterburg gestanden hat, die Kuhle und der Mühlenteich. Manchmal kam es zu Reibereien, wenn die Jungen aus dem Großen Sand auf den Bleichergraben kamen, namentlich wenn wir dort nach einem Schneefall gefegt hatten, oder wenn wir uns auf dem Mühlenteich blicken ließen. Auf dem Bleichergraben hatten wir einen zum Ausruhen geeigneten Platz auf dem in das Wasser hinausgebauten Steg, auf dem der Bleicher die Linnenstücke durch das Wasser zog. Auch den „Koppelpohl" suchten wir auf, wenn das Wasser aus den Gräben der Klosterkoppel übergetreten und darauf Frost eingetreten war. Zuweilen unternahmen wir weite Fahrten in die Marsch auf den Wettern bis zu dem „Grotlohkuhl" genannten See. Auf die Pinnau, deren Eisdecke nie ganz zuverlässig war, wagte sich selten jemand und niemand mehr, seitdem ein Schüler der Rektorklasse, der von der Hohen Brücke aus stromauf gefahren war, eingebrochen und ertrunken war.

Tauwetter brachte das „Bubern". Hand in Hand nebeneinander vorschreitend setzten wir durch gleichzeitiges Auftreten nach dem Takt der Verse „Mehr Mann, mehr Bück, mehr Wiwer, mehr Glück" das morsche Eis des Pjörngrabens in Wellenbewegung, bis es brach und einer oder mehrere „reinsaßen", was von den übrigen mit Hurra begrüßt wurde. Noch größer war die Gefahr des Reinsitzens beim Quitschenlaufen. Quitschen nannten wir viereckige Eisstücke, die wir mit dem Beil aus der Eisdecke herausschlugen. Dann galt es über vier oder fünf solcher Quitschen springend hinwegzukommen. Das war schwierig, weil jede Quitsche einzeln zwar einen Augenblick den Springenden trug, aber sofort wieder verlassen werden mußte, um nicht mit der Quitsche ins Wasser zu versinken.

Wenn man nun noch die Zeit hinzurechnet, die wir mit häuslichen Spielen, z. B. „Affenspiel", „Glocke und Hammer", verbrachten, wenn ich erzähle, daß ich aus Handtkes großem Atlas,

der noch heute unter meinen Büchern steht, viele Landkarten abzeichnete, so wird man vielleicht fragen, wo die Zeit für die häuslichen Schularbeiten blieb, Ja, die waren leicht und rasch erledigt, einer Schwierigkeit entsinne ich mich nur in einem Falle, als uns die Aufgabe gestellt war, den Inhalt eines Gedichtes in Prosa wiederzugeben. Wie ich es auch anfing, ich kam immer wieder in den Rhythmus der Verse hinein, und das erpreßte mir Tränen der Verzweiflung.

Damit schließe ich die Bilder aus den Tagen meiner Kindheit. Seitdem hat Uetersen die Zahl seiner Einwohner verdoppelt und sich mehr und mehr zu einer Industriestadt entwickelt. Es erscheinen in der Stadt jetzt zwei tägliche Zeitungen in großem Format. Die ältere wurde 1864 gegründet und erschien ein paarmal wöchentlich in kleinstem Umfang. Aber sie hatte wenigstens den Vorzug, daß man darin nichts von A- und S-Räten las.

An Klaus Groth.

Wenn't Abend ward,
Un still de Welt un still dat Hart;
Wenn möd upt Knee di liggt de Hand,
Un ut din Husklock an de Wand
Du hörst den Parpendikelslag,
De nich to Woort keem över Dag;
Wennt Schummern in de Ecken liggt,
Un buten all de Nachtswulk flüggt;
Wenn denn noch eenmal kiekt de Sünn
Mit golden Schiin to't Finster rin,
Un, ehr de Slap kümmt un de Nacht,
Noch eenmal Allens lävt und lacht, —
Dat is so wat vör't Minschenhart,
Wenn't Abend ward.

Th. Storm.

De Bur an sien'n Söhn.

Nu treck ick opp dat Olendeel
Un Du, mien Söhn, warrst Bur.
Nu fat dat Leit, un fat dat fast!
Mi ward dat Haltern all to Last;
Ick kreep nu geern to Schur.

Dat Leben is nich lang' van Dur,
So nütt de kodde Tiet.
De Sorg sitt jümmers oppe Lur;
Ward't Möten ok mitünner sur,
Man schafft't mit Meuh un Fliet.

Mien Söhn, un dat noch segg ick di:
— Süh, ick bün olt un witt;
Dat durt nu nich mehr lang' mit mi,
Denn is't mit't Wahrschö'n ok vörbie,
Denn bün 'ck d'r nich mehr mit —

Do jümmers, wat du vörkehrst, rech
Un ehrlich, ans sick't hört.
En Dat, de got is, löppt sick trech,
Doch blifft se stecken, wenn se slech;
All männigeen hett't spört.

So nehm den Hoff. Un Gott mit di,
He weß din A un O.
Denn ahn sien Segen arbeidt wi
Alltiets vergevs, de hört darbie.
Mien Söhn, un nu man to!

H. Teut.

Die Geschichte der Schulen in der Herrschaft Pinneberg und der Grafschaft Rantzau.

Von Wilhelm Ehlers.

1. Von den Anfängen der Schulen.

Ueber die Entstehung der ersten Schulen in unserer Landschaft besitzen wir keinerlei schriftliche Aufzeichnungen. Schulen, die nur der Ausbildung von Gelehrten dienten, sind bereits vor der Reformation in zahlreichen Städten nachweisbar. Eine solche wird in unserer Gegend nicht vorhanden gewesen sein, da die Vorbedingung dafür, eine größere Gemeinde, fehlte.

Bekanntlich fällt die Entstehung unserer Volksschulen in die Zeit der Reformation. Aber auch für diese Zeit und das ganze darauf folgende Jahrhundert besitzen wir noch keine Anhaltspunkte für das Vorhandensein von Schulen. In der ganzen Zeit der Schaumburger-Grafen (bis 1640) finden Schulen in den Akten noch keine Erwähnung; immerhin ist damit nicht ausgeschlossen, daß es auch hier, wie in andern Gegenden, in den Kirchdörfern der großen Kirchspiele bereits sog. Kirchspielschulen gab, wenn sie auch im einzelnen nicht mehr nachweisbar sind. Die Organisten und Küster unterwiesen die Kinder in den notwendigsten Stücken des Christentums, wohl auch im Lesen und Singen.

Die Elmshorner Organisten- und Küsterschule war bereits 1659 vorhanden.

In Barmstedt befand sich nachweislich 1666 eine Schule.

Es dürfte aber nach einzelnen Angaben die Annahme richtig sein, daß gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Bewohner mancher Dörfer eine brauchbare Person annahmen, ihre Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterweisen und ihnen christliche Belehrung zu geben. Für diese Bemühungen erhielt der Schulmeister, der ja in den meisten Fällen ein Handwerker war, vielleicht gar ein stümper-

*) Der Aufsatz ist entnommen der in meinem Verlage erscheinenden „Geschichte und Volkskunde des Kreises Pinneberg" von demselben Verfasser.

hafter, da er diesen Nebenverdienst zum Lebensunterhalt suchte, eine Vergütung in Naturalien. Seine Bareinnahme aus dieser Schultätigkeit waren einige Schillinge Schulgeld. Hatte er seinen Wohnsitz im Dorfe, so war die kleine Stube seiner Kate zugleich die Schulstube. Nur dann, wenn es eine Stube mit Schultischen gab, konnte auch Schreiben geübt werden. Erst gegen Ende jenes Jahrhunderts erkannte die Behörde die Pflicht, für die Volksbildung Sorge zu tragen. Im Volke selbst hatte das Streben nach besserer Ausbildung der Kinder noch keinen Boden gefaßt. Sobald nämlich den Gemeinden durch die behördliche Anregung Leistungen auferlegt wurden, zeigte sich meistens Widerstand, es war ja auch vordem ohne Schule gegangen!

In den Jahren 1680, 1683, 1688, 1690, 1705 sind für die Herrschaft Pinneberg Verfügungen erlassen worden, die wir für dieses Gebiet als die ältesten Schulverordnungen ansprechen dürfen. Damit war im Prinzip der Schulzwang ausgesprochen. Zugleich aber bestand neben der kirchlichen auch die staatliche Aufsicht; wenigstens war es Sache des Landdrosten, sich um Schulangelegenheiten zu kümmern. Er bestätigte zeitweilig die angestellten Lehrpersonen.

Die Schulordnung von 1688 lautet[1]):

Wie es mit den Schulen zu halten.

„Wir Christian Vte thun kund hiermit jedermänniglich: Nachdem uns von unsern Probsten in der Herrschaft Pinnenberg, lieben Andächtigen und getreuen Ehrw. Mag. Andreas Hoyer allerunterthänigst referiret worden, welcher Gestalt bey der Jüngsten daselbst gehaltenen Kirchen Visitation sich befunden, wes Gestalt die Kinder meistentheils von den Eltern nicht der Gebühr nach zur Schule gehalten und in der Furcht Gottes und Catechismus Lehre unterrichtet und angewiesen worden, sondern durchgehends fast in einer höchstschädlichen Unwißenheit aufwachsen sollen, das wir, umb sothanen Unwesen zu steuern, nachfolgende Verordnung auszulassen für gut befunden, Gestalt wir allergnädigst setzen, ordnen und befehlen, daß unser jetzige und künfftige Land-Droste und Pröbste zu Pinnenberg zu forderst bei einem jedem Kirchspiel und Dorffe, wo es nöthig seyn wird, einen Schulmeister, welcher die Jugend in der wahren Erkenntniß und Furcht Gottes nach Anweisung der Catechismi Gründlich und wohl zu informiren, so denn in Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten tüchtig und capable sey, annehmen und bestellen, auch ihnen zu seiner Subsistence, ein dehnen Unterthanen erträgliches Schulgeld, welches vor die Armen aus dem Armen-

[1]) Staatsarchiv Schleswig. B. XI. 206.

Kasten jedes Ohrts kann entrichtet werden, determiniren, so dann den gesambten Unterthanen in unserm Nahmen inzugiren und daran seyn sollen, das sie ihre Kinder, so sechs Jahr und darüber Alt seyn, fleißig zur Schule halten mit der verwarnung, daß diejenige, so solches aus der Acht laßen und ihre Kinder, es sey denn das sie Krankheiten oder andere erhebliche Uhrsachen davon verhindern, nicht zur Schule halten werden, nicht allein denen schulmeistern das wöchentliche Schul-Geld vor dieselben einen Weg wie den anderen erlegen, sondern auch deßenthalben für das erste Mahl auf 1 Rthlr., für das andere Mahl auf 2 Rthlr. zur Brüche angesetzt, und da es öfters geschehen sollte, über sothane Geld poen annoch mit andern willkührlichen Straffen ohne ansehung der Persohn belegt werden sollen.

Wonach sich Männiglich allerunterthänigst zu achten.

Uhrkundlich und unserm Königl. Handzeichen und fürgedruckten Insigel geben auf unserer Residence zu Copenhagen den 7ten Juny 1688.

(L. S.) Christian R.

Tatsache ist es, daß sich in den nächsten Jahrzehnten die Schule noch nicht sonderlich der Fürsorge der Behörde erfreute. Kriegerische Ereignisse (nordischer Krieg) bedingten für unsere Gegend für die Bewohner schwere wirtschaftliche Zeiten; wie konnte da das zarte Pflänzlein der Volksbildung gedeihen!

Es klagt der Schulmeister Johann Uberhoff aus Winseldorf dem Landdrosten 1699: Er „habe dar eine Stube, da die Leute alle ihre Geschäfte inne haben, wo ein Dragoner mit seiner Tochter in ist. Die andern Dragoner im Dorf laufen auch darein. Er fleut und flucht, sie schmoken Tabak, haben allerlei Rede darin; ich muß mich drücken und informiere die liebe Jugend darin." Als im Jahre 1700 schwedische und lüneburgische Völker Pinneberg besetzt hatten, klagt der Schulmeister Seidler zu Pinneberg, daß ihm von den feindlichen Soldaten die Fensterscheiben eingeschlagen und die Wände des Hauses ruiniert wurden.

In Holm unterrichtet um 1716 Jochim Schultz 80 Kinder in einer Stube von „18 Fuß breit und 10 Fuß lang". Er klagt, daß in dem engen Raum nicht einmal alle Kinder sitzen können. Infolgedessen sind im Dorfe nach seiner Angabe noch 20 Kinder, die bereits das erforderliche Alter haben, vom Schulbesuch ausgeschlossen.

Es wandten sich 1719 sämtliche Schulmeister des Kirchspiels Rellingen an den Landdrosten mit der dringenden Bitte um „Förderung der Schulangelegenheit". Unter Hinweis auf die Königliche Verordnung von 1688 bitten sie, daß Sorge getragen werde,

daß doch wenigstens von Michaelis bis Ostern die Kinder zur Schule geschickt würden. Zugleich tragen sie die Bitte um Abschaffung aller „Klipp- und Nebenschulen" vor, da sie sich dadurch in ihren Einkünften geschmälert sehen. Endlich erwarten sie die Hilfe der der Behörde, daß die Gemeinden angehalten werden, nicht nur Schulgeld und Feuerung zu liefern, sondern ihnen auch im Sommer — wie in Wedel und Quickborn — „ein Gewisses zu unserem höchstnötigen Unterhalt" zu geben.

Der Landdrost von Callenberg erließ unter dem 19. Oktober 1722 eine Schulordnung für sein Verwaltungsgebiet. Sie wurde in der Folgezeit alljährlich am Michaelistage den Eltern von den Kanzeln verlesen und bedeutete für das Schulwesen einen gewissen Fortschritt.

Ihre Hauptpunkte sind folgende:

1. Sämtliche Kinder vom 7. bis 10. Lebensjahr wurden verpflichtet, vom 1. Oktober bis Ende März die Schule regelmäßig zu besuchen. Schulgeld: 26 ß.

2. Alle Kinder von 10. bis 13. Jahr mußten von Martini bis Fastnacht wöchentlich 2 Tage zur Schule gehen, zur Wiederholung dessen, was sie in jüngeren Jahren aus dem Katechismus usw. gelernt hatten, „um sich fester darin zu setzen". Schulgeld: 16 ß.

3. Vor der Zulassung zur Konfirmation hatten die Kinder von Weihnachten bis Ostern wieder täglich die Schule zu besuchen. Schulgeld: 16 ß.

4. Alle Sonntag hatten die Schulmeister ein Verzeichnis der säumigen Eltern einzureichen, die ihre Kinder nicht senden, damit durch Propst und Landvogt eine Bestrafung veranlaßt wurde.

Es übernahm also die Behörde, die den Schulzwang anordnete, zugleich die Kontrolle über den Schulbesuch; zugleich nahm sie für sich das Recht der Bestrafung säumiger Eltern in Anspruch. Die Einnahme der Lehrpersonen aus dem Schulgeld erfuhr eine bestimmte Regelung; doch bedarf es keines weiteren Nachweises, daß die kärgliche Vergütung zur Bestreitung des Lebensunterhalts nicht reichte.

Das Kirchspiel Rellingen hatte 1728 bereits 16 Schulen. Dennoch heißt es in einem Bericht dieses Jahres, „daß es mit dem Schulwesen schlecht genug bestellt ist, sowohl von Seiten der Schul-Meister, die wegen Mangels der Subsistenze mehrenteils die schlechtesten Leute sind, von Seiten der Kinder, welche aus Mangel genugsamen Antriebs und schuldiger Vorsorge der Eltern, unfleißig oder garnicht zur Schule gehalten worden." Der Rellinger Pastor Elias Jacobi

(1718—1729) machte der Behörde darin den Vorschlag, überall Schulwohnungen von wenigstens 3 Fach mit Stuben zu bauen, denn sie haben oft nur „ein Stübichen bei dem Hirten, so allerlei Streit, Unordnung und Verachtung verursachet." Auch empfiehlt er, einen Kohlgarten und etwas Land jeder Schulstelle beizulegen, sowie daß jeder Landbesitzer eine bestimmte Menge Roggen und Torf, einerlei ob er Kinder zur Schule sende oder nicht, zu liefern habe. Die Behörde zeigte den guten Willen, sich der Sache anzunehmen; Berichte über die tatsächlichen Einnahmen wurden 1733 eingefordert. Daraus ist ersichtlich, daß die Vergütung in vielen Fällen nach mündlicher Vereinbarung geschah. In Heist erhielt z. B. der Schulmeister von jeder Baustelle 1/2 Wispel Roggen, von jedem Kind täglich 1 Soden Torf. In manchen Dörfern fehlte noch die freie Feuerung. Brot wurde in den meisten Dörfern geliefert; aber zahlreich sind die Klagen, daß deswegen Streitigkeiten entstanden, weil der eine es groß, der andere es klein backt, manche Leute aber garnichts liefern. Die Wohnung wird in vielen Fällen vom Schulmeister mit dem Kuhhirten geteilt; doch bewohnt dieser den bessern und größern Raum. Aus dieser Zeit stammt denn auch der Vorschlag, daß die neueintretenden Schulkinder ein „Initations- oder Einspringegeld" von 2 ß zahlen möchten.

2. Die Schulverordnung von 1736.

Von einschneidender Bedeutung war die Regelung des Schulwesens durch die Schulverordnung Christian VI. vom 14. Mai 1736. Endgültig ist sie erst durch das „Regulativ für sämtliche Landschulen in der Probstey Pinneberg" (21. Juni 1817) ersetzt worden.

Ausdrücklich wird darin betont, daß man mit großem Mißfallen wahrgenommen habe, daß das Schulwesen arg versäumt und in Unordnung geraten sei, weil die Jugend an manchen Orten nicht zur Schule gehalten und nicht in der Furcht Gottes und den Lehren des Katechismus unterwiesen werde. Die Lehrpersonen würden an vielen Orten so schlecht unterhalten und ernährt, daß sie „vor ihre Person und mit ihrem Amte und Dienste sich nicht schickende Arbeit verrichten müssen." Drost und Propst der Herrschaft werden ernstlich angewiesen, dem Schulwesen größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Um das Interesse der Eltern für den Schulunterricht zu heben, wurde eingeschärft, daß aus jedem Hause wenigstens ein Erwachsener an den Kirchenvisitationen teilzunehmen habe. Die Brüche für Säumige betrug gar 12 ß; falls die Kinder ohne Not fehlten,

wurden die Eltern mit 8 ß gebrücht. Alle Brüchgelder flossen in die Armenkasse.

Den Predigern wurde fleißiger Besuch der Schulen zur Pflicht gemacht, damit Lehrende und Lernende täglich das Ihre täten. Sie hatten daher auch die Eltern zu ermahnen, die Kinder zu regelmäßigem Schulbesuch anzuhalten, ev. Versäumnisse dem Landdrosten anzuzeigen. Ohne besonderes Examen durfte fernerhin kein Rektor, noch Schulmeister oder Gehilfe angestellt werden.

Die Schulzeit wurde im Sommer auf die Zeit von 7—10 und von 2—5 Uhr, im Winter auf 8—11 und 1—4 Uhr festgesetzt. Der Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittag waren auch schon damals bei uns schulfrei.

Die Schularbeit begann regelmäßig mit Gesang. Da es aber der Behörde bekannt war, daß zahlreiche Kinder nicht genügend Fertigkeiten im Lesen besaßen, auch wohl kaum die genügende Zahl von Gesangbüchern vorhanden war, so „soll der Schulmeister allezeit eine Strophe von dem Liede vorhersagen und solche hernach mit den Kindern nachsingen". Nach dem Gesange wurde am Morgen der Morgensegen gesprochen, am Nachmittage ein Kapitel aus dem Neuen Testamente verlesen. Aufgabe des Unterrichts war entsprechend dem Schulziel damaliger Zeit „die Erziehung der Kinder in der wahren Erkenntnis und Furcht Gottes", sowie die Erreichung der nötigen Festigkeit im Rechnen, Lesen und Schreiben. Die Bibel war das einzige Schulbuch; sie mußte von den Eltern beschafft werden.

Ueber die Schulzucht heißt es: „Der Lehrer hat die Kinder mit Worten und in der Liebe zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten, soll aber die Macht haben, mit einem Stock oder einer Rute zu züchtigen."

Die Schulpflicht dauerte vom 6. bis 12. Lebensjahre, wurde somit gegen frühere Anordnungen verschärft; doch war auch fernerhin nur die Zeit von Michaelis bis Ende März dem Schulbesuch gewidmet. Bis zum 14. Lebensjahre besuchten die Kinder nur wöchentlich 2 Tage die Schule. Konfirmanden waren auch ferner verpflichtet, im letzten Jahre von Weihnachten bis Ostern die Schule wieder täglich zu besuchen. Das Schulgeld betrug für die erste Gruppe 26 ß, für Knaben der beiden anderen Gruppen je 16 ß. Das „Instruktions- oder Einspringegeld" wurde auf 2 ß festgesetzt. Die Kinder der Sommerschule zahlten nach einer besonderen Taxe; für ein Kind, das nur Lesen lernte, wurde ein ß, für ein Kind das Schreiben oder gar Rechnen lernte, wurden 2 ß entrichtet. Die Armen-

kasse vergütete die Hälfte des Schulgeldes für arme Kinder; doch waren auch sie mit gleicher Treue und gleichem Fleiße zu unterweisen.

Die Besoldung erfuhr eine gewisse Regelung. Jedes Dorf, ev. jeder Schuldistrikt hatte ein Schulhaus zu bauen und einen Kohlhof dazuzulegen. Dazu mußte die Dorfschaft 26 Himpten (1 Himpten = 1/4 Tonne) Roggen liefern, wofern nicht bereits mehr gegeben wurde. Ferner ward die Gemeinde verpflichtet, dem Lehrer 10 Fuder Torf zu graben und frei zu liefern, ev. hatte jedes Kind jährlich 6 ß Feuerungsgeld zu liefern. Die Organisten und Küster der Kirchdörfer erhielten dasselbe; ihre Einnahmen aus dem Kirchendienst waren nicht mit den anderen zu vermengen. Die bisherigen Vereinbarungen über Lieferungen von Brot und gewissen Naturalien wurden damit aufgehoben; das bisher noch übliche Umsingen (Fastnacht oder Ostern) hielt gänzlich auf. Der Witwe eines verstorbenen Lehrers wurde außer dem etwa noch rückständigen Schulgeld eine dreimonatliche Hebung des Korns, die Lieferung von 2 Fudern Torf und weitere Benutzung der Schulwohnung während der nächsten 6 Wochen zugesichert.

Der Erlaß dieser Schulordnung war ohne Zweifel von bestem Wohlwollen diktiert; aber leider stand nicht immer eine tatkräftige Behörde dahinter, die Vorschriften streng durchzuführen. Wichtig war es, daß den Gemeinden das Recht genommen wurde, einen beliebigen Schulhalter anzunehmen und ihn jederzeit entlassen zu können. Stellte sich der Lehrer auf den Boden des Gesetzes und forderte Bestrafung säumiger Eltern, die ihre Kinder nicht schickten, oder wandte er sich gar an die Behörde mit der Bitte um Eintreibung der schuldigen Schulgelder, so nahm man dem armen Manne dies sehr übel. Mancher, der lange Jahre zur Zufriedenheit gearbeitet hatte, mußte dann erleben, daß die Bauern ihn in einer Eingabe als unbrauchbares Subjekt darstellten und seine sofortige Entlassung forderten. Um ihn persönlich zu kränken und ihn in seiner Einnahme zu schädigen, sandten manche Bauern die Kinder zur Nachbargemeinde.

Manche Gemeinde mußte auf behördliche Anweisung in diesen Jahren zum Schulhausbau schreiten. Obwohl ihnen Bauplatz und gelegentlich auch Bauholz unentgeltlich angewiesen wurden, schritt man meistens nur mit Widerstand dazu; es war bislang ja doch auch so gegangen. So suchte Neumühlen-Övelgönne um Aufhebung des Befehls nach, erhielt aber Abschlag. Seit jenem Tage, so berichtet Johann Dohrn, „sind sie mir spinnefeind". Die von ihm

bisher bewohnte Stube lag im Hause des Vogts, den man aufforderte, dem Schulmeister die Behausung zu kündigen und dem man versprach, die ausfallende Miete zu tragen, damit „der Kerl wieder einen Degen an die Seite stecke". In einzelnen Fällen aber erhielt die Dorfschaft stillschweigend die Erlaubnis, die alte Wohnung weiter zu benutzen; so wohnten also auch noch später gelegentlich Hirte und Schulhalter unter einem Dache.

Es soll jedoch keineswegs verkannt werden, daß sich die Regierung bemühte, die Verordnung in die Praxis umzusetzen. Der Landdrost von Perckentin und der Königliche Konsistorialrat und Praeposito Joh. Bolten-Altona (Propst des Pinnebg. Konsistoriums 1737—1757) machten vom 4. bis 15. Aug. 1738 eine Visitationsreise durch die ganze Propstei. Der Bericht darüber vom 13. Jan. 1739 († B. XI. 206) enthält ausführliche Nachrichten von dem äußeren Zustande der einzelnen Schulen. Die folgenden kurzen Angaben sind daraus entlehnt; für das Kirchspiel Rellingen konnte außerdem ein Bericht des Pastors aus dem gleichen Jahre über die Lehrpersonen und die Schülerzahl im Sommer und Winter noch Ergänzung bieten. Ohne Schule waren in der gangen Herrschaft wohl nur noch folgende Dörfer: Harksheide, Schnelsen, Dockenhuden, Bahrenfeld und Othmarschen. In ganz wenig Orten wurden auch im Sommer einige Kinder zur Schule gehalten. Die Schreibweise der Ortsnamen entspricht jenem Berichte. (Verglichen mit früheren Aufstellungen, finden wir in den meisten Fällen bereits die Annäherung an die heutige Schreibung.) Für die folg. Darstellungen aus dem Schulleben des 18. Jahrhunderts wurden ausschließlich die Akten der einzelnen Schulgemeinden im Schlesw. Staatsarchiv (B. XI. 209—250) benutzt.

3. Bericht über die Schulen in der Herrschaft Pinneberg aus dem Jahre 1739.

Kirchspiel Rellingen.

Halstenbek, Georg Wilhelm Heinsius, im Winter 42, im Sommer 5 Kinder; Haus und Garten.

Zwischen Neuenhöfen und Datum wird ein Schulhaus mit Garten gebaut; Hinrich Timm, 26 Kinder.

Egenbüttel, Friedr. Harland, 30 Kinder, wohnt mit Kuhhirten zusammen.

Rellingen, Niclas Domberger, im Winter 72, im Sommer 8 Kinder; Schul und Organistenhaus in gutem Zustande; Hausboden jedoch noch unbelegt, Fußboden der kleinen Schulstube uneben und voller Löcher.

Pinnenberg, man hat begonnen, das Haus auszubessern, Barthold Bruhn unterrichtet im Winter 61, im Sommer 9 Kinder.

Ellerbeck, Anton Meier; 53 Kinder, neues Haus.

Egenbüttel, Friedr. Harland, 30 Kinder; die Egenbüttler erklären, daß sie sich mit dem vorgen. Dorfe wegen gemeins. Schule nicht einigen können, indem ihre Kinder des Wassers wegen im Winter nicht wohl dahin könnten.

Bönnigstedt, Emanuel Schock, 26 Kinder, kein eigenes Haus.

Winseldorff, Jochim Timm, 25 Kinder, Wohnung gemietet; der Gemeinde wird nahegelegt, sich mit B. über einen Neubau zu einigen.

Tangstedt, Nicolaus Dilly, 40 Kinder, gibt den Einwohnern und Kindern kein gutes Exempel; Schulhaus gut.

Borstel, Christian Schock, 61 Kinder, Haus ist repariert und die Schulstube vergrößert.

Cummerfeldt hat eine Schulmeisterin, Sophie Eggers, „ist fromm und fleißig", 16 Kinder, wohnt im Hause des Kuhhirten, Schulhaus eng und schlecht; Dorfschaft soll bauen oder mit Prisdorf sich vereinbaren.

Pristorff, Franz Diedr. Schwisselmann, 26 Kinder, Schulhaus das allerschlechteste und engste.

Esingen, Joh. Jantzen, 50 Kinder, Haus und Garten gut; Schulstube muß ein Fenster mehr haben.

Ahrenloh hat ein neues Schulhaus aufgerichtet, aber noch keinen Lehrer bestellt.

Appen, Conrad Hinr. Grill, im Winter 80, im Sommer 10 Kinder; Schulhaus ziemlich gut.

Heist, Cordt Peers, 50 Kinder, das Haus hat nur eine Stube; „soll aber noch eine Kammer abgekleidet und darinnen ein Ofen gesetzt werden, damit der Schulmeister während der Informations-Zeit nicht behindert werde und die Frau im Winter sich bergen könne."

Thestorff-Eggerstedt, Joh. Dietr. Ostermann, 27 Kinder; Wände durchlöchert und das Dach undicht; Hausboden ist mit Dielen zu belegen. O. beschwert sich, daß er nur 15 Himpten Roggen bekäme.

* * *

Uetersen hatte bereits 2 Lehrer, die aber in Unfrieden lebten, so daß die Visitatoren eine Einigung versuchten. „Uebrigens aber denen Schul-Kollegen bedeutet worden, fernenweit friedelich zu leben, widrigenfalls der erste Urheber nicht allein die Armen-Büchse bedenken", sondern die Sache vor das Konsistorium käme.

In Neuendeich befindet sich ein eigenes Schulhaus und in Nordende wird diesen Sommer eins erbaut. In Seester verrichtet der Organist die Information; das Schulhaus ist bereits ausgebessert. In Seestermühe hat die Geheimrätin v. Uhlefeldt ein Schulhaus beim Armenhaus erbaut, „worinnen viel commoditaet".

In Quickborn hielt sich der Organist und Küster auf seine Kosten einen Adjunkten. Der Lehrer zu Hasloh wohnt mit dem Kuhhirten zusammen; der Feuerherd seiner Wohnung ist ohne Schwibbogen. Garstedt hat ein eigenes geräumiges Haus; aber der Lehrer bekommt seine Kornlieferung nicht, die ihm zusteht. Gänzlich ohne Schulhaus ist noch Rentzel. Der Lehrer ist eingehäuert, unterrichtet aber in einem anderen Hause. Die Gemeinde beschwert sich, daß er wegen seines Schneiderhandwerks die Schule vernachlässige. Ihm wird auferlegt, sich innerhalb 14 Tage einer Prüfung zu unterwerfen und die Gemeinde soll ein neues Haus bauen.

In Wedele ist das Organisten- und Schulhaus gut; die Wohnstube, worin das Kirchengerät verwahrt wird, hat keine Fensterladen. Auch Hollm hat ein gutes Schulhaus; hier wird ein Einwohner persönlich vermahnt, der seine Kinder unfleißig zur Schule schickt. Für Spitzerdorff unterhält das Domkapitel die Schule und besoldet auch den Lehrer. Die Kinder von Schulau sind dazu gelegt, besuchen die Schule aber schlecht. Syldorff; der alte Lehrer wohnt beim Kuhhirten. Wegen der Klagen über seinen schlechten Unterricht wird ihm mit Absetzung gedroht. Um einem etwaigen Schulhausbau zu entgegen, schlägt man den Visitatoren den Sohn des Schulmeisters aus Holm vor, der hier kürzlich mit „einer Witwe ein eigenes Haus befreyet". Für Schenefeldt wird ein Neubau angeordnet, weil der Lehrer mit dem Kuhhirten zusammen wohnt. Neuenstedten hat für den Organisten ein gutes Haus. In Groß Flottbeck als auch in Ostorff wird der Neubau einer eigenen Schule befohlen, und die Wohnung im Hause des Gemeindehirten beanstandet. Dockenhuden hat bisher weder Schule noch Lehrer; es wird die Anstellung eines Lehrers angeordnet, und die Gemeinde muß ihm sofort ein Haus bauen.

Blankenese hat ein gutes Schulhaus und der Lehrer bezeugt, daß er seine Einkünfte auch richtig erhält.

Ottensen besitzt bereits 2 Schulen; Bahrenfeld und Othmarschen haben noch keine Schule und keinen Lehrer; sie sollen gemeinsam bauen. In Neumühlen-Ovelgönne fehlt das eigene Haus; ein gemeinsamer Bau wird angeordnet.

In Eidelstedt wohnt der Lehrer zur Miete. Stellingen hat zwar ein eigenes neues Haus, jedoch wohnt der Schweinehirte mit darin; gleiches wird von Lockstedt berichtet. Von den Lehrern der drei letzten Dörfer wird angegeben, daß sie ihr Deputat nicht ordnungsmäßig empfangen; alle drei aber erklären, lieber mit dem zufrieden zu sein, was die Dorfschaft friedlich gäbe

Eppendorff; das Schul- und Organistenhaus ist gut ausgebessert. Für Hummelsbüttel sowohl als Niendorff werden Neubauten angeordnet, da in beiden Dörfern die Lehrer mit dem Hirten zusammenwohnen und nur eine Stube zur Verfügung haben.

4. Bilder des Schulelends aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Auf die Darstellung der ausführlichen Geschichte jeder einzelnen Schule muß verzichtet werden. Jener Visitationsbericht dürfte immerhin mancher Schulchronik eine willkommene Ergänzung bieten. Einzelne typische Bilder aus den nächsten Jahrzehnten mögen genügen; sie fallen ohne Ausnahme unter die obige Ueberschrift.[1])

Zwar waren die Einnahmen durch jene Schulverordnung sichergestellt. Auch wurden in den meisten Dörfern jetzt Schulkaten errichtet, soweit die Behörde der Dorfschaft nicht wieder den Neubau erließ. Klagen über geringe Leistungen der Lehrer, Bitten um Eintreibung der rückständigen Schulgelder und Gesuche an die Behörde und den König um Erhöhung der Einnahmen bilden den Hauptteil der älteren Schulakten. Vom Innenbetriebe und den Leistungen der damaligen Schule wissen wir so gut wie nichts. Das Auswendiglernen von Religionsstoffen nahm einen Hauptteil der Schularbeit in Anspruch.

Noch wohnten 1752 in Sülldorf Schulhalter und Kuhhirte in einer Wohnung. Die Feuerherde beider Familien standen so dicht beisammen, daß kaum gleichzeitig gekocht werden konnte, und die

---

[1]) Für die Darstellungen aus dem Schulleben des 18. Jahrhunderts wurden ausschließlich die Akten der Schulgemeinden im Schleswiger Staatsarchiv (B. XI, 209—250) benutzt.

häusliche Eintracht war gewiß oft gestört. Die Schulstube, die zugleich als Wohnstube diente und darum die Wandbettstelle enthielt, war gerade 12 Fuß im Quadrat. Es wurde der Vorschlag gemacht, daß beide mit ihren Wohnungen tauschten, wozu sich der Gemeindehirte gewiß kaum gutwillig und ohne besondere Entschädigung verstand.

Tangstedt hatte schon 1719 einen Schulmeister, von dem aber die Bauern angeben, „daß er von der Rechenkunst garnichts verstehe; sein Schreiben aber, wie die Probe zeiget, nur blutschlecht ist und selber kaum geschriebene Schrift lesen kann". (Von den 12 beschwerdeführenden Eingesessenen haben allerdings auch 7 ein Kreuz statt ihres Namens gemacht!) Noch 1758 befand sich dort das Schulhaus mit nur einer Stube in so baufälligem Zustande, daß die Fensterbänke und Pfosten verfault waren und „die Leymwände in und auswendig bis auf das eingezäunte Holz abgenutzt sind". Der Schulmeister Herbold Olde klagt, daß seine Einnahme wegen Ausfall des Schreibgeldes leide, weil — noch keine Bänke vorhanden waren. Das heutige Schulhaus dieses Dorfes, neben jene Kate gestellt, würde einem Schlosse gleichen. Dieser Vergleich ist das beste Zeugnis für den ungeheuren Fortschritt und Aufschwung des Schulwesens in einem Zeitraum von 150 Jahren.

a. Nordende (Amtsvogtei Uetersen).

Eine Schule war hier nachweislich bereits 1709 vorhanden; ein eigenes Schulhaus aber fehlte. 1730 ward hier Simon Johann Wage als Schulmeister vom Landdrosten der Herrschaft Pinneberg angestellt. Seine Bestallung sei im Wortlaut mitgeteilt.[1])

„Ich Otto Karl des Heil. Römischen Reiches und Königl. dänisch naturalisierter Graf von Callenberg, Erb-Herr der freyen und Standes-Herrschaft Moseau, wie auch auf Wettesingen, Westheim und Alt Lübel (?) pp.

Ihro Königl. May. zu Dänemark, Norwegen pp. bestellter Cammer-Herr und verordneter Ober-Land-Drost der Grafschaft Pinneberg, Ritter pp. . . .

Füge hiermit zu wissen, demnach Simon Johann Wage, aus der Wilster Marsch gebürtig, im Nahmen und von wegen Ihro Königl. May. auf vorgegangenes von dem Herrn Praeposito Fleischer, zu Altona, gehaltenes Examen, als in welchem derselbe laut gedachtem Herrn Praeposito attest zur genüge wohl bestanden zum

[1]) Quelle für die folgenden Mitteilungen: Akten B. XI. 235, Schleswiger Staatsarchiv.

Schulmeister in Nord Ende à 6 ²/₃tel Pflüge angenommen und bestellet worden, dergestalt und also daß er zuvorderst sich mit äußerstem Fleiße eines christlichen und frommen Lebens-Wandels befleißige, sein Ampt und Schulinformation der Königl. allergnäd. Verordnung und dem Herkommen nach getreulich und zu gehöriger Zeit verrichten, auch die ihm anbetraute Jugend vor allen in der Gottesfurcht und dem Catechismo so dann eines jeden Alter und capacität nach im Lesen und Schreiben und Rechnen mit möglichstem Fleiße informieren und unterweisen, und sich im übrigen also wie es einem treufleißigen Schulmeister wohl anstehet, verhalten und bezeigen, dagegen er dan der publizierten Schulverordnung gemäß, das gesetzliche Schulgeld und sonsten alle anderen beneficien nnd Accidentien, imgleichen ein freyes Haus und freyen Garten, nebenst der gewöhnlichen Feurung zu genießen und zu gewärtigen haben soll. Urkundlich mit meiner eigenhändigen Unterschrift und beygedrucktem gräflich angebohrenen Insiegel.

Gegeben zu Pinnenberg, den 31ten Martii 1730.

O. Graf von Callenberg.

Damit war also Simon Joh. Wage wohlbestalter Schulmeister in Nordende; allein das Schulhaus fehlte. So mietete er von Jakob Kahlcke das halbe Haus (2 Stuben, den halben Boden, ein Fach von der Abseite) und den halben Garten für 7 Reichstaler jährlich.

Schon bald lebte er mit seiner Gemeinde in Unfrieden, weil er die Zahlung des Schulgeldes von allen Kindern verlangte und auch bei der Behörde vorstellig ward, daß die Steuern, die von ihm als Inhaber jener Wohnung abverlangt wurden, von der Gemeinde zu tragen seien. In seinem Gesuche an den König aus dem Jahre 1735 heißt es:

„Nachdem aber einige Zeit hernach einige der gewesenen Gevollmächtigten dieser Nord Endergemeinde innen geworden, daß ich geringer Knecht auch, wie mein Antecessor mit einer vocation wäre begnädigt worden, haben selbige aus Stolz und vermeßenheit eine Unruhe in der Gemeinde gemacht und angefangen, mir zu haßen, verfolgen und allerley Drangsahlen zuzufügen, weil sie an keinen priveligierten Schulmeister mit ihren Kindern wollen verbunden seyn, indem sie nicht nach ihrem willen selbigen wie ihre Schweine-Jungen, wan sie es beliebet, auf- und absetzen können." — Er klagt über Abnahme des Schulgeldes, daß sie ihre großen Kinder nach andern Schulen schicken und „ihre kleinen liegen hinterm Zaun." Da er bei der Landdrostei mit seinem Gesuche wohl schon Miß-

erfolge hatte, erlaubt er sich hinzuzufügen — „gelten die reichen Bau-Leute mit ihren Geschencken vielmehr wie ich armer bedrängter Schul-Diener" und fährt dann fort:

„Auch wird uns armen Schuel-Dienern mit der Hoffnung geschmeichelt, auf einer neuen Schul-Verordnung, als worinnen Ew. Königl. May. allergnädigst uns armen Schul-Dienern in Unserer sauren Schuel-Arbeit eine Erquickung und Labsahl beygeleget, aber solche Hohe Königl. Gnade wird uns Geringen vorenthalten und bekommen wir dieselben nicht einmahl zu sehen, vielweniger wie dieselbe solche Hohe Wohlthat zu schmecken." (22. Juli 1735.) —

1736, 14. Mai erfolgte aber tatsächlich durch König Christian VI. eine Schulverordnung für die Herrschaft Pinneberg. Aus einer andern Quelle geht hervor, daß tatsächlich 1737 ein neues Schulhaus erbaut wurde und sich ein guter Garten dabei befand. Die dadurch entstandenen Lasten und die Klagen des Lehres über die Restanten des Schulgeldes stimmten die Gemeinde keineswegs schulfreundlicher. Sie klagen in einer Schrift, daß es nicht gebräuchlich gewesen früher, dem Schuldiener Roggen zu liefern, daß es ferner der Gemeinde nicht kund getan, daß er seine Bestellung erschlichen und melden ferner, daß er seinen Dienst schlecht versehe, sodaß er oft 10 Uhr morgens noch nicht „bei der Hand sei". Ein beigelegtes Attest des P. Ballhorn bezeugt, daß bei einem Besuche, den er der Schule gemacht habe, jener eben vor 10 Uhr noch nicht angefangen habe, jedoch angab, die Kinder müßten erst Vieh füttern und Arbeit tun.

Weitere Eingaben von ihm an den König liegen vor mit den gleichen Klagen über seine Not, weil die Eingesessenen das Schulgeld nicht zahlen.

Die Bauern antworten auf eine Bittschrift von 1738, daß auch dieses Schriftstück von „seiner eigenen schlechten Hand dessen untüchtigkeit bescheiniget, indem unangemerckt des üblen Stils, auf das erste Blatt über 16 falsch buchstabierte Wörter und in dem einen Worte (Hauptzzeglich) allein 4 irrige Buchstaben. Weils dann ein Schulmeister von solcher doctrine die praebenden nebst Schuelgeld der allergnädigsten Verordnung gemäß nicht legirt sein worden, so hegen wir das Unterthänigste Vertrauen, umb solches alles nicht vergeblich anwenden zu müßen, daß jemand, der es besser meritirt, davor eingesetzet werde." —

Die Entscheidung fiel zu seinen Gunsten, dennoch muß er noch im selben Jahre wieder einreichen, daß die Gemeinde entgegen den Königl. Schulverordnungen und dem Königl. allergnädigsten

Gerichte (= Bescheide) „boßhaftigerweise entgegen lebe, in dehm sie mir daß meinige biß dato noch enthalten.

Simon Johann Wage,
priveligierter Schuel-Bedienter am Nord Ende."

So ging es Jahr um Jahr weiter. Eine Versetzung erlangte er auch nicht. 1757 reichte er gar einen Antrag auf Pensionierung mit einer Rente von 50 Reichsthalern ein und bat gleichzeitig um Befreiung von seinen Schulden.

Das Gesuch wurde nicht genehmigt, wohl aber wurde die Armenkasse zu erhöhtem Beitrag an ihn aufgefordert.

Aus der Antwort des Königs an den Landdrosten v. Perckentin entlehnen wir:

„Weil dieser Supplicant und dessen Ehefrau aber außer Stande sind, etwas zu verdienen, und sich in den schlechtesten Umständen befinden, die durch die letzten betrübte Wasserflut[1]) nicht wenig vermehrt worden. So genehmigen Wir es, und wollen, daß nach deinem Vorschlage diese beyden alten Leuten, statt der bisher aus der Armen Kaße wöchentlich genossenen 12 β hinfüro wöchentlich 24 β zu ihrem nohtdürftigen Unterhalte gereichet werden sollen.

Friedrichsburg, den 27ten April 1757.

Friedrich R. (V.)

b. Kummerfeld bei Pinneberg.

Hier war wenigstens 1735 eine Schule, und zwar unterrichtete eine „Schulmeisterin". Bei jener Revision durch den Propsten Bolten und den Landdrosten von Perckentin am 5. August 1738 wurde festgestellt, daß das Haus eng und schlecht, der Garten ziemlich klein sei. Es wurde der Gemeinde der Vorschlag gemacht, sich mit dem benachbarten Prisdorf über eine gemeinsame Schule zu einigen oder bald eine bessere Schule zu bauen. Nach einem Bericht des Ortsgeistlichen aus dem gleichen Jahre war die Schulmeisterin Sophia Eggers fromm und fleißig; sie unterrichtete im Winter 16 Kinder. Ihre Wohnung befand sich im Hause des Kuhhirten.

Bei dieser Wohnung scheint es noch einige Jahrzehnte trotz der behördlichen Anregung geblieben zu sein; denn der Schulmeister Riedemann gab 1768 einen ausführlichen Bericht bei seiner Behörde ein über den jämmerlichen Zustand seiner Wohnung. Er fügte sogar eine Zeichnung des Gebäudes im Grund- und Aufriß bei.

[1]) Wasserflut von 1756.

Das Haus beherbergte den Kuhhirten und den Lehrer; doch hatte jener die geräumigere und bessere Wohnung. Bei einer Breite von 36 Fuß hatte das ganze Haus eine Länge von 53 Fuß; die Wohnung des Kuhhirten umfaßte 35 Fuß, während die des Schulhalters nur 17 Fuß betrug. Man trat ein durch die niedrige Seitentür in die kleine Küche mit dem offenen Feuerherd; ihre Ausdehnung betrug im Innern 19 × 13½ Fuß. Um sein Vieh unterbringen zu können, hatte Riedemann noch einen Viehstall von 8½ × 5 Fuß abgekleidet, so daß die Entfernung vom Viehstall zum offenen Feuerherd nur wenige Schritte betrug. Von der Küche gelangte man in die Schulstube, deren Maß mit 13 × 16 Fuß angegeben wird. Zwei Alkovenbetten befanden sich darin, da die Schulstube zugleich Wohn- und Schlafraum war. Dahinter lag noch eine kleine ungeheizte Kammer von 16 × 10 Fuß. Die Höhe der Innenräume betrug ganze 7 Fuß! Bei einer Höhe von 17 Fuß hatte der Bodenraum aber bei der Hausfirst gerade noch 5 Fuß Länge.

Aus der Eingabe teile ich ein Stück wörtlich mit unveränderter Orthographie mit[1]):

„Ein Künfften und beschaffenheit der Schuhle zu Kummerfeldt."

„Da die Wohnung und Räumte über al so Klein, und mich nicht anders helfen könte, das ich die Kammer bey der Küche, zum Viehe oder Hornstal nehmen müßte, so ist der stal der nächste bey den Feuerherd, ich habe über dies keine gute Thür vor den Ofen, sondern eine gebrochene, und wenn der Schornstein, der zum Dach hinausgehet, Reine seyn soll, So muß ich ihn selbst aus Räumen, oder ausfegen, das fält mir aber was Beschwerlich, weil ich solches nicht gelernt habe, ferner weil ja zu dem Vieh Futter gehöret, so habe ich das Futter auf den Boden beleget und ist der Boden damit über all beleget worden, und habe dan keine Räumte mehr im Hauße, sondern muß meine Feuerung draußen auf den Hof liegen haben, und da den Bey naßen und Regnigten Witterung, Meine Feurung so naß werden, das wen ich den Brauchen wil, So dampfen sie und wollen nicht Brennen, und wenn die Kinder in die Schuhle kommen und da doch der Boden überall ganz niedrig ist, so gibt es einen Dampf, das ich und selbst die Schuhl Kinder, davon Krank werden müssen, noch schlechter ist es für meine Frau und mein Kleines Kind, und da der Liebe Gott meine Frau wieder mit

[1]) B. XI. 227.

Leibes Frucht gesegnet hat, und die gebuhrts Zeit bei Weihnachten heran naht, so solt sie doch wohl als eine Kind Betterin, ihr Wochenbeth halten, und so ist ja unser Bette in der Schulstube. Und so ist auch kein ander gelegenheit in die Schuhlwohnung als in die Stube, und die Lehre der Kinder soll auch in die Stube seyn, das ist unmöglich, den weil vors erst, Bey einer Kind Betterin, viel umstände sind, und den viele Hindernißen bey den Schuhl Kindern gibt, so wäre bey diese Umstände, deren Kinder Lehre nicht viel, und das könte ja nicht seyn, den diese Zeit ist noch die Beste mit zum Lernen, und wen es gegen der Früh-Jahr erst gehet, als den müßten sie zu Hause Bleiben, und müßten mit Arbeyten helffen, was sie thun Können. So weiß ich nun in gemeldeter Sache nicht zu helffen, sondern stelle dies, so wie alles, in meiner Hohen Obrigkeit Gnädigsten Endschlußes."

* * *

Auch führt Riedemann Klage über seine Einkünfte. Zum „Mist" erhält er der Verabredung gemäß von jeder der vier vollen Hufen je 6 Klapp Stroh, von den übrigen Eigentümern je 3, die er aber selber holen muß. Nun sind aber zu den 9 alten Wohnstellen 8 neue Anbauerstellen hinzugekommen. Von diesen 17 Besitzern haben nur 13 eigenes Torfmoor; jeder ist pflichtig, 1 Fuder Torf oder 2 Fuder Torf zu liefern. Diese Lieferung gibt zu Klagen Anlaß. Die Kornlieferung beträgt alljährlich 14 Himpten Roggen (1 Himpten = 1/4 Tonne). Drei der neuen Anbauer zahlen aber garnichts, obgleich s. Zt. seinem Vorgänger Hans Jürgen Klug versprochen worden war: je mehr Anbauer, desto mehr Himpten Korn. Als säumigen Zahler nennt R. außer Gehrt Münster „Casper Riedemann, mein eigen Bruder", der gesagt hat, wenn die andern zahlen, so wolle er es auch.

Die 11 Kinder der Eigentümer zahlten à 28 β; seine Einnahme in Schulgeld betrug insgesamt: 19 ℳ 4 β. Die Häuerlings- und Dienstbotenkinder hat er nicht angeschrieben, „weil es kein gewisses Schulgeld ist." Er fügt die sarkastische Bemerkung seiner Darstellung hinzu: „Das Schulgeld aber besteht von einigen in schlechter Bezahlung."

Daß er nicht übertrieben hat, beweist der Bericht des Pastors Alers aus Rellingen (1768—1789), der unter dem 3. Dezbr. 1768 als Augenzeuge schreiben kann, daß er die Wohnung „so elend befunden, daß kaum der allerärmste Mensch für seine Person allein,

geschweige ein Schulhalter mit seiner Frau und mit einem kleinen Kinde darin sollte wohnen können. Es ist eine kleine, niedrige, zerfallene, elende Hütte mit einer engen Schulstube, vor welcher die Schulhalterin, wenn die Schulkinder und der Lehrer darin sind, sich solange auf dem Feuerherd aufhalten muß, an welchen ganz nahe ein Kuhstall anstößt. Dies ist eine Beschreibung, welche von der Sache noch weit übertroffen wird . . ."

c. Prisdorf bei Pinneberg.

Nach dem Revisionsbericht von 1738 war auch hier eine Schule vorhanden; „der Schulmeister klagte wegen seines schlechten Gehaltes" — „das Schulhaus war das allerschlechste und engste." Auch hier ward angeregt, ein eigenes Schulhaus zu bauen und einen Garten hinzuzulegen.

Im Winter ward die Schule von 26 Kinder besucht; Sommerschule fand nicht statt. — Ein Schulhaus wurde 1739 erbaut.

Der Schulmeister Franz Dietrich Schwisselmann führt Zeit seines Lebens Klagen über die geringe Besoldung; die Gesuche an das Konsistorium und an den König selber enthalten Schilderungen von bitterer Not.

So schreibt er 1748, nachdem er dort bereits 15 Jahre amtiert hat, daß von den 14 Familien nur 6 Kinder zur Schule schicken; jede der Familien gibt 5 Spint Roggen. Seine Einnahme von den 11 Schulkindern betrug 6 Reichstaler 20 β.

Er hatte schon früher in einem Gesuch betont, daß er so verarmt sei, daß seine Frau die Bettlaken hätte benutzen müssen, um Hemde daraus zu machen. Jetzt faßt er seine früheren Bitten zusammen, wenn es wörtlich heißt: „falls ich oder meine Frau stürben, müßten wir in unsern gewöhnlichen Kleidern ohne Sarg und alles in die Erde gesenket werden; sollte aber der liebe Gott uns noch einige Jahr das Leben fristen, müßten wir auf dem Stroh die Nachtruhe halten, denn mein Bette und Leinen Geräthe ist Ullt und zerreist und ich habe fast kein Tuch mehr um den Hals zu binden, desgleichen die Sonntäglichen Kleider, und in der Woche habe ich solche Kleidung, das ich mich dessen schämen muß." Er erwähnt noch, daß er aus diesem Grunde sich 2 Jahre schon von dem Abendmahl hat fernhalten müssen. Da er kein Handwerk gelernt hat, bittet er, „daß ihm Unterhalt verschafft werden möge" oder ein besserer Platz gegeben werde. Ein Bescheid der Glückstädter

Regierung lautet günstig für ihn, aber die Prisdorfer bitten, daß ihnen nicht mehr Lasten auferlegt würde, da „es uns schon überschwer ist, die 5 Spint jährlich aufzubringen."

In den nächsten Jahren wiederholt er seine Bitten um Aufbesserung seines „Schul-Brotes", spricht auch gelegentlich die Bitte aus, daß ihm die benachbarte Kummerfelder Schule zugelegt würde. 1753 schreibt die Regierung (Glückstadt) — „da er kein Handwerk hat, entweder durch Verbesserung oder Versetzung ihm so viel wie möglich den nötigen Unterhalt zu verschaffen."

1754 wurde er auf Antrag der Dorfschaft entlassen; es wird behördlich angeordnet, daß ihm mit einer Beisteuer aus der Rellinger Armenkasse „unter die Arme" gegriffen würde.

d. Etz bei Pinneberg.

Das kleine Dorf Etz erhielt auf Antrag der Einwohner 1752 die Erlaubnis, eine eigene Schule einzurichten. Der erste Lehrer Simon Dau gibt seine Einnahme an mit folgenden Posten: freie Wohnung; bar Geld 6 Taler; die selbstgegrabene Feuerung wird frei angefahren; von jedem einen Himpten Roggen.

Aber nach 10 Jahren wollte die Gemeinde ihn auf jeden Fall fortjagen. Sie führen für sein pädagogisches Ungeschick u. a. an, daß er die Kinder „Sprützen, Klappbüchsen und Flitzbögen anfertigen lasse und ihn bei diesem kindischen Geschäfte sogar behülflich sei, daß er Hasen, Hirsche und Rehe aus Pabier geschnitten und den Kindern gezeigt, ihnen auch lauter W W angemalt hätte, und also erklärt: Wir Wasch-Weiber wollten wohl waschen, wenn wir wüßten wo warm Wasser wär! oder lauter D D was heißen solle: De dicke Dierck drog de dicke Dern dör den dicken Dreck, dat de dicke Dierck darin bestecken bleev." — Ihre Klage gipfelt in der Behauptung, daß er „die Kinder nicht in Zwang hält und sie garkeine Furcht vor ihm haben."

Vergessen wollen wir nicht, daß gegen Ende des Jahrhunderts die Zeit der Aufhebung der Gemeinweiden, die sog. Verkoppelung, den Schulstellen erhebliche Aufbesserung brachte. Für die Schulstellen wurde ein Stück Land ausgewiesen, so daß der Lehrer sich nicht nur eine Kuh halten, sondern auch Einnahmen aus Ackerbau erzielen konnte. In dieser Zeit wurde auch die alte Sitte endgültig abgeschafft, daß der Lehrer das Schulgeld selber einsammelte. Schulvorsteher mit dreijähriger Amtszeit hatten in der Gemeinde das Schulgeld in regelmäßigen Terminen zu erheben. Hin und wieder

gab es um diese Zeit noch sog. Neben- oder Winkelschulen. Ein des Lesens und Schreibens Kundiger begann im Dorfe zu unterrichten und verringerte dadurch die Einnahmen des angestellten Schulmeisters. So wurde in Wedel 1773 auf Antrag der beiden Schulmeister Kölln und Hammer die Winkelschule aufgehoben; eine Tagelöhnerfrau errichtete eine neue, so daß auch hier ein Verbot der Behörde erst Ordnung schaffen mußte.

5. Verbesserung des Schulwesens im Anfange des 18. Jahrhunderts.

Trotz mancher Aufmerksamkeit, die die Regierung dem Schulwesen zuwandte, litt gegen Ende des Jahrhunderts das Schulwesen der Herzogtümer an wesentlichen Mängeln; namentlich im Herzogtum Schleswig war es damit schlecht bestellt, zumal dort in vielen Städten und Flecken neben der Lateinschule (oft nur ein Lehrer), aber keine Volksschulen bestanden. Hier wurden vielfach noch Lehrer wie Dienstknechte für den kärglichen Lohn weniger Taler gemietet, sie erhielten ihren Tisch im Hause der Bauern. 1797 wurden die zahlreichen Gelehrtenschulen mit Ausnahme von vier aufgehoben; durch besondere Verfügungen wurde in den einzelnen Propsteien in der Zeit von 1798—1808 das dortige Schulwesen besser geregelt. Holstein und somit auch unsere Landschaft hatte dagegen fast musterhafte Schulverhältnisse. Es erhielt Uetersen durch eine Verordnung vom 57. Mai 1806 eine Neuordnung seines Schulwesens; sonst ruhten hier die Verbesserungen bis 1808. Aber bis 1813 erschienen für Holstein zahlreiche Schulordnungen, die jedoch durch die „Allgemeine Schulordnung für die Herzogtümer Schleswig und Holstein" vom 24. August 1814 überholt und daher auch aufgehoben wurden. Eine neue Zeit der Schulverfassung begann. Von dieser Schulordnung konnte man damals mit einem gewissen Stolz sagen, daß sie ein „Schatz sei, desgleichen sich kaum ein anderes Land zu erfreuen habe."

Eine Folge dieser Verordnung war das „Regulativ für sämtliche Landschulen der Propstei Rantzau" (17. Febr. 1817) und für die Propstei Pinneberg (2. Juni 1817).

Mit einer Würdigung dieser Verordnung wollen wir das Kapitel des Schulwesens der Herrschaft Pinneberg schließen. Dies Regulativ galt nur für Landschulen, während die Fleckensschulen in Uetersen und die Pinneberger Dingstätte eine besondere Schul-

ordnung erhielten. Unter Aufhebung sämtlicher Nebenschulen wurden für die sämtlichen Dörfer Distriktsschulen verordnet; kleinere Dörfer durften sich mit benachbarten zu einem Distrikt zusammenschließen.

Zu den Einkünften der Lehrer gehörte zunächst die Wohnung, die alle Einrichtungen zur Führung eines Hausstandes enthalten mußte. Die Schulstube soll hell, freundlich und geräumig sein. Unter den notwendigen Einrichtungen wird außer den Tischen und Bänken eine Wandtafel genannt. Der Fußboden muß mit Brettern belegt sein. Das Dienstland muß zur Sommer- und Winterfütterung für 2 Kühe ausreichen. Er war von allen Abgaben frei. Die Gemeinde hatte nicht nur für dazugehörige Einfriedigung zu sorgen, sondern alle Einwohner, die Pferde und Wagen hielten, hatten die Feldarbeit zu verrichten. Außer der freien Feuerung bezog der Lehrer auch noch eine Kornlieferung (6 bis 8 Tonnen). Ein festes Gehalt war statt der früher gesammelten Schulgelder vorgesehen; die Höhe desselben war von der Leistungsfähigkeit des Dorfes abhängig. Das sog. „Antrittsgeld" blieb jedoch auch jetzt gesetzlich bestehen. Zwei Schulvorsteher führten die Aufsicht über die Einrichtung und Beaufsichtigung der Schulwohnung; sie hatten auch die Schullasten (Geld, Korn) in regelmäßigen Terminen zu erheben. — Falls der Schuldistrikt zu groß war, sollte sofort eine zweite Schule für einen Unterlehrer eingerichtet werden. Außer einer besonderen Schulstube wurde auch der Bau einer Stube für diesen gefordert. Der erste Lehrer bezog dann ein größeres Gehalt und mußte nicht nur den Unterlehrer beköstigen, sondern auch besolden.

Die Schulpflicht dauerte vom Beginn des 7. Lebensjahres bis zur Konfirmation. Von der Sommerschule wurden zahlreiche Kinder durch Dispensationen auf Wochen und Monate befreit. Ferien gab es 8 Tage zu Ostern, 8 Tage zu Pfingsten und vier Wochen in der Erntezeit. Schulfrei waren außerdem ein Tag vor und nach Weihnachten, der Fastnachtsmontag und ein Jahrmarktstag. Als Schulzeit galt im Sommer die Zeit von 8—11, 2—5 Uhr, im Winter von 8—11, 1—4 Uhr. Der Schulunterricht soll für die Lehrpersonen nicht als „eine Nebensache, sondern als ihr eigentliches Berufsgeschäft" angesehen werden. Entsprechend § 66 der Allg. Schulordnung von 1814 waren folgende Gegenstände des Unterrichts verbindlich:

1. Unterricht im Lesen
2. Unterricht im Schönschreiben

3. Anleitung zum Rechtschreiben
4. Uebung im Kopf- und schriftlichen Rechnen
5. Verstands- und Gedächtnisübungen
6. Das Gemeinnützliche aus der Naturlehre und Naturgeschichte, vaterländischen Geschichte und Geographie. Seelen- und Gesundheitslehre ist nicht systematisch, sondern gelegentlich in Unterredungen bei den Verstandsübungen, durch Vorschriften usw. mitzuteilen
7. Religionslehre und Religionsgeschichte
8. Uebung im Singen der Kirchenmelodien. — Und außer den gewöhnlichen Schulstunden, wenn es sein kann, auch noch
9. praktische Anleitung zur Obstbaumzucht und zum Gartenbau.

Eine ganze Zahl der bis dahin amtierenden Schulmeister war den neuen Anforderungen keineswegs gewachsen. Daher auch die Bestimmung: Diejenigen Schullehrer, welche dasjenige, was hier gefordert wird, zu leisten sich nicht getrauen, können um ihre Entlassung bei den Kirchen-Visitatoren ansuchen und zu ihrem erlernten Handwerke zurückkehren, in welchem Fall ihnen eine kleine Pension aus dem Königl. Schulfonds, wenn sie denn bedürftig und würdig sind, beigelegt werden soll (§ 18).

Die Ernennung von Lehrern bei Besetzung freier Schulstellen geschah durch das Konsistorium nach abgelegter Prüfung beim Propsten. Zu Ostern fand in allen Schulen eine öffentliche Schulprüfung statt „zur Ueberzeugung der Eltern, welche Fortschritte ihre Kinder gemacht haben". Die Gründung von Kirchspielsbibliotheken ist ebenfalls auf eine Bestimmung dieser Verordnung zurückzuführen.

Das gen. Regulativ der Propstei Pinneberg nennt im Kirchspiel Haselau 3 Schulen, in Haseldorf 3, Niendorf 7, Nienstedten 11, Ottensen 2 (Bahrenfeld-Othmarschen, Oevelgönne-Neumühlen) Quickborn 6, Rellingen (ohne Dingstätte) 17, Seester 2 (in Seester und Seestermühe je zwei Klassen), Uetersen (ohne den Flecken) 4; — Wedel hat 3 Klassen, Holm 2 Klassen; Spitzerdorf-Schulau bilden einen Schuldistrikt.

Die Gehälter schwankten bei den meisten Schulstellen zwischen 50 bis 100 Reichsbanktalern. Einige Beispiele mögen genügen. Der Lehrer von Spitzerdorf-Schulau war einer der bestbesoldeten; außer der freien Weide für 2 Kühe standen ihm zu: 6 Tonnen Roggen, 16 Fuder Bülten und die für seinen Haushalt erforderliche Feuerung vom Schulmoor, sowie 75 Reichsbanktaler 64 β aus der Königl. Kasse und 150 Reichsbanktaler vom Schuldistrikt. — Der

Lehrer von Egenbüttel bezog dagegen in bar nur 50 Reichsbanktaler, Feuerung und 5 Tonnen Roggen; das Land sollte erst teilweise urbar gemacht werden. Mehr bezog auch nicht der Lehrer des Schuldistrikts Datum-Nienhöfen-Brande; Thesdorf-Eggerstedt, Ahrenlohe zahlten 64 Reichsbanktaler. — Im Schuldistrikt Appen mit Etz und Dummerjahn bekam der Lehrer an Gehalt 160 Taler, wofür er aber noch den zweiten Lehrer zu halten hatte. Das Gehalt des ersten Lehrers zu Quickborn betrug dagegen bei der gleichen Verpflichtung 320 Taler. Blankenese hatte zwei Schuldistrikte mit je zwei Lehrern; die ersten Lehrer erhielten (unter Wegfall der Kornlieferung) 400 Taler nebst 12 Fuder guten Torf à 2000 Soden.

6. Vom Schulwesen der Grafschaft Rantzau.

Wie schon erwähnt, reichen die ältesten Nachrichten über das Vorhandensein von Schulen fast bis an die Zeit der Schaumburger Grafen zurück (Elmshorn 1659, Barmstedt 1666).

Graf Detlef von Rantzau erließ 1684 (nochmals 1687) einen ausdrücklichen Befehl, daß die Kinder zur Schule gehen sollten.

In Barmstedt war bereits 1687 die Schulklasse mit 70 bis 80 Kindern derartig überfüllt, so daß es heißt: „es könne ein Präceptor so vielen im Lesen, Schreiben und Rechnen zu übenden Kindern nicht allein fürkommen und der information genug tun."

Im gleichen Jahre waren mit Bestimmtheit Lehrer vorhanden in den Dörfern Heede, Langeln, Hemdingen (ein Schneider), Lutzhorn, Bullenkuhlen. Die Sether und Cölner „haben eine Weibsperson angenommen; unterrichtet die Kinder fleißig im Lesen und Schreiben; schreibt auch eine gute Hand". Thiensen, Ellerhoop und Bevern hielten einen Schulmeister gemeinsam; sie wechselten mit der Schule.

Die Schulen wurden allwöchentlich visitiert; außerdem wurde jeden Mittwoch Kinderlehre gehalten. Rauert schreibt[1]):

„Die Dorfschulen befanden sich, wie die Grafschaft dem Königl. Hause anheimgefallen, in einem sehr kläglichen Zustande. Mehrere Distrikte hatten gar keine Schulen, in anderen waren die Schullehrer schlecht besoldet, und es war das Schulhalten größtenteils ein Nebenbetrieb von Professionisten. Manches tat der Administrator Söhlenthal zur Verbesserung der Schulen. Sein Nachfolger, der Administrator Brandt, interessierte sich nicht minder für

[1]) Die Grafschaft Rantzau. S. 135 ff. Rauert, Altona 1840.

die Verbesserung des Schulwesens. Das Bestehen des allgemeinen Schulfonds, an dem die Grafschaft früher keinen Anteil hatte, brachte ihn vielleicht darauf, für die Grafschaft einen ähnlichen Fond zu gründen, um die nötigen Geldmittel für die Verbesserung der Schulen ohne Belästigung der Untertanen herbeizuschaffen. Dieser Plan wurde im Jahre 1769 zur Ausführung gebracht. Einige Brüch- und Confiscationsgelder, so wie ein bedeutendes Geschenk eines Ungenannten bildeten die erste Grundlage des Schulfonds, für welchen im Jahr 1770 ein eigener Rechnungsführer ernannt wurde." — 1771 betrug er schon 1358 ℳ. „Als im Jahre 1780 ein neuer Scharfrichter und Abdecker für die Grafschaft ernannt wurde, mußte dieser jährlich 50 ℳ an den Fonds erlegen. Die feste Einnahme hat 1807 indessen aufgehört, seit welcher Zeit die Scharfrichterstelle unbesetzt geblieben ist." Von 1784—1794 zahlte auch der Gerichtsdiener auf Rantzau jährlich 50 ℳ, bis 1805 noch 25 ℳ an den Schulfond. 1807 betrug der Fonds 9461 ℳ 10 Schilling, es ging in den nächsten Jahren durch Konkurse ein bedeutender Teil verloren; für 1838 wird er angegeben auf reichlich 5000 ℳ. Aus den Zinsen wurden nicht nur Lehrergehälter aufgebessert, sondern auch Schulbücher für arme Kinder, sowie Schulgeld für diese bezahlt; einzelne Schulen erhielten gelegentlich auch Beihilfen für Bauten.

Elmshorn (Rantzauer Anteil) hatte seinen eigenen Schulfond; ein Einwohner Paasche Klüver hatte zwecks Errichtung einer lateinischen Schule 2000 ℳ testamentarisch festgelegt; 1820 betrug dieser Fond 6630 ℳ. Das Kapital wurde zinsfrei für Schulbauten im Flecken ausgeliehen. —

1769 wurde in der Grafschaft das sog. Umsingen verboten; dafür durfte der Lehrer die freiwilligen Gaben durch zwei Knaben einsammeln lassen. 1772 suchten die Schulen zu Heede, Großendorf, Sparrieshoop, Langeln, Hemdingen um Ausweisung von Land für ihre Schulstellen an; die Gesuche wurden bewilligt.

Von dem Memorierunwesen der Schule jenes Jahrhunderts gibt uns der undatierte Bericht des Schuldieners Claus Fröhlich zu Rahe Beweis. Nach einem sorgfältig angelegten Verzeichnis hatte er einen Schüler, der nicht nur den ganzen Katechismus Lassenii und den ganzen Psalter Davids aufsagen, sondern noch 295 ganze Kirchenlieder aus dem Gesangbuch beten konnte. Ein Mägdlein wußte außer dem Katechismus noch 60 Psalmen und 112 Gesänge.

Einen Einblick in das Schulleben des 18. Jahrhunderts gewährt uns eine Skizze nach den Aufzeichnungen eines Lehrers zu Ellerhoop. Dazugehörige Schriftstücke im Schleswiger Staatsarchiv (B. XII. 224) sind mir Bürgschaft für die Richtigkeit der Angaben.

Aus dem Leben eines Lehrers aus dem 18. Jahrhundert (Hans Reinhold in Ellerhoop).

Nach einem mir vorliegenden ziemlich umfangreich geschriebenen Buche war Hans Reinhold Lehrer von ca. 1760 bis 1790 an der Dorfschule in Ellerhoop. Das Buch, im Besitze eines Einwohners des gen. Dorfes, enthält einige Rechenaufgaben, Gebete und eine ganze Zahl von fein säuberlich geschriebenen Briefen, Gesuchen und namentlich Bittschriften für seine eigene Person, sowie für Dorfeingesessene und verschiedene Behörden, besonders an den Landesherrn, den König von Dänemark.

Nach einigen Aufzeichnungen lassen sich seine Einnahmen wie folgt zusammenstellen: Zur Schulstelle gehörte zunächst ein mäßiger Kohlgarten. Erst zu seiner Zeit (1769) war der Schule ein Stück Land von einer Tonne Aussaat als „Schulkamp" „ausgewiesen" worden (die Flureinteilung und Verkoppelung war noch nicht erfolgt!), von dem R. angibt, daß es beackert, beweidet und geheuet werden könne, wenn es erst ausgebauet und gut bedüngt sei. Der Schulmeister muß das Land bestellen, als wenn es sein Eigentum wäre und gibt seine Einnahme daraus auf 133 ℳ 5 Schilling an. Die Gemeinde muß trockenen Torf anfahren. 1760 war auf dem Sether-Moor der Schule eine Moorflagge von 3 Ruten breit ausgewiesen worden, auf dem der Schulmeister „freyen Torfstich" hatte. Für seine Mühe zahlt ihm dafür jedes Kind drei Schilling Feuerungsgeld.

Für ein „Lesekind" wurden 1 ℳ 4 Schilling, für ein „Schreibkind" 1 ℳ 8 Schilling entrichtet; ein Kind, das rechnen lernt, hat 2 ℳ zu zahlen. Sommerschule fand nur versuchsweise in einzelnen Jahren statt, und es wurde dann von den Eltern eine besondere Vergütung gezahlt. Als „Einspringegeld" pflegte jedes neu eingeschulte Kind mindestens einen Schilling mitzubringen.

Kurz vor Weihnachten hielt der Lehrer in seiner Gemeinde in Begleitung von zwei Knaben „Umsingen". Die freiwilligen Gaben bestanden in einem kleinen Geldgeschenk (1, 4, 8, 12 Schilling!) oder einem „Gänseflick" und anderen eßbaren Waren „je nachdem

die Freundschaft ist". Die Zahl der Schüler betrug 70—90, doch stammte nahezu die Hälfte aus benachbarten Dörfern. Hans Reinhold muß also in seinem Amte tüchtig gewesen sein!

Unterrichtet wurde nach der vorgeschriebenen „priesterlichen Tabelle", will sagen, nach einem behördlich festgesetzten Stundenplan.

Ueber „Zucht und Ordnung" läßt R. sich seiner Behörde gegenüber anläßlich einer Anfrage folgendermaßen aus:

„Unter Tag- und stündliche Beschwerden will ich in aller Kürtze entwerfen:

Die Jugend ist verkehrt gar, und wird doch täglich schlimmer; solches kommt größtenteils her von der schlechten Kinderzucht der Eltern, die sich beschweren über ebengedachte priesterliche Tabelle und verachten die Güldene Zucht eines Schulmeisters, wofür sie doch wol den allerschönsten Dank erweisen möchten. Geduld und Ruthen, sind in der Schule gleich wie Meeresfluten.

Zeitlich Zwang, Arbeit und Lehr,
Bringet die Kinder zu Gottes Ehr".

Um seine gewiß recht geringe Einnahme für seine zahlreiche Familie zu erhöhen, fing der „unverdiente Schulhalter", wie er sich gelegentlich unterzeichnet, einen kleinen Kramladen an, denn „einen großen Hausstand zu führen, da gehört was dazu, vor allem in diesen Zeiten, da Geld mangelt und alles theuer ist".

Einige Bürger des immerhin doch ziemlich entfernt liegenden Kirchdorfes Barmstedt erhoben über diese gewinnbringende Beschäftigung eines Schulmeisters zu seiner „äußersten Bekümmerniß" Beschwerde bei dem Administrator der Grafschaft Rantzau, dem Geheimen Konferenzrat Baron von Sölenthal, weil ihnen „beträchtlicher Nachteil" zugefüget würde. Ihm ward der „ernstliche Befehl beigeleget", sich „in Zukunft der Hökerey gäntzlich zu enthalten".

Der in seiner Einnahme geschädigte Lehrer wandte sich an seinen Landesherrn, den König von Dänemark mit einer „höchstnothdringlichsten und allerunterthänigsten Vorstellung und Bitte" um die Erlaubnis zur „Treibung einer kleinen Hökerey". Anfang und Schluß dieses Schriftstückes, worin der Bittsteller in beweglichen Worten seine Notlage darstellt und vor allem auch die Behauptung jener Angeber zu widerlegen sucht, daß er sie in ihrem Handel schädige, seien dem Wortlaut nach mitgeteilt. U. a. verweist er auch darauf, daß „verschiedene Schuel-Meisters in der benachbarten Herrschaft Pinneberg sich finden, denen in Hinsicht ihres geringen Schulverdienstes erlaubet und unverboten ist, eine kleine Hökerey zu treiben". —

„Ew. Königl. Majestät wollen allerhuldreichst erlauben, daß allerhöchst deroselben hierdurch in aller Fußfälligster Demuth allerunterthänigst vorzutragen mich äußerst genöthiget sehe wasgestalten ich zwar zum Schulmeister in dem hiesigen Dorfe Ellerhop verordnet und bestellet worden, auch sothanem Ammte mit aller Treue und dem größten Fleiß vorstehe, dennoch aber dabei erfahren müßen, deßweilen dieses Dorf aber nur sehr klein, ich mit dem Meinigen davon den nohtdürftigen Unterhalt nicht haben kan und daher genötiget worden, auf andere ehrliche Arth einigen Verdienst zu suchen".

„Solchem allen nach flehen Ew. Königl. Majestät in allerfußfälligster Dehmut allerunterthänigst an, daß allerhöchst dieselben zur Treibung und Fortsetzung einer kleinen Hökerey neben dem Schulwesen in dem hiesigen Dorfe mir die so äußerst benötigte allerhöchste concession zu erteilen, allergnädigst geruhen wollen.

Ich getröste mir eine allerhuldreichsten Erhörung meines allerfußfälligsten Gesuchs und ersterbe in allertiefstniedrigster und tiefester Submission.

Ew. Königl. Majestät
alleruntertänigster Unterthan
Hans Reinhold.

Supplikatum
Ellerhop, den 4. Dez. 1762.

* * *

Auch in der Grafschaft Rantzau erhielt das Schulwesen im Jahre 1817 eine bessere Einrichtung, indem der allgemeinen Schulordnungen gemäß auch hier Distriktsschulen eingerichtet wurden und die Lehrer ein besseres Auskommen erhielten. (Schulregulativ vom 17. Febr. 1817.) Nennenswerte Unterschiede in den Verhältnissen in der Herrschaft Pinneberg bestehen nicht, so daß es hier einer besonderen Darstellung nicht bedarf. Der Flecken Elmshorn (8. Mai 1830) und der Flecken Barmstedt mit Großendorf (13. Febr. 1826) erhielten ihr eigenes Schulregulativ; in beiden Flecken wurden besondere Schulkommissionen ernannt. Auch hier hatten von jetzt an alle Schulinteressenten, sie mögen Kinder haben oder nicht, die Schullasten gemeinsam zu tragen und nach der Weise der Armenlasten aufzubringen. Immerhin war die Zeit vorbei, wo die Gemeinde sich bemühte, einen möglichst billigen Schulmeister zu bekommen. Wenn auch die Vorbildung zum Amte gewiß bei manchem Lehrer damaliger Zeit schlecht war, so hat doch mancher, der ein ganzes Menschenalter in seiner Schule stand, Tüchtiges geleistet. Die Kenntnis von Lesen, Schreiben und den notwendigsten Dingen der Rechenkunst waren allgemeines Volksgut geworden.

Opp den Wegg.

Nu is't so wiet, nu geihst du in de Welt;
Dat Vaderhus is vel to eng die worrn.
Wo anners is't, opp eegen Föt nu stellt;
Wat weer, gellt nicks, un Weert blot hett dat Moorn.

De Welt de schient di noch so schön un grot,
So grot un schön, un gar keen Inn'n to finn'n!
Du ahnst ja nich de grode swadde Not,
De opp den lurt, de nich mehr Haben binn'n.

Doch kümmt de Stünn'n, dat still du klagst un weenst:
Wo is de Wegg to't grote Glück so wiet!
De Stün'n de kümmt, datt heemlich du di sehnst
Nah't Vaderhus un na dien Jugendtiet.

Doch müst du dör, dat heet: man to! man to!
So güng't noch jümmers, ward't ok jümmers gahn,
So lang' de Welt noch steiht; dat is mal so;
Wi all' wi gaht de ewig sülbe Bahn.

H. Teut.

L Meyer

Ludwig Meyn,

vom 1. Oktober 1820 bis 4. November 1878.

Von H. Reitz.

„Was deutsch und echt, wüßt' Keiner mehr,
Lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'."
Rich. Wagner.

Es gibt Menschen, deren Gegenwart die Umwelt in ein festliches Licht setzt, die zum Einhalten zwingen im pflichtgemäßen Tun des Alltags, zum Aufschauen, Verwundern, Persönlichkeiten, die Perspektiven eröffnen, weil sie selber Lichtbringer sind — dieser Ungewohnten einer war Ludwig Meyn.

Der Materialismus der Gegenwart, der bereits die letzten Jahrzehnte vor dem Kriege geistig orientierte, hat unser Volk sich selber wesensfremd gemacht. Die eigentümlich deutsche Fähigkeit, aus dem Schauen der Dinge Werte fürs Allgemein-Menschliche zu prägen, das Abstrakt-Ideelle schaffend zu gestalten, verlor sich wie eine ungefaßte Quelle in zahlreichen Rinnsalen, darum bald erschöpft und versiegend. Trocken und salzig wurde der Boden, gleichsam der sorglichen Pflege sinniger Menschen entwöhnt.

Nun ist wiederum die Zeit gekommen für die uralte Mission des Leides, das die verborgenen Seelenkräfte ans Licht zieht und ihnen höchste Aufgaben stellt. Es ist die Zeit der Umkehr. Bausteine sind zu schichten zu dem Tempel, da die zerschlagenen Menschen Heilung finden und die Erkenntnis, als Brüder und Schwestern in Weh und Wonne eingeschmiedet zu sein in den ehernen Ring vom Irren und Streben. — Wer soll Führer sein? Führer genug! Sie schlafen, doch wir wollen sie wecken. — Auf einsamen Hügeln der Nordmark, von schwarzstarrendem Juniperus umrandet, liegen Steinriesen getürmt zu wuchtigen Grabmälern. Die Treue vergessener Urstämme baute sie ihren Führern. Holstentreue hat vor wenigen Jahrzehnten, gleichsam dem Vorbild der Ahnen folgend, einen Hünenstein errichtet. Ihm gilt unsere Wallfahrt. Der dort schläft, dem gilt der Ruf: Wach auf! Schreite als Wanderer wie einst durch

die vertrauten Lande und höre, wie die Heimat an deinem 100. Geburtstage wieder von dir spricht, von Ludwig Meyn, dem bahnbrechenden Naturforscher, dem opferbereiten, praktischen Volksfreund, dem unermüdlichen Lehrer mit dem warmen Herzen für die Jugend, dem sinnigen Poeten und aufrechten deutschen Mann!

* * *

Seine Kindheit verlebte Claus Christian Ludwig Meyn in seinem Geburtsstädchen Pinneberg. Dort nahm sein Vater als Bezirksarzt eine geachtete Stellung ein. Als Ludwig 12 Jahr alt war, siedelte er mit seinen Eltern nach Kiel über, wo der Vater die Professur für Pathologie und die Leitung des akademischen Krankenhauses erhalten hatte. Mit irdischen Gütern nicht reichlich gesegnet, verwandten die Eltern alle Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Kinder. So gelang es denn auch früh, die bedeutsamen Anlagen des Knaben wachzurufen und zu entwickeln. Schon auf der Stadtschule in Kiel trat die besondere Neigung des Jünglings für die praktische Naturforschung zutage, die ihn nach kurzem Aufenthalt auf dem Hamburger akademischen Gymnasium im Jahre 1840 nach Berlin zum Studium führte.

Hatte er vom Vater die Richtung übernommen, in der er sich betätigen sollte, sowie dessen unermüdlichen Arbeitstrieb und die Gewissenhaftigkeit in den kleinen Pflichten des Alltags, so verdankte er der Mutter sein reiches Phantasie- und Gemütsleben und die herzliche Freude an der Jugend. Wurzelstark und unversiegbar waren diese Seelenkräfte. Sie bilden den Schlüssel für das Verständnis seines Werdens und Wollens.

Schon in Hamburg war er eifrig darauf bedacht, Literatur und schöne Künste zu pflegen. Hierin fand er Erholung und Antrieb zu neuem Schaffen. Im Kreise befreundeter Familien, die er gerne aufsuchte, liebte und pflegte er schöngeistige Unterhaltung. So führten ihn sein leicht bewegbares Gemüt und sein lebhaftes soziales Empfinden bald auf die Seite des „jungen Deutschland", in den Kreis von jungen Schriftstellern, die sich um den federgewandten Dichter und Feuilletonisten Karl Gutzkow sammelten, um, wie Heinrich Heine vom sicheren Paris aus, die trüben politischen Zustände in Deutschland nach 1815 zu geißeln. Das oft ungerechtfertigte, brutale Vorgehen der Regierungen gegen die liberalen Tendenzpoeten und literarischen Florettfechter veranlaßte die ängstlichen Eltern, dem Sohne wegen seiner allzulebhaften Parteinahme für Gutzkow und seiner

Freundschaft mit diesem Manne Vorhaltungen zu machen. Genährt wurde diese Besorgnis durch einen Aufsatz, den der Jüngling im Gutzkowschen „Telegraphen" in Hamburg, wohl auf Veranlassung des Herausgebers unter dem Titel „Kiel von der Morgenseite" erscheinen ließ. Er kritisierte darin gewisse Zustände an der Kieler Universität, beklagte die Rückständigkeit der akademischen Einrichtungen und spottete über den philiströsen Geist und die Bedeutungslosigkeit vieler Dozenten. Die tüchtigen Professoren wanderten ab, dem befähigten Nachwuchs aber werde das Lesen untersagt, weil er burschenschaftverdächtig sei, oder sich möglicherweise in Paris einer Gesellschaft zur Förderung der Menschenrechte angeschlossen habe.

Aus diesen „Sturm- und Drangjahren" sind einige Briefe erhalten, in denen sich Ludwig Meyn über die berühmten Freunde, insbesondere über Gutzkow ausspricht und ihn gegen die abfälligen Rezensionen und Angriffe seiner Kritiker, Wolfgang Menzels z. B., verteidigt. Sie legen Zeugnis ab von der gereiften Denkungsart und der charaktervollen Gesinnung des Jünglings. Er schreibt noch von Hamburg aus: „Was Gutzkow anbetrifft, so ist er in der Tat kein moralisch guter Mensch, wie die meisten (seiner Mitarbeiter), aber er ist es aus Grundsatz. Er hat andere Ansichten über die Moral als andere Menschen und selbst in sittlicher Hinsicht ist er daher Tausenden vorzuziehen, die seine Sittlichkeit tadeln, während sie selbst alle die Fehler begehen, die er bloß als keine Fehler darstellt, ohne sie zu begehen. Was Du, liebe Mutter, aber von Menzels Rezensionen sagst, das ist nun wieder die Schuld Kiels, weil es so weit in der Ecke liegt, das gute Kiel, und um andere Interessen sich so garnicht bekümmert. Von Menzel ist jetzt in ganz Deutschland bekannt genug, daß er garnicht zum Kritiker befähigt ist, daß das Literaturblatt, an welchem er arbeitet, sehnlich den Ablauf des Kontraktes wünscht, um seiner loszuwerden, daß sein Urteil über Gützkow vor allem garnicht gehört werden darf, da er bei Gutzkows selbständigem Auftreten mit ihm in Streit geriet, dabei sich vor ganz Deutschland öffentlich blamierte und nun Gutzkow den bittersten und vollendetsten Haß geschworen hat. Wenn ihr Menzels Natur kennen lernen wollt, so lest nur Börne: „Menzel, der Franzosenfresser" und Heines Schrift: „Ueber den Denunzianten" als Vorrede zum dritten Teil des „Salon". Gutzkow ist es, auf den jetzt die Augen von ganz Deutschland gerichtet sind, weil es keinen gibt, der für Ausbildung deutscher Sprache und deutschen Geistes so wichtig wäre als er. Daß man in Kiel seine Leistungen nicht kennt, habe ich am

deulichsten Weihnacht gesehen, wo keine Seele von „Richard Savage" wußte, während ganz Deutschland ihn genoß oder auf ihn hoffte. Sonnabend und Montag ging wieder ein neues Stück von ihm über die Bühne, das sich eines gewaltigen Beifalls erfreute und eine zweimalige Herausrufung des Dichters verursachte. Ich war zugegen, Gutzkow selbst hatte mir ein Billet geschenkt, und ich war so entzückt, daß mich jedes einzelne verloren gegangene Wort schmerzte. Gutzkow wird noch mehr Stücke schreiben und als Dramatiker Epoche machen. Ist es denn nicht ehrenvoller, einen geistreichen Mann näher zu kennen, der noch lange in Deutschland genannt wird, wenn jene Professoren, die doch am Ende nur ganz gewöhnliche Gelehrte sind, auch mir weiter wohl nie eine Ehre antun, als wieder zu grüßen, wenn ich zuerst grüße, wenn die selbst in Kiel nicht einmal mehr genannt werden? Man eifert in Kiel gegen Gutzkows Tendenz, ohne sie zu kennen, weil man ihn nicht liest, und ist es nicht schon besser, eine Tendenz zu haben als gar keine? Auch müßt Ihr die Schriftsteller nicht, wie Ihr zu tun scheint, als Verführer ansehen. Noch jedesmal, daß ich mit ihnen gesprochen, haben sie mir dringend anempfohlen, was ich mir selbst oft in die Seele rufe, die ernsten Studien nicht zu vernachlässigen. Wie wenig aber Ihr in Kiel das Schriftstellerleben kennt, davon zeugt Eure Zusammenstellung von Florencourt und Gutzkow, die ja strengste Antipoden und bittere Feinde sind. Umsomehr glaube ich mir einbilden zu dürfen auf Florencourts Lob meines Aufsatzes, das er mir beifällig bezeugte."

Die Angriffe auf die Kieler Dozenten hatten zu einer Zeitungspolemik geführt, die dem Vater als Angehörigen des akademischen Lehrkörpers recht peinlich war. Freimütig und in versöhnlichem Tone verteidigt sich Ludwig: „Wenn Ihr Euch ernstlich fragt, wodurch Eure unwillige Stimmung hervorgerufen worden, sollte alsdann nicht ein großer Teil, vielleicht der größte auf die Schultern Eures Verhältnisses zur Universität fallen? Wenn Vater weder zu jenen Professoren, noch zu mir in einem Verhältnis stände, sollte er dann nicht sich gefreut haben über einen Aufsatz, der die Hemmnisse der Universität mit spitzen Fingern bezeichnet und die untergehenden Sterne derselben mit Wehmut betrachtet? So möchte ich in Kiel meinen Aufsaß verstanden wissen. So ist er nicht ausgelegt, sondern bloß als eine hämische Anekdotenkrämerei. So spricht sich der Aufsatz im Korrespondenzblatt aus, den ich gelesen habe. Lächerlich spricht er, wenn er mich mit Heine vergleicht, als ob ich Ansprüche

machte, so gut zu schreiben." Die Besorgnisse der Eltern, seine gefährliche schriftstellerische Betätigung könnte ihm in Berlin von Schaden sein, suchte er zu entkräften: „Was Deine Befürchtungen, lieber Vater, anbetrifft, so sind sie doch wohl etwas zu hoch gespannt, Du bedenkst vielleicht nicht, daß dieser Aufsatz, der die Kieler so aufregt, auswärts die Leute ganz gleichgültig lassen wird, da er Euch in der Tat nur durch seine Wahrheit pikant erscheinen kann, und wer könnte dann in Berlin so mir nichts dir nichts mich als den Autor angeben, da es ja doch nur Vermutung ist, — der Aufsatz war anonym erschienen — wen könnte überhaupt in Berlin interessieren, was von der Lehrtätigkeit der Kieler Professoren gesagt ist, zumal da jetzt eine Zeit hereinbricht, wo gewiß die Mängel durch ein schärferes Glas werden betrachtet werden. Wenn wirklich das Urteil über mich in Kiel so bitterböse ist, so wäre es dann wohl das Geratenste, nicht hinzugehen, damit die Zeit ihr bestes tun kann um die Kieler zu versöhnen, und mit der Herausgabe meiner Jugendgedichte (erschienen 1842), die ich in Berlin zu veranstalten gedenke, einen zweiten Förderungsschritt zu tun. So sehr ich mich sehne, Euch alle, besonders den süßen Harald wiederzusehen und in meine Arme zu schließen, so glaube ich dennoch, daß die Trennung sowohl Mutter wie mir leichter werden wird, wenn nicht erst ein Wiedersehen vorausgegangen ist."

Schwer ist ihm dieser Entschluß geworden, denn innig hing er an den Eltern: „Ich sehne mich jetzt immer nach Briefen wie in der Hitze nach Wasser", schreibt er nach Hause. „Mittwoch hatte ich das Glück, wieder einmal recht froh zu sein in einer heiteren anspruchslosen Gesellschaft bei Miehes, noch eine größere Freude wartete mein als ich nach Hause kam, nämlich der Brief von Mutter. Ich verschlang ihn förmlich und ging heiter zu Bett." Teilnahme an poetischen Veranstaltungen im Kreise verwandter und befreundeter Familien mußten ihm über die trüben Tage vor der Uebersiedelung nach Berlin hinweghelfen: „Es wird Mutter vielleicht Freude machen, wenn ich erzähle, daß ich Sonntag eingeladen bin, nach dem Diner bei Meyns (seinem Onkel) zu Lehmanns zu kommen. Dort soll ein Melodram aufgeführt werden: „Der Jäger und die Dryas", gedichtet von dem jungen Uffo Horn und komponiert von einem Frl. Unna, welche beide auch das Stück aufführen und hernach unter Aufsagung mehrerer Verse von mir durch einen Genius bekränzt werden." Bei dem Maler Lehmann, „einem alten, leider kränklichen Künstler, dem besten in Hamburg", war L. Meyn oft zu Gast.

Getreulich berichtet er alle seine Erlebnisse nach Hause. Von einem kurzweiligen Sonntagnachmittag schreibt er: „Es wurde daselbst Clavigo gelesen, die Tochter des Hauses las wunderschön, soll aber noch weit besser singen. Gutzkow sollte auch dort sein, konnte aber nicht, der Verbesserungen wegen, die das neue Stück (Richard Savage) erleiden mußte. Statt seiner las Mad. Lehmann den Clavigo. Uffo Horn, den Ihr wohl auch aus seinen Schriften kennt, las Beaumarchais, und Wille, der die neue Zeitung redigiert, den ich nie für so witzig gehalten hatte als er ist, las den Carlos mit ungemeinem Glück. Für mich war, als ich geladen wurde, keine Rolle mehr übrig, allein den Abend blieb doch der Guilbert für mich."

In Berlin trat er nun in eine neue Welt ein. Kein Wunder, daß es dem Wissensdurstigen aus dem „stillen Kiel", wie er es nannte, dorthin zog; war doch hier der glanzvolle Mittelpunkt des geistigen Lebens seiner Zeit! Die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hatten gerade auf dem Gebiet der Naturwissenschaften eine Entwickelung hervorgebracht, wie nie zuvor. Sie hatte eingesetzt mit der Entdeckung des Luftsauerstoffs und der Klärung der Ansicht über die Verbrennungserscheinungen Ende des 18. Jahrhunderts, Geistestaten von eminentester Tragweite. Liebig schrieb darüber 1844 in seinen chemischen Briefen: „Seitdem hat die zivilisierte Welt eine Umwälzung in Sitten und Gewohnheiten erfahren. Die Kenntnis der Zusammensetzung der Atmosphäre, der festen Erdrinde, des Wassers, ihr Einfluß auf das Leben der Pflanzen und Tiere, knüpften sich an diese Entdeckung. Der vorteilhafte Betrieb zahlloser Fabriken und Gewerbe, die Gewinnung von Metallen steht damit in der engsten Verbindung. Man kann sagen, daß der materielle Wohlstand der Staaten um das Mehrfache dadurch seit dieser Zeit erhöht worden ist." In die Werkstätten zahlreicher Klassiker der Naturwissenschaften wurde L. Meyn eingeweiht. Ihre geistige Atmosphäre wurde seine Lebensluft. Er hörte den greisen Alexander von Humboldt, den Begründer der wissenschaftlichen Erdkunde und Bahnbrecher auf so vielen verwandten Gebieten, und versenkte sich in dessen klassische Reisewerke. Die geologischen Forschungen, besonders die Schilderung der ergebnisreichen Expedition Humboldts nach den Erzlagerstätten des Altai und Ural übten große Anziehungskraft auf den jungen Studenten aus. Geologie und Chemie wurden die beiden Wissenschaften, deren Studium er mit dem regsten Eifer betrieb.

Humboldts Mitarbeiter am „Kosmos" war Leopold v. Buch, den Humboldt „den größten Geognosten seines Zeitalters" nennt.

Diesem weitgereisten Forscher, dem „Vater des Vulkanismus" und genauen Kenner Skandinaviens und Schleswig-Holsteins verdankt L. Meyn viel Anregung, besonders im Hinblick auf seine engere Heimat. Voll Stolz schildert er in späteren Jahren in einem Briefe an eine Jugendfreundin einen Besuch von Buchs in Segeberg: „Im schwarzen Kleidrock und schwarzen Beinkleidern, dünnen Schuhen und schwarzseidenen Strümpfen, aber bestäubt bis über die Knie, so kam der Alte in hoher Sommerhitze zu Fuß von Oldesloe und bat um einen Trunk Wasser. Meine Frau hielt ihn, da sein ganzes Reisegepäck aus einer mappenähnlichen Tasche bestand, für einen Bücherkolporteur und erfrischte den ermüdeten Alten mit kühlem Trunk. Ich erkannte ihn, als er mich aufforderte, ihm die von mir beschriebene Austernbank bei Tarbeck, auf dem Höhenrücken von Holstein, zu zeigen. Es war der ruhmreiche Reformator der Geologie, der zum ersten Male auch über die gewaltsamen Ereignisse in der Schöpfungsgeschichte die Welt belehren sollte, der Königlich Preußische Kammerherr Leopold von Buch, der unvergeßliche Lehrer einer ganzen Generation von Gebirgsforschern."

Ferner lebten und lehrten damals in Berlin die beiden Brüder Rose, Heinrich, der Begründer der neuen chemischen Analyse, und Gustav, der Mineralog, der Kristallograph Weiß, Karl Ritter, der Geograph, und vor allem Eilhard Mitscherlich, der bahnbrechende Chemiker. Im Institut von Dr. Marchand, der nur wenige Jahre älter war als L. Meyn, aber bereits durch seine neuen genauen physikalisch-chemischen Meßmethoden einen bedeutenden Ruf gewonnen hatte, eignete sich der Student in praktischer Arbeit eingehende chemische Kenntnisse an. Er wußte, daß nur auf dieser Grundlage das Gebäude der Geologie errichtet werden konnte, an dem mitzuwirken er sich vorgenommen hatte. Sein Eifer und seine Fortschritte waren so augenfällig, daß es ihm bereits nach einjähriger Tätigkeit gelang, ein Assistentenstelle im Laboratorium Marchands zu erhalten. Die kleine Remuneration, die damit verbunden war, kam ihm besonders gelegen, konnte er doch so dem Vater, der für eine kinderreiche Familie zu sorgen hatte, eine merkliche Erleichterung gewähren. Er schreibt: „Ich habe Gott recht aufrichtig gedankt, daß er mir diese Wohltat hat zuteil werden lassen, einem so gütigen Vater die Last zu erleichtern, die das Studium eines Sohnes auferlegt. Ich danke Gott um so mehr, da ich, ohne übermäßig bescheiden zu sein, was, wie Ihr wißt, nie meine schwache Seite war, recht gut fühle, daß das Glück mehr als das Verdienst hier seine Hand im Spiele hatte.

Eine solche Stellung, wie ich sie nun erhalte, war mein Wunsch für die Zeit nach meinem Studium, und jetzt erhalte ich sie beinahe noch vor meinen Studien. Denn in der Tat, ein Mensch, der die ihm ganz fremde Chemie ein Jahr betrieben hat, ohne vorher Apotheker gewesen zu sein, der muß sich gewissermaßen betrachten, als stünde er noch vor seinen Studien. Darum, mein guter Vater, nimm nochmals meinen innigsten Dank dafür, daß Du dem mir gewordenen Glück Deine Stütze nicht entzogen hast."

Sein Tagewerk beschreibt er folgendermaßen: „Schon jetzt bin ich jeden Tag im Laboratorium und genüge, wie ich meine, dem Dr. Marchand wenigstens durch meinen Eifer. Um 8 Uhr morgens gehe ich hin und bleibe bis 11 Uhr, dann in Mitscherlichs Kollegium bis 12 Uhr, dann zum Essen, und danach gehe ich ins Laboratorium und später mit Dr. Marchand in seine eigene Vorlesung über organische Chemie, wo ich ihm mit kleinen Hilfeleistungen zur Hand bin. Einmal war ich auch schon mit in der Artillerieschule und half ihm auf dem Katheder vor einigen 60 Lieutenants experimentieren. Bisweilen, wenn eine Arbeit dringend ist, esse ich mit ihm bei seinen Eltern, bin auch einmal schon des Abends in einer Herrengesellschaft bei ihm gewesen, wo die Notabilitäten der philosophischen Fakultät im physischen Fach versammelt waren. Außerdem erhielt ich am 28. Januar von ihm eine Karte zu der öffentlichen Sitzung der Akademie, und was sonst irgend Interesse in wissenschaftlicher Beziehung für mich haben kann, das zeigt er mir, nimmt mich mit in die chemischen Fabriken und Handlungen chemischer Apparate und Präparate. Den heutigen Morgen war ich ganz in Mitscherlichs Laboratorium, wo das Kaliummetall dargestellt wurde, was jährlich nur einmal geschieht und diesesmal mit besonderem Glück vor sich ging. Einen Titel hat mir Dr. Marchand auch schon gegeben, den Ihr gelegentlich mal gebrauchen könnt, „Präparator am Laboratorium der Kgl. Preuß. Artillerie- und Militärschule in Berlin." Seid Ihr zufrieden?" Einen Seitenhieb auf Kiel kann er nicht unterlassen: „Je mehr ich aber jetzt nachdenke über das, was ich sehe und unter die Hand bekomme, desto mehr sehe ich ein, wie entsetzlich verwahrlost ich sein würde, wenn ich wirklich Ostern nach Kiel gegangen wäre."

Die Eltern hatten ihm versprochen, im Sommer nach Berlin zu kommen und ihn zu den Ferien abzuholen. Er kann es kaum erwarten, ihnen die neue Welt zu zeigen, die sich ihm erschlossen hat, drängt deshalb, sie möchten bereits zu Ostern kommen. „Schon das

ganze Jahr, das ich hier studierte, habe ich mich mit den Gedanken herumgetragen, wie schön es wäre, wenn Ihr mich von hier abholtet". Mit triftigen Gründen sucht er die Zögernden zu überreden: „Erstens reisen Tweſtens (Kollege von Meyns Vater, früher Professor in Kiel) in den Ferien nach Holstein, und Ihr würdet also keinen Bekannten als Euren Sohn hier vorfinden. Zweitens ist es doch gewiß Vaters Absicht, die Heroen seiner Wissenschaft kennen zu lernen, aber sowohl Dieffenbach als Schönlein, Jüntzken und Joh. Müller werden in den Ferien ausfliegen. Drittens ist Berlin gerade im Sommer am wenigsten schön, weil es unter einer permanenten Staubwolke liegt, viertens sind alsdann die ersten und bedeutendsten Schauspieler, Seydelmann, die Crelinger und Charlotte von Hagen auf Gastspielreisen, und wer weiß, wie viele sonst noch von den besseren. Das Theater zu sehen wird aber, glaube ich, eines der schönsten Reizmittel Berlins sein, wenigstens mich haben die Künstler zu wahrer Bewunderung hingerissen, und besonders Seydelmann, der erste bedeutende Schauspieler, dürfte Euch nicht entgehen, wenn Ihr in Berlin seid. Mit Entzücken denke ich daran, wenn Ihr Nathan den Weisen, Egmont oder gar den bald erscheinenden Tell sehen werdet, und mir bei diesen Genüssen nicht mehr der quälende Gedanke kommt: die, denen du dies alles verdankst, entbehren es. Wie wollte ich mit Euch in die Museen und Galerien streifen, und wie kindisch freue ich mich auf den Augenblick, wo Vater mit mir im Dampfwagen nach Potsdam fahren wird! Das wird ein Fest! Nicht wahr, Vater? Im Dampfwagen, Du, der Du, wie ich wohl noch erinnere, schon über die Kieler Chaussee Dich so herzlich freuen konntest. Zu Ostern erwarte ich Euch ganz bestimmt."

Ermahnungen zur Sparsamkeit bedurfte es bei ihm nicht. Immer wieder ist er bestrebt, seine Ausgaben auf ein Mindestmaß herunterzudrücken, bei seinem kostspieligen Studium in dem relativ teuren Berlin ein schwieriges Beginnen. „Was meinen Wechsel anbetrifft, so möchte ich mich im nächsten Jahre gerne etwas mehr einschränken als in diesem. Denn in diesem Jahre habe ich gedacht, was ich an Wechsel hatte, auch zu verbrauchen, weil ich nur ein Jahr außen sei. Nun hört dieser Gedanke auf, (er konnte in B. weiter studieren) und ich werde jede unnütze Ausgabe wie eine Pest scheuen. Bitte Dich daher, lieber Vater, mir im nächsten Jahr 32 Louisd'or weniger zu geben, dann hoffe ich von dem Gelde noch eine Harzreise bestreiten zu können. Sollte ich mit noch weniger Geld auskommen können, so werde ich es Dir nach dem ersten

Vierteljahr schreiben, aber ich glaube es kaum, denn die Bücher, die ich mir anschaffen muß, sind ja zu teuer. Für den Mitscherlich habe ich in diesem Jahre nach heimatlichem Gelde 14 Mk. ausgegeben. Für Erdmanns Chemie 5 Mk., für Eytelweins Analyse 15 Mk., für Leroys darstellende Geometrie 12 Mk. 4 β, für desselben analytische Geometrie 4 Mk. 12 β, für Löwigs organische Chemie 20 Mk. 8 β, für Marchands Grundriß 4 Mk. 8 β, für die Teile von Müllers Physiologie, die ich bedarf, 9 Mk. 4 β. Eben jetzt ist noch eine Auktion, für die ich ein paar nicht unbeträchtliche Aufträge gegeben habe, und für die nächste Folgezeit bedarf ich noch zweier Bücher unumgänglich notwendig, Roses analytischer Chemie zu 6 Thl. oder 15 Mk. und Schubarts technischer Chemie zu 12 Thl. oder 30 Mk. Mir schaudert ordentlich vor den großen Zahlen in Mk. ausgedrückt. Hier in Thalern klingt es viel zierlicher und billiger."

Der gemütvoll herzliche Ton, auf den seine Gespräche mit den Eltern abgestimmt sind, bleibt sich immer gleich. So bedankt er sich für ein übersandtes Paket: „An Euch, liebe Mutter und Schwestern, den herzlichsten Dank für die Tabaksbeutel und Strümpfe. Die wenigen Zeilen, die Du, l. Mutter, beigefügt hattest, haben mich als seltene Vögel sehr froh gemacht. Sei herzlich dafür gegrüßt und geküßt, und das seid Ihr alle bis auf den Kleinsten, den ich nur einen Sonntag mal hier haben möchte. Messet ihn bei Gelegenheit und schreibt mir, wie hoch er ist." Drollig klingt es, wenn er seiner kleinen Schwester Doris vorhält: „Doris bedarf einer kleinen Ermahnung beim Briefschreiben. Sie sagt: uns alle hat der Brief Freude gemacht — es wird ihm interessieren, — Klara fiel in Lachkrämpfen — Mutter laß vor usw."

Nach dreijährigem Aufenthalt in Berlin kehrte er Anfang 1844 nach Kiel zurück und promovierte hier auf Grund seiner Arbeit über „Mineralsysteme" am 30. August desselben Jahres. Der Kieler Hochschule standen damals für die naturwissenschaftlichen Fächer nur kärgliche Mittel zur Verfügung. Es fehlte durchaus an dem notwendigen und zeitgemäßen Rüstzeug des Forschers, insbesondere an den nötigen Sammlungen. Meyn hielt darum hier ein Weiterkommen für unmöglich und wandte sich kurz entschlossen nach der dänischen Hochschule, wo zugleich die besten Kenner seiner Heimat saßen und reiche Gesteinssammlungen vorhanden waren. Er zog nach Kopenhagen und wurde von den Vertretern seines Lieblingsfaches, dem Altmeister Forchhammer und dem Geologen Steenstrup, freundlich aufgenommen. Damals lebte und lehrte Oerstedt noch in

Kopenhagen, der Entdecker des Elektromagnetismus. Auch zu ihm trat Meyn in Beziehungen. Sie führten zur Bearbeitung des Oerstedtschen „Lehrbuchs der Physik" für das deutsche Volk. Im Jahre 1845 rüstete die dänische Regierung für die Weltumsegelung der „Galathea". Es fehlte unter den teilnehmenden Wissenschaftlern noch der Vertreter der Mineralogie und Geologie. Auf Empfehlung Forchhammers ward L. Meyn zur Mitfahrt aufgefordert. Er lehnte aber ab, vermutlich um in der Heimat keine Gelegenheit zur Erlangung einer akademischen Lehrtätigkeit vorübergehen zu lassen. Dazu sah er hier eine solche Fülle von Arbeit vor sich, daß er seine ganzen Kräfte zusammen nehmen mußte, um die Aufgabe zu lösen, die er sich vorgesetzt hatte, „eine auf das Studium der Materialien, die das Land zusammensetzen, gegründete, gesunde Theorie über deren Herkunft und die mechanischen Kräfte, durch welche sie verpflanzt wurden, auszuarbeiten, denn die Lösung dieser Endaufgabe des provinziellen Strebens wird nicht bloß für die Bewohner dieser großen Formation, sondern für die ganze wissenschaftliche Welt von Bedeutung sein, insofern dadurch eine wesentliche Lücke in der verhältnismäßig neueren Geschichte des Erdballes ausgeführt wird."

L. Meyn hat diese Aufgabe später in seiner Schöpfung der ersten groß angelegten geologischen Uebersichtskarte von Schleswig-Holstein glänzend gelöst. — Im Jahre 1846 wieder in Kiel, trat er als Privatdozent für Mineralogie und Geologie in den Lehrkörper der Universität ein, gleichzeitig unterrichtete er an der Kieler Stadtschule, dem heutigen Gymnasium, die naturwissenschaftlichen Fächer. Aus dieser Zeit stammt sein erster Beitrag zur heimatlichen Bodenkunde, die Arbeit: „Holsteinische Geschiebe, Asphalt im Granit", die er als Beilage zum Schulbericht Michaelis 1864 bekannt gab. Er untersucht ein im Durchschnitt zwischen Dorfgaarden und Poggenbrügge gelegentlich des Baues der Kieler Bahn gefundenes, nordisches Geschiebe, ein Stück Ganggranit, der an seinem Ursprungsort jüngere sedimentäre Schichten durchbrochen und dabei Asphalt eingeschlossen hat. Ein Teil dieser heute noch interessanten und lesenswerten Abhandlung beschäftigt sich mit der pädagogischen Seite der damals neuartigen Erscheinung naturwissenschaftlicher Schulprogramme. Meyn spricht darin, wohl als erster, den neuerdings zur Anerkennung gelangten, gesunden Grundsatz aus, die sogenannten Schulprogramme in den Dienst der Heimatkunde zu stellen. „Die Programme sind ihrer Natur nach an den Ort gebunden. Viele von ihnen sind daher die einzigen literarischen Erscheinungen von wissenschaftlichem Charakter,

die aus einer Gegend hervorgehen, und zweckmäßige Gegenstände dieser Schriften wären daher die Chronik und die Topographie, sowie die genaue Untersuchung der Dialekte einer umliegenden Gegend von historisch-philologischer, und die strenge Abfassung der allerprovinziellsten Naturgeschichte von der naturhistorischen Seite. Denn wo könnte die Teilnahme für diese Gegenstände so lebhaft, wo das Verständnis derselben, das vielfach von Lokalkunde abhängig ist, so innig sein, als dort, wo das tägliche Leben in Berührung mit diesen Gegenständen steht. Dort finden sie aufmerksame und begierige Leser. Dort erhöhen sie das geistige Leben, weil der Charakter des Alltäglichen die Gegenstände verläßt, sobald die Wissenschaft deren bedeutsame Seiten gezeigt hat, dort endlich findet jedes vereinzelte Ergebnis seine richtige Stelle für die Aufbewahrung, sofern es als Material für künftige, umfassendere Betrachtungen dienen soll. Denn dann wird jeder Beitrag zur Kunde einer Provinz in seine natürlichsten Kanäle geleitet, wenn er wie die Quelle nur bis zum nächsten Bach fließt und nicht selbständig dem Meere zueilen will, da er dann unterwegs versiegen muß. Wenn erst jeder Distrikt in seinen provinziellen Schriften eine vollständige Kunde seiner selbst aufweisen kann, dann kann die Kunde eines selbständigen Landes frei von allen störenden und für das Ganze bedeutungslosen Einzelheiten daraus hervorgehen."

Es gewährt ein ästhetisches Vergnügen, der gewählten und schwungvollen, von philosophischem Geiste durchwehten, bilderreichen Sprache zu folgen, die dem Fünfundzwanzigjährigen bereits eigen ist. — Die Pflege der historischen Wissenschaften war in Schleswig-Holstein nicht versäumt worden, auch hatten Fauna und Flora hin und wieder ihre Bearbeiter gefunden, „Männer, die auf hoher Stufe der Wissenschaft stehend, dadurch nicht der Heimat entfremdet wurden, sondern sich ihrer Erforschung um so bereitwilliger widmeten. Denn darin eben bewährt sich der Geist echter Naturforschung." Wir finden hier einen der Gründe, die Ludwig Meyn seiner Zeit die Teilnahme an der Forschungsreise der „Galathea" ablehnen ließen: „Wie nämlich von den Phänomen der Natur zuerst nur die auffallendsten entweder durch ihre Majestät, wie das Gewitter, oder durch ihre Schönheit, wie der Regenbogen, oder durch ihre Seltenheit, wie die Sonnenfinsternis, zur Betrachtnng anregen, und doch erst dann das Verständnis derselben eintritt, wenn man das Gewöhnliche, das Alltägliche, die langsame Verdunstung des Wassers, die Aufeinanderfolge kalter und warmer Luftströmungen, die Richtungen des

Lichtstrahls beim Uebergange in dichtere und verschieden gestaltete Medien, den regelmäßigen Lauf der Himmelskörper untersucht, so hascht der Mensch auch auf der untersten Stufe naturgeschichtlicher Bildung zuerst nach dem Außergewöhnlichen und Wunderbaren, und die einzige Mißgeburt eines Tieres mit zwei Köpfen scheint ihm der Teilnahme würdiger als die Kunde von der gesamten übrigen, tausendfach gestalteten, in ihrer Oekonomie nach allen Seiten gesetzmäßig abhängigen und bedingten Tierwelt. Von fernen Landen weiß er tausend Wunder der Schöpfung zu berichten, von der Heimat nichts als ihre Mängel. So ist es eine zweite, nicht minder untergeordnete Stufe des naturgeschichtlichen Strebens, ferne Länder zu durchstreifen, neue, unbekannte Formen aufzusuchen, flüchtig zu beschreiben, zu taufen, und als ungesehene, ungekannte Wesen in das überfüllte Namenregister einzuschalten. Erst die sorgfältige Prüfung des Alltäglichen und Heimischen liefert dann immer die unerwarteten, überraschenden Aufschlüsse, die das ganze übrige Material der Wissenschaft beleuchten, umgestaltend in die Kenntnisse von den natürlichen Dingen eingreifen und die Bestimmung haben, dereinst ins Gesamtbewußtsein mit einzutreten. Dieser Vorzug des genaueren, eindringenden Studiums der heimischen Natur vor dem flüchtigen Anstaunen und Andeuten der fremdländischen bricht jetzt immer mehr hervor, und die Naturgeschichte wird unendlich viel fruchtbarer werden, wenn auch erst die naturgeschichtlichen Sammlungen unter die Herrschaft dieses gesunden Prinzips treten, wenn sie statt des von allen Seiten zusammengerafften Fremden und Seltenen, dessen Bedeutungslosigkeit nur dem entgeht, welcher die Lücken nicht sieht, eine untadelhafte Vollständigkeit des Heimischen nach größeren oder kleineren Kreisen anstreben. Vor allen übrigen Zweigen der Naturwissenschaft muß aber die Mineralogie, Geognosie und Paläontologie eines Landes durch lokale Sammlungen vertreten und durch Behandlung in Lokalschriften ans Licht gezogen werden. Denn der Bau der Erde hat bei all seiner Gesetzmäßigkeit doch noch innerhalb dieser eine so große Weite der Bewegung und eine solche Mannigfaltigkeit, daß auch des abgelegensten Erdenwinkels Kenntnis neue Aufschlüsse für das Ganze bringen kann. Zudem liegt es in der eigentümlichen Natur der Geognosie, daß eine große Anzahl einzelner Beobachtungen in einer zusammenhängenden Folge von Gegenden nötig ist, um ein einziges geognostisches Resultat zu geben, und daß namentlich der Entwurf geognostischer Spezialkarten die genaue Erforschung oft sehr verwickelter Formationsgrenzen erfordert, die nur

demjenigen möglich ist, der auf längere Zeit einer bestimmten Erdscholle angehört. Zudem müssen die mineralogisch-geognostischen Beobachtungen, wo sie einzeln und ohne Zusammenhang gemacht werden, wieder verloren gehen, wenn man dieselben nicht irgendwo eben als einzelne Erfahrung behandeln und etwaige Beweisstücke in einer öffentlichen Distriktsversammlung niederlegen kann."

Die Begeisterung, mit der Meyn für seine Sache eintrat, erweckte lebhaften Widerhall und schuf ihm bald zahlreiche Anhänger. Man erkannte den praktischen Nutzen, den eine systematische Erforschung des Bodens unserer Provinz für die Landwirtschaft und Industrie haben konnte, und der Vorstand der 11. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte beauftragte Meyn mit der Gründung einer übersichtlichen Sammlung sämtlicher in Schleswig-Holstein vorkommenden Gesteins- und Bodenarten. In der kurzen Zeit eines Sommers führte der Forscher diesen Auftrag aus. Seine Zusammenstellung bildet noch heute den Grundstock der Kieler, von Karsten und seinen Nachfolgern erweiterten Sammlung der Hochschule. Die Schwierigkeiten, die er bei der Herbeischaffung der Proben zu überwinden hatte, schildert er in der Begleitschrift „Geognostische Beobachtungen in den Herzogtümern Schleswig- und Holstein", erschienen in Altona 1848: „Bedenkt man, daß sich diese Sammlung auf ein Land bezieht, das bei einem Flächenraum von 320 Quadratmeilen eine sehr bedeutende Längenausdehnung hat, durch Föhrden und Sunde in eine Reihe von Halbinseln und Inseln zersplittert ist, ein Land, in dessen einer Hälfte, sobald man die Meeresküste verläßt, die Verkehrsmittel fast vollständig aufhören, und auf dessen einer Seite das Meer nicht mehr als Hülfsmittel, sondern als Hindernis des Verkehrs gelten muß, so übersieht man leicht, welche Schwierigkeiten sich dem Reisen und dem Transporte der gesammelten Naturalien entgegenstellten, da nicht bloß die Herbeischaffung, sondern auch die Bestimmung, Ordnung und Aufstellung in dem kurzen Zeitraum der, für den Geognosten noch durch das Wetter verkürzten, Zeit eines Sommers geschehen sollte." Es gelang ihm aber bis zum Winter 1500 Stücke seines heimischen Bodens zusammenzubringen. Sie wurden in starken Pappkästen untergebracht, mit steifen Etiketten versehen und auf 48 Schubladen verteilt, welche in zwei Schränken Platz fanden. Die Anordnung erfolgte nach dem geologischen Alter der Gesteinsproben, von den festanstehenden Flözgesteinen, wie er das Grundgebirge bezeichnete, über die Braunkohlenformation, Geschiebelehm zum Alluvium. Wer die Sammlung

durchstudiert, findet, daß besondere Aufmerksamkeit dem anstehenden festen Gestein gewidmet ist, das wegen seiner Seltenheit für die Landwirtschaft zwar von geringer Bedeutung, für die Technik dagegen von rechtem Nutzen ist. Hierher gehören die bekannten Gips- und Dolomitvorkommen von Segeberg und Stipsdorf, die Kreidelager von Lägerdorf-Schinkel, dazu kommt der von Meyn wieder entdeckte bitumenhaltige Kalkschiefer von Lieth bei Elmshorn, der den dort zu Tage tretenden „Roten Lehm" in geringer Ausdehnung überlagert. Handstücke verschiedener Gesteine aus der Nachbarschaft, so aus Lüneburg, Lübtheen in Mecklenburg u. a., dienten dem Vergleich und als Belege gemeinsamer genetischer Beziehungen. Die Begleitschrift spricht von der Ausbeutung der Gipslager, den verschiedenen Verwendungszwecken, und bringt die interessante Mitteilung, daß der marmorierte Gips ausgedehnte Verarbeitung zu geschliffenen und gedrechselten Kunstgegenständen gefunden habe: „Der reine Glockenton, den Gefäße aus dieser weichen Masse, die man mit dem Finger ritzen kann, von sich geben, scheint mir ein in akustischer Hinsicht beachtenswertes Phänomen zu sein." Die seltenen, im Segeberger Gips eingeschlossenen Borazitkristalle unterscheidet er von den gleichartigen Lüneburger Funden nach den Kristallformen. Dabei beobachtet er eigenartige Verwitterungserscheinungen an den Segeberger Borazitgranatoedern. An neuen, von ihm zuerst gefundenen Mineralien des Kalkberges legt er Goethit und Brauneisensteinpseudomorphosen nach Schwefelkies vor. Handstücken und Proben des schiefrigen Kalksteines und roten Zechsteintones von Lieth ist die erste ausführliche Beschreibung dieser rätselvollen Fundstelle angefügt. Die Scholle rot und grün gestreiften Zechsteintones von Schobüll bei Husum, die Meyn selbst entdeckte, lieferte ihm eine Reihe merkwürdiger Geschiebe. Es sind silurische Kalksteine, die mit Diluvialschrammen versehen sind und „durch irgend eine rätselhafte Gewalt in tausend scharfkantige Bruchstücke zerquetscht und hernach wieder zu Breccie verkittet sind." Er hat diese eigentümlichen Bildungen später in den „Berichten der Deutschen Geologischen Gesellschaft", Jahrgang 71, nochmals beschrieben und ihre Entstehung zu erklären versucht. Würfelförmige Hohlräume in den tieferen, festen Tonschichten deutet er als ehemalige Salzkristalle und bringt so das Gestein mit dem norddeutschen Salzgebirge in Zusammenhang. Eine Ausstellung der Bodenschätze von Travensalze zeigt, daß damals dort jährlich 8—9000 Tonnen (zu 250 Pfund) Kochsalz gewonnen wurden. Die Kreide von Lägerdorf-Schinkel wird von ihm in ihrer

Ausdehnung festgestellt und ihr genaues geologisches Alter bestimmt. Groß war die Ausbeute auf Sylt, wo die Braunkohlenformation zahlreiche Fundstücke des Tertiärs in den verschiedensten Spielarten lieferte. Bei der Bestimmung der Fossilien war er ganz auf sich selbst angewiesen. „Da die hiesige Universität weder eine paläontologische Sammlung noch die auf uns zunächst bezügliche Literatur über tertiäre Petrefakten besitzt, und kein Zoologe oder Paläontologe von Fach hier lebt, so mußten bei den Schwierigkeiten, mit denen die spezifische Bestimmung tertiärer Petrefakte verbunden ist, manche Versteinerungen unbestimmt bleiben, da ich die Sammlung lieber durch Lücken auf der Etikette als durch falsche Namen entstellen wollte." Neben 38 typischen Fossilien aus dem tertiären Meerschlamm der Heimat legte er Pflanzenreste, seltene Mineralien sowie Stücke des kleinen Braunkohlenflözes vom Morsumkliff, des „ersten bekannten Vorkommens von Braunkohle auf ursprünglicher Lagerstätte" in Schleswig-Holstein vor. Proben und Fossilien des anderwärts vorkommenden Tertiärs ergänzten diese Reihe. — Den größten Raum seiner Sammlung nimmt naturgemäß das Diluvium ein, die Meynsche „Geschiebeformation", die fast ausschließlich bis auf viele Meter Tiefe die Decke unseres Landes bildet. Seine Forschungsergebnisse, zum ersten Mal zusammenhängend in scharfen Linien niedergelegt, sind, wenn auch später ergänzt, berichtigt und ausgebaut, doch im Wesentlichen bisher die Grundlagen geblieben, auf denen die geologische Kenntnis von Schleswig-Holstein beruht. Wer hierzulande gründlich Geologie treiben will, muß sich zunächst mit Ludwig Meyns Arbeiten beschäftigen. Größere neuere Schriften über diesen Gegenstand fußen in ihren Richtlinien auf seiner Kartierung. — In Bezug auf die geologische Deutung seiner diluvialen Systematik zeigte er sich sehr vorsichtig und „enthaltsam."[1]) Die Lyellsche Drifttheorie, die damals für die Erklärung der eiszeitlichen Ablagerungen noch hinreichend befunden wurde, konnte ihn nicht mehr befriedigen. Er suchte fortgesetzt neues Licht zu finden. Das „rätselhafte Phänomen der Gletscherschliffe mit ihren geritzten und geschrammten Oberflächen" beschäftigte ihn lebhaft und führte ihn

---

[1]) Ein sicheres Merkmal für die Unterscheidung der Altersstufen diluvialer Bildungen scheinen die mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehrenden Verwitterungszonen und grundwasserführenden Sande zu sein, die zwischen den einzelnen Moränenbänken beobachtet worden sind, z. B. beim Bau des Kieler Kanals und bei Tiefbohrungen. Ob diese Beobachtung aber für das ganze Gebiet der Grundmoränen durchgehend Geltung hat, ist sehr zweifelhaft.

schließlich dazu, in dem ungeschichteten graublauen Mergel, in dem sie eingeschlossen waren, eine „wahrhafte Gletscher und Moränenbildung“ zu erkennen. Damit hatte er bereits angedeutet, was später die Welt in Erstaunen setzen sollte: Die Lehre von der einstigen Vergletscherung unseres Landes.

Ludwig Meyns Kieler Tätigkeit umfaßte außer Vorlesungen allgemeinen Inhalts aus seinem Fache solche über Bodenkunde für Land- und Forstwirte, über Humboldts Kosmos, die Geographie Dänemarks und über andere verwandte Stoffgebiete. Eine aus eigener Beobachtung gewonnene, anschauliche „Topographie von Holstein, Lauenburg, Hamburg und Lübeck“ mit 7 Karten entstand in dieser Zeit (erschienen in der akademischen Buchhdlg. Kiel, 1847). Berliner Anregungen folgend, trug er die Geographie Deutschlands nach Ritters vergleichender Methode vor und war der erste Kieler Dozent, der entschieden für Liebigs Agrikulturchemie eintrat. Sein klar durchdachter Vortrag, seine gewählte, oft schwungvolle Sprache und seine wohltönende Stimme schufen ihm eine stattliche Hörerschar. Leider fand die mit vielen Hoffnungen begonnene Lehrtätigkeit ein jähes Ende. Die Erhebung der Herzogtümer und die damit einsetzenden Kämpfe ertöteten das akademische Leben. Die Studenten schlossen sich den Freiheitskämpfern an oder wanderten ab. Die Hörsäle standen leer. Schweren Herzens entschloß sich Meyn dazu, seine akademische Laufbahn vorläufig aufzugeben. Er nahm eine von der provisorischen Regierung angebotene Stellung an und siedelte als Obersalineninspektor und Bergkontrolleur nach Segeberg über, wo er bis 1852 blieb. Seine nächste Pflicht bestand in der Ausarbeitung eines Berggesetzes für Schleswig-Holstein, wofür noch keinerlei Vorarbeiten vorhanden waren. Das Jahr 1849 sah ihn in Berlin als einen der Begründer der „Deutschen geologischen Gesellschaft“, deren eifriges und hervorragendes Mitglied er wurde. Im Herbst desselben Jahres fand er in Fräulein Agnes Albers, Tochter des 1841 verstorbenen Rechtsanwalts Dr. Albers in Hamburg eine gleichgesinnte, treue Lebensgefährtin. Sie war eine Waise und verstand es darum in besonderem Maße, dem rastlosen Manne eine Heimstätte des Glücks und des Friedens zu schaffen. Die Dankbarkeit, die er dafür empfand, insbesondere auch für ihre Teilnahme an seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, hat er in manchem herzlichen Ausspruch hinterlassen. Besonders ein Gedicht gibt Kunde von der seltenen Harmonie dieses Bundes; es möge hier als schönes Denkmal Meynscher Sinnesart der Vergessenheit entrissen werden:

Der Geolog.

Oft geh ich einsam durch das Feld,
Auf Forschen meinen Sinn gestellt;
Dann seh' ich nicht das Korn, das reift,
Den Hirsch nicht, der von dannen schweift,
Nicht den zum Dom gewölbten Wald,
Der vom Gesang der Vögel hallt.
Gesenkten Aug's seh ich allein
Vor meinen Füßen Erd' und Stein.
Mir ist alsdann der Wald verhaßt,
Weil er durch jeden morschen Ast,
Durch Moose, Flechten, Rinden, Laub
Den Fels verhüllt mit Moderstaub.
Mir ist alsdann das schönste Feld,
Weil es der Pflug berührt, vergällt;
Der Wiese blumenreichen Plan
Seh ich erst recht mit Unlust an,
Sie deckt durch weichen Schlamm und Torf
Das Erdreich wie mit einem Schorf. –
Nur da, wo Wind und Welle fegt
Und von der Küste Trümmer schlägt,
Und sie verwäscht in wildem Spiel:
Da find' ich meiner Wand'rung Ziel,
Und nach dem vielgeliebten Strand
Sind meine Schritte hingewandt.
Vom Bau der Erde, die uns trägt,
Ist dort ein Stücklein bloßgelegt,
Das sagt mir täglich neue Mär'
So oft ich komm' des Weg's daher.
Und neue Beute jedesmal
Bringt mir des Hammers harter Stahl,
Der Wunder, die ein Zweifler glaubt,
Aus Felsen oder Schiefer klaubt.
Wenn ich nun weidlich aufgeklopft
Und meine Tasche vollgepfropft
Und dann vom Suchen müde bin,
So leg ich mich zu ruhen hin,
Im weißen Sande ausgestreckt,
Wo mich kein kühler Schatten deckt,
Wo mit dem Winde mich zumal
Trifft ungeschwächter Sonnenstrahl.
Indeß die Welle die sich bricht,
Von tausend Wunderdingen spricht,
Faß' ich, halb träumend, mit der Hand
Die Steinlein aus gewasch'nem Sand
Und prüfe nach dem Farbenschein
Von welcher Art sie mögen sein.
Und wenn ich dann den Fels erkannt,

Den ich als Berg im Norden fand,
Wo er das Haupt in Wolken streckt
Und sich mit Eis und Schnee bedeckt,
Wo er den tief gespalt'nen Schlund
Der Föhrde bildet bis zum Grund:
Dann denk' ich an die Wunderzeit,
Da noch die Erde weit und breit
Und alles Land auch hier umher
Nichts war als ein still wogend Meer.
Auf diesem Meer' zog dazumal
Von stillen Schiffen große Zahl,
Die gaben alle hellen Schein
Als wär' das Segel weißes Lein',
Die führten einen tiefen Kiel
Und strandeten unendlich viel.
Von einem Riff kam jedes Schiff
Und jedes ging zu einem Riff;
Denn seine Segel silberweiß
Und auch sein Kiel war lauter Eis. —
Ein abgebroch'ner Gletscherfuß
Fällt in das Meer mit Donnergruß.
Und schwimmt hieher und pflügt sich ein,
Schmilzt vor dem warmen Sonnenschein
Und läßt dies kleine Felsenstück
Mit tausend anderen zurück.
Der Ursprung und der weite Lauf
Steht noch mit Runenschrift darauf;
Denn jede Furche ist ein Wort,
Das Kunde bringt vom finster'n Nord. —
Das Steinchen, das so schön erzählt,
Wird zu den ander'n noch gewählt,
Und wandert, wenn das Träumen aus,
Mit mir zurück in's stille Haus.
Da waltet mit getreuem Sinn
Ein vielgeliebtes Weib darin.
Für sie ist jeder Schatz bestimmt,
Den meine Hand vom Boden nimmt.
Sie hört so gern die Wundermähr',
Die ich vom Strande bringe her —
Geliebtes Weib, auch dieser Stein
Und seine Kunde werde Dein;
Er ist's, auf welchem uns zu Lieb'
Der Gletscher seinen Namen schrieb,

6. November 1863.

In Segeberg war eine freudig begrüßte Unterbrechung der aufreibenden Verwaltungsgeschäfte der schon erwähnte Besuch des Altmeisters der deutschen Geologie, Leopolds von Buch. Nachhaltig

Der Geolog.

Oft geh ich einsam durch das Feld,
Auf Forschen meinen Sinn gestellt;
Dann seh' ich nicht das Korn, das reift,
Den Hirsch nicht, der von dannen schweift,
Nicht den zum Dom gewölbten Wald,
Der vom Gesang der Vögel hallt.
Gesenkten Aug's seh ich allein
Vor meinen Füßen Erd' und Stein.
Mir ist alsdann der Wald verhaßt,
Weil er durch jeden morschen Ast,
Durch Moose, Flechten, Rinden, Laub
Den Fels verhüllt mit Moderstaub.
Mir ist alsdann das schönste Feld,
Weil es der Pflug berührt, vergällt;
Der Wiese blumenreichen Plan
Seh ich erst recht mit Unlust an,
Sie deckt durch weichen Schlamm und Torf
Das Erdreich wie mit einem Schorf. –
Nur da, wo Wind und Welle fegt
Und von der Küste Trümmer schlägt,
Und sie verwäscht in wildem Spiel:
Da find' ich meiner Wand'rung Ziel,
Und nach dem vielgeliebten Strand
Sind meine Schritte hingewandt.
Vom Bau der Erde, die uns trägt,
Ist dort ein Stücklein bloßgelegt,
Das sagt mir täglich neue Mär'
So oft ich komm' des Weg's daher.
Und neue Beute jedesmal
Bringt mir des Hammers harter Stahl,
Der Wunder, die ein Zweifler glaubt,
Aus Felsen oder Schiefer klaubt.
Wenn ich nun weidlich aufgeklopft
Und meine Tasche vollgepfropft
Und dann vom Suchen müde bin,
So leg ich mich zu ruhen hin,
Im weißen Sande ausgestreckt,
Wo mich kein kühler Schatten deckt,
Wo mit dem Winde mich zumal
Trifft ungeschwächter Sonnenstrahl.
Indeß die Welle die sich bricht,
Von tausend Wunderdingen spricht,
Faß' ich, halb träumend, mit der Hand
Die Steinlein aus gewasch'nem Sand
Und prüfe nach dem Farbenschein
Von welcher Art sie mögen sein.
Und wenn ich dann den Fels erkannt,

Den ich als Berg im Norden fand,
Wo er das Haupt in Wolken streckt
Und sich mit Eis und Schnee bedeckt,
Wo er den tief gespalt'nen Schlund
Der Föhrde bildet bis zum Grund:
Dann denk' ich an die Wunderzeit,
Da noch die Erde weit und breit
Und alles Land auch hier umher
Nichts war als ein still wogend Meer.
Auf diesem Meer' zog dazumal
Von stillen Schiffen große Zahl,
Die gaben alle hellen Schein
Als wär' das Segel weißes Lein',
Die führten einen tiefen Kiel
Und strandeten unendlich viel.
Von einem Riff kam jedes Schiff
Und jedes ging zu einem Riff;
Denn seine Segel silberweiß
Und auch sein Kiel war lauter Eis. —
Ein abgebroch'ner Gletscherfuß
Fällt in das Meer mit Donnergruß.
Und schwimmt hieher und pflügt sich ein,
Schmilzt vor dem warmen Sonnenschein
Und läßt dies kleine Felsenstück
Mit tausend anderen zurück.
Der Ursprung und der weite Lauf
Steht noch mit Runenschrift darauf;
Denn jede Furche ist ein Wort,
Das Kunde bringt vom finster'n Nord. —
Das Steinchen, das so schön erzählt,
Wird zu den ander'n noch gewählt,
Und wandert, wenn das Träumen aus,
Mit mir zurück in's stille Haus.
Da waltet mit getreuem Sinn
Ein vielgeliebtes Weib darin.
Für sie ist jeder Schatz bestimmt,
Den meine Hand vom Boden nimmt.
Sie hört so gern die Wundermähr',
Die ich vom Strande bringe her —
Geliebtes Weib, auch dieser Stein
Und seine Kunde werde Dein;
Er ist's, auf welchem uns zu Lieb'
Der Gletscher seinen Namen schrieb,

6. November 1863.

In Segeberg war eine freudig begrüßte Unterbrechung der aufreibenden Verwaltungsgeschäfte der schon erwähnte Besuch des Altmeisters der deutschen Geologie, Leopolds von Buch. Nachhaltig

war der Eindruck, den dieser geniale Forscher hinterließ, von dem wir voll Stolz sagen können, daß die Geschichte seiner literarischen Wirksamkeit zugleich die Geschichte der Geologie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts darstellt. Auch L. von Buch gedenkt später gerne dieses Tages, an dem er „unter der einsichtsvollen und belehrenden Leitung des trefflichen Salinendirektors Meyn in Segeberg die Höhen von Tarbeck besuchte."

Ebenso wie die Kieler fand auch die Segeberger Wirksamkeit ein gewaltsames Ende. Bald nach dem Abzug der Bundestruppen aus Schleswig-Holstein setzten die zurückgekehrten dänischen Behörden die beiden vertriebenen früheren Beamten wieder ein. Meyn mußte weichen. Er erwirkte schließlich die Erlaubnis, in Kiel wieder Vorlesungen halten zu dürfen. Doch der Verfall der Hochschule und seine aus politischen Gründen aussichtslos gewordene Stellung bewogen ihn, auf andere Weise sein Glück zu versuchen. Kurz entschlossen kaufte er das Fabrikgeschäft von Kedenburg und Bleeker in Uetersen, eine Holzsägemühle mit Kalkbrennerei und Papiermühle. Der Verzicht auf seinen Lieblingswunsch, ein Lehrer der akademischen Jugend an der Hochschule seiner Heimat zu sein, bedeutet einen Wendepunkt in Meyns Leben. Er zog sich aber nicht verbittert und resigniert in die unzugängliche Gelehrtenzelle zurück, sondern sprang mit beiden Füßen ins volle Leben. Sein Drang, mitzuteilen, erschloß nun erst in Freiheit alle Quellen. Den durch Liebig angebahnten Umwälzungen in der Landwirtschaft Rechnung tragend, baute er die Papiermühle in eine Fabrik für Kunstdünger um „und suchte als einer der Ersten in Norddeutschland einen Industriezweig emporzubringen, der sich in rascher Folge großartiger und segenbringender entwickeln sollte, als irgend eine Zeit es gesehen hat", (Backhaus, in Nr. 52 des „Norddeutschen Landwirt"). Sein Unternehmungsgeist ruhte nicht. Im Jahre 57 gründete er bei Heide eine Fabrik zur Herstellung von Brennöl aus den von ihm entdeckten ölhaltigen Kreideschichten. Ebenso versuchte er in Sondershöved in Jütland Paraffin aus Torf zu gewinnen und ließ auf Sylt auf eigene Kosten Schürfungen auf Braunkohle vornehmen. Neben dem Ausbau und der Förderung seiner Anlagen fand der Unermüdliche noch Zeit zu reicher Forschertätigkeit. Bis zum Jahre 58 veröffentlichte er in der „Zeitschrift der Deutschen geologischen Gesellschaft" zahlreiche, meist die engere Heimat betreffende Abhandlungen: Entstehung der Oberflächenformen Schleswig-Holsteins, Ueber Bodenbeschaffenheit auf Rügen, Titanitkristalle in norddeutschen

Geschieben, Die Erdfälle, Neues Vorkommen anstehenden Gesteins in Holstein, Neue Beobachtungspunkte mitteltertiärer Schichten in Lauenburg und Holstein, Neue Torfinsel im Cleveezer See in Holstein, Braunkohle in Lauenburg, Miozänschichten des nördlichen Hannover, Riffsteinbildungen im Kleinen an der deutschen Nordseeküste, Tertiärkomchylien bei Mölln in Lauenburg u. a. Dazu kamen in anderen Zeitschriften: Ueber die fossile Tierwelt des einfachen Mikroskops und deren geognostische Bedeutung (Allgemeine Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur, Braunschweig 1853), Das Kalk- und Tonlager zu Lieth bei Elmshorn, Ueber anstehendes Gestein älteren Ursprungs, Gliederung des norddeutschen Diluviums, Geognostische Landesaufnahme, (Mitteilungen des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse nördlich der Elbe, Kiel), Saurierspippe von Helgoland, (Neues Jahrbuch für Mineralogie), Helgoland, (Cottaische deutsche Vierteljahrsschrift), und anderes mehr. Der Landwirtschaft dienten die größeren Abhandlungen über: Die Plaggenwirtschaft, Kiel 58, Die nachhaltige Vertilgung des Duwok, Wismar 54, Torf-Konzentrationsmethoden, 56, und andere, in verschiedenen Zeitschriften zerstreute Arbeiten.

Allmählich faßten seine Gedanken und Vorschläge in der vorsichtigen, für Neuerungen schwer zugänglichen Landbevölkerung Wurzel. Immer häufiger wurden von Land- und Geschäftsleuten, staatlichen und städtischen Behörden und sonstigen Körperschaften seine fachmännischen Gutachten und Urteile verlangt. Ueberzeugungstreue und aller Kritik standhaltende Sachkenntnis, getragen von dem Zauber seiner Persönlichkeit, die bald im ganzen Lande bekannt wurde, gewannen ihm das allgemeine Vertrauen. Zahlreiche Ehrenämter wurden ihm angeboten von gelehrten und landwirtschaftlichen Vereinen, Mandate zu politischen Körperschaften, so zu den holsteinischen Ständen, später zum Reichs- und Landtag, von denen er aber nur die der engeren holsteinischen Heimat dienenden annahm. Beim Bau der Altona-Kieler Bahn war er Ausschußmitglied der Eisenbahngesellschaft. Als Beauftragter des landwirtschaftlichen Generalvereins, dessen Ehrenmitglied er war, reiste er 1856 nach Paris, um dort ausgestellte Maschinen für Torfverarbeitung zu prüfen.

Die fruchtbarste Zeit seines Lebens begann im Jahre 1858. Damals trat er unter dem Namen „Der Wirtschaftsfreund" als Mitarbeiter Pfingstens bei den „Itzehoer Nachrichten" ein. Damit begann eine Tätigkeit so recht nach seinem Sinn. In der 2. Nr. des Jahrgangs 58 kündigte er sein Vorhaben mit folgenden Worten

an: „Der ‚Wirtschaftsfreund' will es sich angelegen sein lassen, aus dem reichen Felde der neueren Entdeckungen und aus dem angesammelten Schatze alter Erfahrungen der tätigen und strebenden Menschheit vorzugsweise das mitzuteilen, was seinen Lesern in den Herzogtümern und im Königreich Dänemark Interesse gewähren und Freude bereiten kann. Er wird mit Vorliebe das Heimische beschreiben und wird Fremdländisches immer am liebsten mit den entsprechenden Erscheinungen im Vaterland vergleichen. Er will in gleichem Maße dabei den Marsch- und Geestbauer, den kleineren Landmann und den großen Gutsbesitzer, den Handwerker und den Fabrikanten, den Kaufmann und den Seefahrer berücksichtigen, und hofft auch sonst, keinem Stande ganz fremd zu bleiben, der in unserem Vaterlande irgend welche Bedeutung hat. Der Boden und das Klima unserer Heimat, die Natur- und Wirtschaftsprodukte derselben, Wind und Wetter, von denen diese abhängig sind, sollen ihn ebenso beschäftigen, als die menschlichen Tätigkeiten, durch welche die natürlichen Gaben gewonnen und veredelt werden. Ja, auch den Menschen, der auf dieser kleinen Scholle wandelt und der neben seinem höheren Range, den er in der sittlichen Welt einnimmt, auch eine naturgeschichtliche Bedeutung hat und mancherlei ethnographische Verschiedenheiten zeigt, will er aus diesem Gesichtspunkte zum Gegenstand seiner Darstellung machen." Von jetzt an waren die gekreuzten Hämmer, mit denen Meyn seine Beiträge zeichnete, beliebt und gesucht im Volksblatt. Was der „Wirtschaftsfreund" versprochen, hat er treulich gehalten. Eine Auslese seiner Veröffentlichungen aus dem ersten Jahre spricht dafür am besten. Da nimmt er Stellung zu zeitgemäßen Fragen und Neuerungen. „Die Ostseequarantaine" gibt den Uferstaaten praktische Ratschläge zur Einrichtung gemeinsamer Stationen. In „Kopenhagens Stadterweiterung" und dem „Kopenhagener Tunnel" schildert er die Entwicklung der dänischen Hauptstadt. Besonders der letztere Aufsatz über den damals gerade zum Durchbruch gekommenen ersten unterseeischen Tunnel zwischen Seeland und Amak bietet noch heute Interesse durch den Hinweis auf die eigenartige Erscheinung, daß die Arbeiter nach jeder Arbeitsschicht von 2 Stunden temporär erblindeten. Meyn führt das auf den Einfluß schwefelhaltiger, giftiger Gase zurück und erinnert an ähnliche, bei Hamburger Ausschachtungen vorgekommene Fälle. „Das neue Gewicht", das deutsche Zollvereinspfund wird besprochen und die Einführung der metrischen Gewichte begründet und begrüßt. Der „Lupinenkultur" sind mehrere Aufsätze gewidmet, ebenso dem

„Leuchtgas". Andere Beiträge behandeln „Das Areal der dänischen Monarchie", „Coaks und Cinders", „Baumzucht", „Reinigung des Trinkwassers der Flüsse durch Filter", „Hausschwamm I—IV", „Düngerverfälschung", „Bodenvermessung in Schleswig-Holstein", „Seidenbau I—III", „Bierklärungsverfahren", „Die Wünschelrute", „Schädlinge der Rappsaat", „Schutz den Singvögeln", „Das Schwefeln des Hopfens", „Grüne Tapeten, heimliche Mörder", „Die Mähmaschine", „Vertreibung der Feldmäuse, Ratten usw.", „Der Schwefel, Gewinnung desselben aus Gips", „Die Bienenzucht", „Wiesenschädlinge", „Die Dithmarscher Bauernschule" (Einrichtung der ersten landwirtschaftlichen Winterschule in Süderdithmarschen), „Die Kunstdünger, Knochenmehl und Phosphate", „Englisches Sohlenleder, Vergleich deutscher und englischer Gerbverfahren", „Häufigkeit der Blitzschläge in Schleswig-Holstein und ihre Ursachen", „Ueber den Drahtwurm", „Ueber das richtige Wachstum der Kartoffeln", „Katasterkarten", „Guano I—II", „Schutz dem Storch", „Anleitung zur richtigen Anlage von Plaggenmieten" (zwecks Erzeugung von Düngemitteln unter Verwendung von Gips), „Der Arsenik", „Praktische Vorschläge zur Anlage von Blitzableitern", „Ueber das Rajolen des Bodens", „Bohnenschädlinge", „Oelbeleuchtung", „Das Seewasser und die Behandlung überfluteter Aecker für die nächste Saat", „Die beste und richtigste Verwendung des Wassers im Stalle", „Artesische Brunnen in Holstein", „Zeigen die Birken Erzlagerstätten an?" Als Beispiel für die packende Schreibweise des „Wirtschaftsfreundes" sei ein Abschnitt aus „Hausherr und Gesinde" hier wiedergegeben: „Vergleicht man das Benehmen eines Dienstknechts in Holstein und in den östlichen Provinzen Deutschlands miteinander, so kann der Holsteiner plump und stumpf erscheinen, aber bei genauerer Prüfung hat der Mann von ursprünglich slavischem Stamme nur die Treue eines Hundes, der holsteinische die eines Bruders. Dieses Gefühl der Brüderlichkeit, das in dem traulichen „Wir" hervortritt, ist eigentümlich tief dem Herzen des Holsteiners eingegraben und bewirkt es, daß der Unterschied der Stände im Verkehr miteinander fast in keinem Lande der Erde, wenigstens in keiner Provinz Deutschlands, so zurücktritt, als hier, obgleich keinerlei demokratische Verwischung desselben stattgefunden hat. Dieser Charakter ist aber so spezifisch holsteinisch, daß er schon an den nächsten Grenzen sich ändert. Schon in Lauenburg ist er nicht mehr vorhanden, und in Dithmarschen ist er nicht autochthon, in Holsteins östlichem Winkel ist er durch slavisches Blut abgeschwächt, und in Schleswig reicht

er nur bis an die dänische Sprachgrenze. Sie, der Fragesteller, wohnen gerade im Zentrum des Landes, wo der Holsteiner seinen eigentümlichsten Typus trägt, wo mit der edelsten Gesichtsbildung und Körpergestalt auch die beste sittliche Anlage seine glückliche Mitgift ist. Das Gefühl der Brüderlichkeit, welches der sonst stille und verschlossene Mann im dienenden Verhältnisse seinem Vorgesetzten hier entgegenträgt, fordert er auch von ihm zurück, und nur dem Erwidernden ist er ein völlig willfähriger und brauchbarer Diener. Das hat zu seinem Schaden schon mancher erfahren, der ins Land gekommen ist, ohne hinreichende Tiefe des Gemüts zu haben, um den Volkscharakter zu verstehen. — So wenig der Holsteiner jeden Abstand vergißt, welcher durch das Amt, das einer bekleidet, oder durch dessen Bildungsgrad gesetzt ist, so komisch erscheint ihm von vorne herein derjenige, welcher sich damit spreizt. Daher ist ihm sowohl der Preuße, der ein gewisses straffes Gefühl der Zugehörigkeit zu einem bis in die kleinsten Teile bürokratisch oder soldatisch gegliederten Ganzen mit sich herumträgt, als auch der Skandinave, der den Standesunterschieden ein ungewöhnlich hohes Gewicht beilegt, ja selbst der Engländer, der dem Holsteiner sonst am verwandtesten ist, der aber die jedesmal gegebenen persönlichen Verhältnisse und Beziehungen rücksichtslos tyrannisch ausbeutet, unverständlich. Alle drei Nationen können, wenn sie nicht tiefer sehen, den holsteinischen Mann für bockig, verstockt und halsstarrig oder gar für einfältig halten, während er doch weder das eine, noch das andere ist, und das ganze gegenseitige Verkennen nur auf den Unterschieden der natürlichen Mitgift und der nationalen Erziehung beruht. — Dem Befehl eines rechtlich Vorgesetzten wird der Holsteiner in allen Fällen Folge leisten, aber ein Befehl hat für ihn keinen Sinn. Die in ihm vorwaltende Verständigkeit fordert, daß er wisse, aus welchem Grunde etwas geschieht; deutet man ihm das auch nur mit einer Silbe an, so ist die Ausführung eine ganz andere. Die Theorie der Befehlenden und Herrschenden, daß nach dem Warum nicht gefragt werden müsse, verliert hier ihren Sinn und ihre Spitze; wer etwas Großes ausführen will oder Leute sucht, die ihm treu zur Seite stehen sollen, der muß sich in Holstein entschließen, einen Brocken seiner Weisheit von sich zu geben, oder er verfehlt seine Zwecke.

Wird die Brüderlichkeit in privaten Dienstverhältnissen gekränkt, so mag man noch pflichtgetreue Diener finden, hingebende findet man dann nicht mehr. Es kommt gar nicht darauf an, daß man mit dem Gesinde in einer Stube lebe und mit ihm an einem

Tische esse; bei verschiedenem Bildungsgrade ist das durch die verschiedenen Lebensgewohnheiten für beide Teile lästig und sollte nur bei gleichem Bildungsgrade, namentlich im Bauernstande, unwandelbare Regel sein. Es kommt vielmehr nur darauf an, daß das Gesinde nicht schlechter wohne und esse, als der Herr es verlangen und wünschen möchte, wenn er selbst auf seinem Hofe diente, — nur darauf, daß der Herr und die Frau selbst nachsehen, ob dem Gesinde auch in allem sein Recht geschieht; es kommt an auf die kleine Sorgfalt, mit der man den Dienenden nach besonderer Anstrengung auch irgend etwas Besonderes zu gute tut."

In dasselbe Jahr 1858 fallen noch die Vorarbeiten für die geologische Karte von Schleswig-Holstein. In verschiedenen Aufsätzen legt Meyn seine Prinzipien dar und gibt Anweisungen an seine Helfer in Bezug auf Sammlung und Beobachtung. Immer wieder rückt er den praktischen Nutzen seiner Arbeiten für die Gesamtheit in den Vordergrund. Es ist „nicht bloß die Wißbegierde des Gelehrten, die auf Anfertigung einer geognostischen Karte dringt, sondern es liegt im Interesse aller Bewohner der kimbrischen Halbinsel, namentlich der Grundbesitzer, wenn die Gesetze festgestellt werden, nach denen man hier das Brauchbare in den Tiefen der Erde suchen soll, und wenn alles, was man von der Verbreitung bestimmt geschiedener Lagen weiß, auf einer Karte niedergelegt wird, die jeden Denker und Beobachter zu selbständigen und begründeten Vermutungen im Einzelnen zu führen geeignet ist." In einer Zuschrift an den Kaltenkirchener „Landwirtschaftlichen Verein", der eine Kommission zur Unterstützung der Meynschen Arbeit aufgestellt hatte, gibt dieser eine noch heute wertvolle Anleitung zu geologischen Beobachtungen. Die Aufnahme kam in Fluß mit der Ausgabe des Neudrucks der umgearbeiteten Geerz-Schumacherschen Karte von Schleswig-Holstein im Maßstabe 1:92000 an die Mitarbeiter. Es waren Meyn vom „Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse nördlich der Elbe" für diesen Zweck 50 Taler übergeben worden. Dafür konnte er 10—12 der tätigsten Geologengehilfen Netze von Holstein liefern. Er war sich der Schwierigkeiten, Nichtfachleute zu geologischen Feststellungen heranzuziehen, wohl bewußt. Er hatte darum seine Instruktionen drucken lassen und sich darin nicht der später unentbehrlichen wissenschaftlichen Namengebung bedient, sondern die Beobachtungen nach einem Schema erbeten, das jeder aufmerksame Landmann auszufüllen imstande war. Seine Aufgabe war es dann, nachzuprüfen, zu berichtigen und einzutragen, also im eigentlichen

Sinne zu „kartieren". Nach einem Jahre lag die Sektion Ratzeburg-Lauenburg fertig vor. Dazu kamen noch zahlreiche Einzelnachrichten über geologische Grenzlinien, Beiträge zur Geschiebekunde u. a. m. Nur das, was er selber gesehen hatte, trug Meyn in seine Karte ein. Zwanzig Jahre lang, bis zu seinem Tode, hat er an diesem Werk gearbeitet. Die Herausgabe durch die Geologische Landesanstalt in Berlin hat er selber nicht mehr erlebt. Die Karte erschien im Jahre 1882 im Maßstab 1 : 300000, zusammen mit einer Erläuterung: „Die Bodenverhältnisse der Provinz Schleswig-Holstein", die er bereits 1876 dem Landwirtschaftlichen Zentralblatt Jahrg. 24 beigelegt hatte.

Auch die Mitarbeit an den „Itzehoer Nachrichten" fand erst mit dem Tode des „Wirtschaftsfreundes" ihr allzufrühes Ende. Staunenerregend ist die Zahl seiner Beiträge. Der Herausgeber Pfingsten berechnet den von Meyn in den 20 Jahren gelieferten Text auf 1358 Spalten. Sie allein würden 14—15 Bände füllen. Oft wurden Anfragen in humorvollen Versen und im heimatlichen Platt an ihn gerichtet. So schrieb einmal ein Dorfpoet:

An unse „Wirtschaftsfründ!"

Herr Doktor Allwissend! de Nam is nich schlecht —
Se weten jo Allens, un segg'n dat ook recht!
Doch wi Se ook predig'n, de Ohren sind dov.
„Wi wet'n dat doch beter!" dat is so de Glov.
Dat mutt nich verdreten, — de Leck op den Steen,
De makt doch bi Lütten en Lock dor to seen! —
Bi Lütten, bi Lütten, dat geiht anners nich,
Mal mit ook ins huppen, — dat lehrt de Geschich!
Us wi dat letzt leesen, Se kunnen nich mehr, —
Wiel't Hart wier to trurig, von Kummer so swer;
Us wi dat letzt leesen; do föhlen wi mit,
Un dachen an Se ook op Schritt un op Tritt.
Doch gau hebb'n Se baben allwedder den Kopp,
Dat wirtschaftlich Ohr hebb'n Se gau wedder op!
Da rop'n wi: Willkommen! deep ut Hartensgrund,
Willkommen! Willkommen! So seggt unse Mund. —
Se schrieb'n övert Water, to börnen dat Veeh,
Wi wullen blot wünscheu, dat man darnah deh!
Doch müg ick se bitten, to schrieb'n noch mehr,
Wodennig to fodern de Köh un de Peer!
Wat dat sünd vor Stoffen, de Fleesch god sett an;
Wat dat sünd vor Stoffen, de Melk gev't in Spann.
Da wer en ol'n Kurschmied, he het Johann Mai,
En Egengemakten, he wüßt allerlei.
He legg sick den Finger wol klok op de Näs

Un säh: „Melk un Botter bring'n Geld int Gewes!
Un wult du di't schaffen de Hüll un de Fäll,
So giv du op Hackels din Köh 'n Handvoll Dill.
Anethum-graveolus, so nennt wi dat Krut,
Dat drivt ut de Adern de Melk mit herut." —
Ja Doktor Allwissend! Wat segg'n Se darto!
Is't ratsam, to geven den Dill an de Koh?
Da fragt, is en Kröger in Olheikendörp,
He heet Diedrich Kähler, wohnt vörne int Dörp.

Eine Uebersicht der wichtigsten Arbeiten Meyns ist von seinem Freunde, dem Geologen Berendt in Berlin seinerzeit zusammengestellt worden (S. Abhdlgen. zur geolog. Spezialkarte von Preußen, Bd. 3, Heft 3). Hier seien nur noch die bedeutendsten, in Buchform erschienenen, erwähnt. — Das Jahr 1857 brachte „Das Salz im Haushalte der Natur und des Menschen" als dritten Band der Roßmäßlerschen „Bücher der Natur". Diese erste umfassende Monographie des wichtigen Stoffes ist ein Meisterwerk, an Aufbau und Schilderung so wohlgelungen und fesselnd, daß Roßmäßlers Begleitworte, der mächtige Stoff werde den Lesern in einer ungeahnten Bedeutung erscheinen, nicht zuviel sagen. Das letzte Kapitel der 241 Seiten umfassenden Schrift handelt von der Herkunft des Steinsalzes. Meyn findet, daß die Verhältnisse bei den natürlichen Lagerstätten fast ohne Ausnahme der landläufigen Ansicht vom ungestörten Absatz aus verdunstendem Meerwasser widersprechen. Besonders die oft bis in die „ewige Teufe" hinabreichende, senkrechte Ausdehnung der Salzstöcke läßt sich mit der ruhigen Ausscheidung aus abgesperrten Meeresbecken nicht vereinigen. Meyn kommt darum zu dem Schluße, daß das Salz entschieden aus der Tiefe stammen und zu seiner jetzigen Lagerstätte emporgestiegen sein müsse. Er spricht damit einen Gedanken aus, der von der fortschreitenden Wissenschaft später aufgenommen und befestigt wurde. Das Aufsteigen des Salzgebirges, hervorgerufen durch die bereits bei geringem Druck eintretende Plastizität des Salzes, das an Klüften und Verwitterungsspalten emporglitt, ist heute unbestritten. „Das Salzgebirge des niederdeutschen Beckens ist in der Mehrzahl der Fälle von Verwerfungen randlich umgrenzt und erscheint als hochaufgepreßter und dabei von seiner Umgebung seitlich losgerissener, den angrenzenden Schichten bei der Hochbewegung gewissermaßen vorangeeilter Kern eines Sattels". (Stille, Zeitschr. für prakt. Geologie XIX. Jahrg. 16). Bei dem damaligen Stande der physikalischen Chemie war Meyn allerdings noch nicht imstande, seine Ansicht einleuchtend zu begründen.

Er griff zur Theorie der Plutonisten, wohl wissend, damit Unzulängliches zu bieten. Aber er wußte: „Die Theorie gleicht einem verschleierten Bilde. Man erkennt die Schönheit der Formen, aber man kann sie nicht enthüllen, denn Bildnis und Schleier sind aus demselben Marmor gearbeitet, und wer den Schleier herunterreißt, findet nur die Fratze, die er selber erzeugt."

Eine großangelegte Untersuchung galt der Insel Sylt und ihrer Umgebung. Das Ergebnis wurde mit einer genauen geologischen Karte 1 : 100000 im Jahre 1876 veröffentlicht. (Abhandlungen zur geologischen Spezialkarte von Preußen, Bd. I, H. 4). „Es gibt nämlich ganz gewiß in Deutschland, wahrscheinlich aber in ganz Europa, kein Gebiet, in welchem so wie hier, in den Umgebungen von Sylt, gleichzeitig die zerstörende und die umbildende, schaffende Kraft des Meeres als geologisches Agens beobachtet werden kann". Dazu lockt den Geologen „die an den Steilküsten der Insel bloßgelegte, nordwestdeutsche Tertiärformation, deren Schichten hier besser und deutlicher entfaltet sind, als an irgend einer anderen Stelle des großen Flachlandes, welches sie unterteufen. Die Klarheit und Reinheit der Profile dieser Formation kann in der Tat auch nicht vollkommener gewünscht werden."

Groß ist die Reihe der Abhandlungen und Aufsätze, die Meyn weiterhin in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften und Jahrbüchern hinausgehen ließ. So brachte das Organ der Deutschen geologischen Gesellschaft seine Untersuchungen über: „Ein Ganggebilde im Gebiet der norddeutschen Ebene" (Liether Kaltspat). „Ueber Abraumsalze bei Stipsdorf", „Geognostische Beschreibung der Umgegend von Stade", „Geologisch-topographische Beschreibung der Hamburger Hallig", „Ueber pyramidale Geschiebe", „Silurische Schwämme und deren Verbreitung", „Der Bernstein der norddeutschen Ebene auf 2ter, 3ter, 4ter, 5ter und 6ter Lagerstätte" u. a. m. In den Mitteilungen des „Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse nördlich der Elbe" erschienen 15 Arbeiten von seiner Hand, meist paläontologischen Inhalts. Das „Archiv für Anthropologie" brachte seine geognostische Bestimmung der „Lagerstätten von Feuersteinsplittern bei Bramstedt in Holstein". Auf Helgoland angestellte Untersuchungen faßte er in einem Buche „Die Geologie der Insel Helgoland" zusammen, desgleichen seine Arbeiten über „Die holsteinische Oelgrube bei Heide in Dithmarschen mit einer graphischen Tiefenschichtendarstellung", Itzehoe 1876. Um den Interessen der Landwirtschaft bis ins Kleinste dienen zu können, be-

gründete er im Jahre 1861 sein „Schleswig-Holsteinisches landwirtschaftliches Taschenbuch", verlegt bei G. J. Pfingsten in Itzehoe. In den 19 Jahrgängen, die es aufzuweisen hat, hat der Unermüdliche eine Fülle praktischer Anweisungen und Belehrungen niedergelegt. Sie sind noch heute wertvolle Ratgeber auf den Gebieten landwirtschaftlicher Buchführung, Kalkulation, Düngerlehre, Fütterungslehre und Geflügelzucht. Seine Sorgfalt erstreckte sich bis auf die Empfehlung vorteilhafter Unterkleidung für den Landmann.

Im Herbst 1872 schrieb er seine gesammelten Erfahrungen über „Die natürlichen Phosphate und deren Bedeutung für die Zwecke der Landwirtschaft", verlegt bei G. Kürsten, Leipzig, als Fortsetzung seiner Schriften über den Peru-Guano und die Kunstdüngung. Seine Absicht dabei war, „den gegenwärtigen Stand unseres Wissens, wie dort über die Bedeutung des Stickstoffes, hier über die Bedeutung der Phosphorsäure möglichst fehlerfrei und für den Landmann jedes Ranges verständlich vorzutragen." Der Vorwurf, der ihm oft versteckt und in offener Form gemacht wurde, er trage durch seine populären Darstellungen zur Verflachung der Wissenschaft bei, läßt ihn kalt. Freilich bemerkt er, „er habe sich mehr die Belehrung eines möglichst großen, freilich meist nur provinziellen, landwirtschaftlichen Leserkreises zur Aufgabe gemacht, seit ihn um die Mitte des Jahrhunderts politische Gegner vom akademischen Lehrstuhl verdrängten." Das Buch bietet eine Fülle wertvollen Stoffes zur Geschichte der Kunstdüngung in Deutschland. Die Schwierigkeiten, denen die Verwendung des im Lande erzeugten Knochenmehles bei den einheimischen Landwirten begegnete, sind typisch für die damalige wirtschaftliche Rückständigkeit in Deutschland. „Man sah, daß in England die Farmer um so reicher wurden, je mehr Knochenmehl sie kauften. Man sah, daß die elendesten Bodenarten emporkamen und Früchte trugen, man sah, daß die gedüngten Felder nach und nach einen höheren Pachtschilling brachten, aber erst an der Hand des Guano sollte die Mehrzahl der Deutschen düngen, erst durch dieses überseeische Produkt die einheimischen Knochen würdigen lernen. Jahrzehnte lang verdoppelte man schon in England und Frankreich die Weizen- und Rübenernten durch Knochen, allein die deutschen Eigentümer der Knochen blieben blind, glaubten nichts und lernten nichts. Man wußte, daß England den Guano billiger kaufte als Deutschland, daß ihm dagegen die Knochen um Fracht, Spesen und Handelsgewinn teurer wurden, und doch kaufte man, als man endlich anfing, für Geld zu düngen, lieber

Guano. Bei einer eigenen Knochenproduktion im Werte von einer halben Million Pfund Sterling, importierte Großbritannien noch für eine Viertelmillion. Selbst entlegene Teile Deutschlands, Sachsen, Schlesien, wurden den Engländern tributär." — Allmählich kam der Umschwung. Als Liebigs Vorschlag, unlösliche Phosphate durch Schwefelsäure aufzuschließen und so rascher wirksam zu machen, in die Praxis umgesetzt wurde und die Herstellung des Superphosphats begann, hörte der Export auf. L. Meyn hat selber, zusammen mit dem Hamburger Chemiker Dr. Pieper, in seiner Fabrik Versuche angestellt, um die Rohprodukte durch chemische Behandlung hochwertiger zu machen. Er findet bei deren Schilderung treffende Worte für die Bedeutung der Chemie in der Landwirtschaft: „Für keinen Stand von Praktikern ist, wenn man Spezialfabrikanten ausnimmt, das chemische Wissen so unentbehrlich, als für den Landmann. Die Umwandlung der Stoffe und ihre Umsetzung in andere Verbindungen, welche der Chemiker selbst nur in seinem Kolben und Tiegel zu beobachten und zu leiten hat, muß der Landmann beachten und leiten in dem viel zarteren und durch organische Kräfte modifizierten Instrumente des tierischen und pflanzlichen Körpers, oder wenigstens in dem unter den verschiedensten Einflüssen stehenden, höchst verschieden zusammengesetzten Boden. Er hat die Aufgabe, ein ihm anvertrautes Kapital von Stoffen in unermüdetem Kreislauf durch die einst sogenannten drei Reiche der Natur zu treiben, sie aus dem Mineralreich ins Pflanzenreich, aus diesem ins Tierreich zu übertragen und aus letztgenanntem wieder dem Mineralreich zu übergeben und dabei dieses Kapital nicht zu mindern, sondern zu erhalten, womöglich zu vermehren, während doch für ihn selber ein Gewinn daraus resultieren und nach auswärts abgegeben werden soll."

Das letzte größere Werk unseres L. Meyn erschien im Jahre 1878 in Schleswig bei J. Bergas. Es sind die Briefe an eine Freundin über die natürliche Geschichte der Schöpfung unter dem Titel: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde". Das Buch ist seiner Jugendfreundin, Frau Cornelia Rathgen, geb. Niebuhr, Enkelin von Carsten Niebuhr, in Weimar zugeeignet, wendet sich aber an den weiteren Kreis aller denkenden deutschen Frauen. Meyn bekennt sich darin im Sinne Goethes zu einem wissenschaftlichen Skeptizismus. Er unterscheidet wohl zwischen dem Zugänglichen und dem Unzugänglichen in der Natur. „Meine eigene Meinung, die mir aus dem Studium der Natur als ein Teil meiner Persönlichkeit hervorgegangen, ist die, daß über die erste Entstehung des Lebens

auf Erden wir niemals ein wirkliches Verständnis gewinnen werden. Unser Geist, welcher Zeit und Raum, die er beständig erlebt, nicht einmal begreift, wenn er sie nur bis an ihre Enden ausdenken will, kann das individuelle Leben, das er an uns selbst und unseren Kindern sozusagen handgreiflich faßt, in seinen Anfängen nicht begreifen, und was ihm schon im Einzelfalle unbegreiflich, wie sollte ihm das fürs Ganze verständlich sein?" Er urteilt wie später Emil du Bois-Reymond vor der Berliner Akademie am Leibniztage 1880: „Der Standpunkt der heutigen Naturforscher den letzten Gründen der Dinge gegenüber kann nur Entsagung sein." Doch mit der lediglich den Sinnen zugänglichen Welt, der Schöpfung, vermag er sich nicht abzufinden. Sein Gemüt verlangt nach dem Schöpfer. Er sucht nicht den „Gott, der nur von außen stieße", sondern sein Glaube ist auf keine Formel gebracht, bildlos aber herzensecht, demütige Hingabe an den im Innersten empfundenen Lenker der Geschicke. Immer wieder kehren Aussprüche, in denen er seinen religiösen Standpunkt freimütig bekennt, „jenen Schöpfer, der ewig schafft, heute wie gestern, und welcher Petroleum und Steinkohlen in die Studierstuben auch solcher Schriftgelehrten einläßt, die nicht an seine sichtbare Schöpfung, nicht an die untergegangenen Tier- und Pflanzengeschlechter, deren leibliche Ueberbleibsel jene Stoffe sind, glauben wollen, weil sie nicht alle im ersten Kapitel des Buches Mosis verzeichnet stehen." — In einer Zuschrift des holsteinischen Dichters F. A. Feddersen an die „Itzehoer Nachrichten" aus dem Jahre 1878, dem Todesjahre Meyns, heißt es: „Herr Dr. Meyn hatte mich um poetische Beiträge für seinen „Schleswig-holsteinischen Hauskalender" ersucht. Ich sandte ihm einige Kleinigkeiten, und der hochgebildete Mann bezeugte eine wahrhaft kindliche Freude an diesen kleinen Poesien. Besonders eines der Gedichte religiösen Inhalts bezeichnete er als ihm „aus der Seele geschrieben". Er freute sich darauf, dasselbe in seinem Kalender gedruckt zu sehen. Die Ueberschrift hat Meyn selbst ihm bestimmt. Es heißt: Unser Gottesglaube, das gemeinsame religiöse Glaubensbekenntnis eines Naturforschers und eines Predigers.

Ich will von dem nicht wanken,
Was man als Kind mir gab.
Den besten der Gedanken
Halt fest ich bis ans Grab!
Nun kommt herbei mit Eurem Spott,
Ich fürcht' ihn nicht und glaub' an Gott, —
Ihm will ich alles danken!

Mögt diese Welt Ihr schelten
Um das, was ihr gebricht,
Sie ist von allen Welten
Fürwahr die schlecht'ste nicht!
Nur scheint sie mir zu groß und schön,
Als daß Ihr solltet sie verstehn,
Mögt Ihr sie immer schelten!

So gings ja allen Meistern,
Die Großes je vollbracht,
Daß sie von kleinen Geistern,
Drob wurden angeklagt!
Die kleinen Geister holt der Tod,
Doch ewig lebt der große Gott,
So gings ja allen Meistern. —

Drum will ich nimmer wanken
Von dem, was man mir gab:
Den besten der Gedanken
Halt fest ich bis ans Grab!
Nun kommt herbei mit Eurem Spott,
Ich fürcht' ihn nicht und glaub' an Gott,
Ihm will ich alles danken.

Die besten seiner Gedanken, suchte er auch in die Herzen seiner Leser einzupflanzen. Der richtigen Pflege, Vertiefung und Veredelung des Gemütslebens galt seine besondere Sorge. Gerade die Bewohner des platten Landes, deren Tage vollständig von schwerer Körperarbeit ausgefüllt wurden, gebrauchten ein geistiges Gegengewicht, das sie aufmunterte und ihren Blick vom Boden zur Höhe emporhob. Nur dann war die Arbeit recht in Meynschem Sinne, wenn sie den Menschen nicht unter ihrer Last erdrückte, sondern ihm Kraft und Zeit ließ, „sich den Ideen zuzuwenden, die dem Leben höheren Sinn und Gehalt geben". — Licht übers Land, das ists, was ich gewollt! So hätte er über den „Schleswig-holsteinischen Hauskalender" schreiben können, den er 1873 zur Stütze dieses Gedankens ins Leben rief. Das so beliebt gewordene kleine Hausbuch, das heute noch erscheint, suchte und fand Eingang in die entlegensten Hütten, Wärme, Frohsinn und Lebensmut verteilend. „Wenn die Zugvögel des Feldes und der Heide Abschied nehmen, stellen sich die Zugvögel der Häuser ein, die Kalender. Auch sie bringen Lieder mit. Ihr Gesang sind die Dichtungen, denen sie Raum geben. Gerade in die Hütten und Häuser der Arbeit, in welche der Kalender kommt, gilt es, dem lieblichen Gesange, welcher das Leben verschönt, den Weg zu bahnen!" Die Geschichte der Heimat bot ihm will-

kommenen Stoff genug. „Das 1873te Jahr", heißt es in dem Vorwort der ersten Ausgabe, „ist das 25jährige Jubeljahr der deutschen Erhebung Schleswig-Holsteins, und so halte ich es für Pflicht, auch den Kalender, welcher dies Jahr über auf der Fensterbank oder dem Türsims liegen soll, zu einem Jubelkalender zu machen. Anfang und Schluß verknüpfen den Inhalt auf das Innigste mit dem großen Pulsschlage des deutschen Volkes. Der Hauptinhalt aber gehört den großen Tagen von 1848 und was denselben voranging." Die Hauskalender sind ein schönes Zeugnis für das lebendige, vaterländische Empfinden L. Meyns sowie für seine große und warme Liebe zur holsteinischen Heimat. Immer wieder zeigt er sich als eifriger Vorkämpfer für die deutsche Einheit. — Angeregt vom Erfolge, den das Werkchen im Lande fand, schreibt er: „Der Kalendermann hat die ihm übertragene Arbeit von Anfang an als ein verantwortliches Werk betrachtet, und schon hat er Kunde, daß seine lieben Landsleute in den Hütten und Palästen ihm Dank wissen. Das soll ihn aufeuern, fester und fester das gute Ziel im Auge zu haben, auch zur Ergötzung seiner Landsleute nur das Beste zu geben, was ihm für diesen Zweck aus dem Kreise heimatlicher Schriftsteller geboten wird." Er will seine Landsleute heranführen, „sich genießend an den reichen Quell deutscher Dichtung zu lagern." In dieser Absicht druckt er eine Gedächtnisrede auf Ludwig Uhland ab, die Professor Köstlin in Tübingen bei der Enthüllung des Uhland-Denkmals am 14. Juli 1873 dort gehalten hatte. In der Einführung schreibt Meyn: „In unserer Provinz, vor allem in den Kreisen, welche der tägliche Verkehr anhaltend beschäftigt, und die den Kalender gebrauchen, ist dieser Dichter so wenig gekannt; und doch spricht keiner wie er aus dem Herzen des Volkes, keiner wie er zu dem Herzen desselben, keiner so laut und klar und fehlerlos, keiner so verständlich für alle, die sich rühmen dürfen, Deutsche zu sein! Wenn der Kalendermann durch seine Anregung bewirken sollte, daß die Gedichte L. Uhlands im neuen Jahre nach hunderten von Exemplaren als Hausbuch Eingang fänden in Schleswig-Holsteins Wohnungen auf dem Lande und in der Stadt, dann würde er durch diese Anregung mehr für das Wohl seiner Landsleute getan haben, als er mit allem Fleiß durch eine ganze Reihe nachfolgender Jahrgänge tun konnte." L. Meyn besaß selber, wie schon mitgeteilt, die Gabe der Dichtkunst. Wenn er auch von diesem Talent nicht sehr groß dachte, so hat er es doch, wo es am Platze war, in den Dienst seiner Sache gestellt, und manches sinnige

Gedicht erfreute die Kalendergemeinde. Mit einem Bändchen Gedichte war er als Student 1843 zum ersten Mal vor die Oeffentlichkeit getreten. Es waren zahlreiche Verse und Lieder, Wander-, Heimat-, Liebes- und Studentenlieder, die er da zu einem bunten Strauß zusammengebunden hatte. Manchesmal gelang es ihm, volkstümliche Töne zu treffen, so in dem vom Heimweh eingegebenen:

„In Berlin."

Da werden nun bald die Buchen grün,
Da werden nun bald die Veilchen blüh'n,
Da wirds bald lebendig im Wald umher,
O traget mich, Wolken, ans heimische Meer! usw.

Innige Töne der Heimatliebe fand er in den Gedichten „Ein Landsmann", „An das Stromschiff", „Die fremde Stadt". Da klagt er:

Das Gehen ist bei Gott kein Spaß;
Nun bin ich an den Toren.
Es fragt mich niemand um den Paß,
Man läßt mich ungeschoren.

Wie wird mir doch, im ganzen Ort
Tut niemand nach mir fragen;
Man hört nur auf das eine Wort,
Das meine Taler sagen.

O über mich verwöhntes Kind,
Wie wurde ich verzogen!
Ich glaubte, Alles käm' geschwind
An meine Brust geflogen.

Gehaltvoll ist auch das aus dem Jahre 1867 stammende Gedicht, das Berendt in seinem Lebensabriß Meyns 1882 mitgeteilt hat:

Die Sorge schwebt ob allen Dächern,
Und unerwartet kehrt sie ein.
Sie trinkt mit dir aus goldnen Bechern
Und aus dem schlichten Glase Dein.

Sie läßt sich nicht gewaltsam bannen,
Sie bleibt ein gottgesandter Gast,
Doch zieht sie schließlich auch von dannen,
Wenn du sie nicht gerufen hast.

Und auch die Freude steigt hernieder,
Tritt ein, man wird es nicht gewahr,
Und lichthell ist die Hütte wieder,
Die eben noch so dunkel war.

Doch beide bleiben nur als Gäste,
Wenn sie auch Gottes Engel sind,
Am Trauertage wie am Feste
Kommend und gehend wie der Wind.

Der dritte Bote ist der Frieden,
Den Gott uns sendet in das Haus;
Wem dieser Gast von Gott beschieden
Der lass' ihn nimmer wieder aus.

Wer diesen Boten siehet kommen,
Der biet' ihm eine Heimat an.
Glückselig, wenn er's angenommen,
Glückselig nenn' ich Weib und Mann.

Auch das dramatische Gebiet ist dem seltenen Manne nicht fremd geblieben. Im Jahre 1866 gab er ein in fünffüßigen Jamben geschriebenes Lustspiel in 5 Akten heraus, nach einem altenglischen Muster des Samuel Tuke: „Fünf Stunden Abenteuer". Als Förderer der Jugendpflege nahm er tätigen Anteil an der Zusammenstellung des früher weitverbreiteten Vaterländischen Lesebuches für die mehrklassigen Volksschulen Norddeutschlands von J. Kock und Chr. Johansen. Er schrieb die Beiträge zur Naturlehre und verstand es meisterhaft, seinen Stoff und die hohe Auffassung, die er davon hatte, der kindlichen Fassungskraft mitzuteilen und anzupassen. Selber kinderlos, suchte er jede Gelegenheit, Kinder an sich zu fesseln und zu erfreuen. Einige rührende Züge erzählt in liebenswürdigster Weise seine Nichte, Frau Sanitätsrat Wagner in Lokstedt, die den „allzeit Gütigen und Freundlichen" in ihrer frühesten Jugend noch kennen gelernt hat: „Er muß außerordentlich kinderlieb gewesen sein. Jedesmal, wenn wir ihm auf der Straße begegneten, zog er eine Tüte mit großen Malzbonbons hervor und beglückte uns. Hübsche Erinnerungen habe ich an Weihnachtsabende, die wir bei Onkel Ludwig und Tante Agnes auf der „Sägemühle" verlebten. Mit der „Chaise" wurden wir abgeholt, und der helle Saal mit der riesigen Tanne, den vielen Geschenktischen überstrahlt in meiner Erinnerung die Weihnachtsfeiern daheim. Mein Onkel spielte dann wie ein Kind mit uns. Eine besondere Freude bereitete Onkel Ludwig uns immer in den allerersten warmen Frühlingstagen durch das „Apfelsinenpflücken in Batzhorn" (zwischen Uetersen und Tornesch). Mein Onkel hatte das Grundstück gekauft und mit Tannen aufgeforstet und ein Häuschen dahin gebaut. Mit der „Chaise" fuhren wir hin, tranken bei der Verwaltersfrau Kaffee, die Herren inspizierten

dann die Tannen, und mein Onkel legte dann Apfelsinen in verschiedene Bäume. Wenn wir dann zum Spaziergang abgeholt wurden, war eifriges Suchen nach den goldigen Früchten. Jahrelang glaubten wir Kinder, daß die Apfelsinen in Batzhorn wüchsen."

Am 4. November 1878 fand sein rastloses Leben ein allzufrühes Ende. Auf der Höhe seines Schaffens stehend, als er soeben noch einen Schritt getan, durch welchen seine Fabrik eine Erweiterung erfahren sollte, ereilte ihn der Tod. Er war mit seinem Adoptivsohn Eduard mit dem Mittagszuge nach Hamburg gefahren, um mit einem Engländer, Mr. Moyle, daselbst ein Abkommen zu treffen, und unmittelbar nach dem abgeschlossenen Geschäft, gegen 4½ Uhr, traf ihn ein Schlaganfall. Ein herbeigerufener Arzt vermochte nicht, ihn dem Leben zu erhalten. In bewußtlosem Zustande lag er bis gegen 7½ Uhr und verschied alsdann, fern von der nichtsahnenden Gattin, in den Armen seines Sohnes.

Schmerzlich war der Widerhall, den sein unerwartetes Hinscheiden in ganz Schleswig-Holstein und weit darüber hinaus hervorrief. Die Kirche konnte die Menge der Leidtragenden nicht fassen, die von nah und fern herbeigekommen waren, dem geliebten Führer das letzte Geleit zu geben.. Die reiche Saat seines Wortes, die Goldkörner, die er mit verschwenderischer Hand ausgestreut, waren auf fruchtbaren Boden gefallen. Das bezeugten die zahlreichen Stimmen derer, für die er geschaffen, der Männer und Freunde, die in allen Teilen Deutschlands seine Gedanken in die Tat umgesetzt hatten. So klang es über seinem Grabe:

Mann des Wortes, Mann der Tat,
Mann des Volkes, deutscher Mann,
Ehrenmann, im besten Sinn,
Freund, nimm unsern Dank dahin!
Liebe hast du reich gesät,
Reiche Liebe erntest du,
Dankbar drückt das Vaterland
Dir dein treues Auge zu.

Zum bleibenden Gedächtnis Ludwig Meyns beschlossen die vereinigten Landwirte der Provinz, auf seinem Grabe einen Denkstein aus Granit zu errichten. Der Aufruf erging ins Land:

Laßt einen Stein uns nehmen
Von unsrer Landesart,
Der allen Zeiten trotzet,
Verquarzt und felsenhart.

Und laßt hinein uns meißeln
Die Felsenschrift: „Geweiht
Von seinem Vaterlande
L. Meyn in Dankbarkeit."
So laßt uns ihn errichten
Auf seinem Grabe schlicht,
Daß, wenn auch alles schweiget,
Von ihm der Stein noch spricht:
Er war der Besten Einer
Im Lande, stammverwandt,
Es dankt dem treuen Sohne
Das treue Vaterland.

Mögen im Jahre seines 100. Geburtstages diese Worte in den Herzen widerhallen, auf daß sein Geist aufs neue unter uns lebendig werde.

De Heimat.

De schönsten Bloomen, de dat Leben gifft,
De bleuht am besten oppe Heimat drifft.
De Arbeit is de een. Se schafft di Brot
Un mött't van't Süll di seker Sorg un Not.
Se makt, wat lüttj is, grot, wat wenig, vel,
Un höllt gesund un frisch di Lief un Seel.
Dat Stück, nem all de Oellern gravt un sei't,
Hett gode Gar, dar waßt Tofredenheit.
De anner Bloom dat is de reine Leef,
De uns ans gröttst Geschenk de Herrgott geev.
Doch inne Heimat bo den eegen Herd;
De Heimat makt em di noch ins so weert.
Free Nahberskind, denn weetst du, wat du hest;
De Vagel paßt to di in't eegen Nest.
De weet dat Leed, so ans't de Heimat singt,
So ans dat deep in't eegen Hatt di klingt.
Denn plögt sick't licht tohop, twee op een Stück,
Un gollen is de Lohn: dat Heimatglück.

H. Teut

Bewaldete Schlucht bei Wittenbergen.

Leuchtturm Wittenbergen von der Höhe darüber gesehen.

Ein Spaziergang von Blankenese nach Schulau.

Von O. Schwindrazheim.

Wenn man von Ottensen am Elbufer — oben oder unten — abwärts dahinwandert, durchwandert man hintereinander recht verschiedenartige Landschaftsbilder.

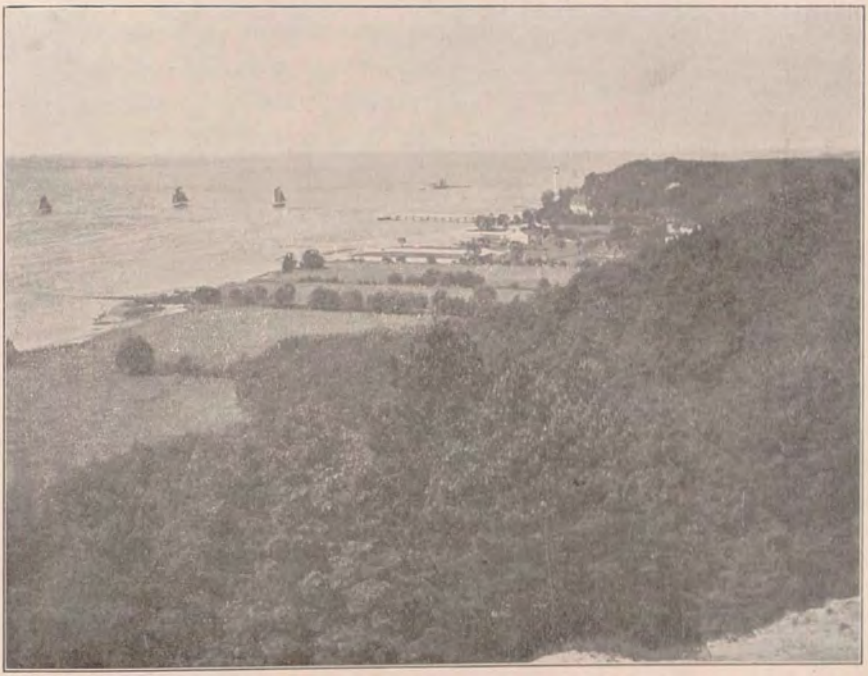
Gemeinsam ist allen das hohe Ufer. Das ist zunächst (zum Teil infolge von Abstürzen noch im 19. Jahrhundert, z. B. bei Rainville) ziemlich steil, ja schroff — etwa bis ans Ende von Oevelgönne und wird dann sanfter, um allmählich an der Mündungsstelle der Flottbek, bei Teufelsbrücke, ein Stück hin ganz aufzuhören. Dann steigt's wieder an, wieder ziemlich steil, bis in Blankeneses zerschnittener Hügellandschaft eine andere Gestaltung die bisherige Hochflächenbildung unterbricht. — Hinter Blankenese wird's dann wieder wie vordem, in umgekehrter Reihenfolge: Bis Wittenbergen hin sanfter, von da ab bis Schulau steiler, schroffer Abfall.

Die Mannigfaltigkeit dieser Elbufer wird vergrößert durch die Besiedelung. In Ottensen weisen die alte Christianskirche mit den Klopstockgräbern, der ehemalige Heine'sche und der Sieveking'sche (Donner'sche) Park, sowie das Restaurant Neu-Rainville (wenn schon dieses nur in dem das ältere Rainville festhaltenden Titel) auf das 18. Jahrhundert, auf Franzosenzeit und die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hin. Oevelgönne hält allerlei Spuren des ehemaligen kleinen selbständigen Fischer- und Lotsendorfes fest. In Othmarschen, Klein Flottbek, Nienstedten, Dockenhuden-Blankenese meistenteils altdörfliche Reste und große, vornehme ältere Parkanlagen des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts mit neuzeitlichen und allerneuesten Villen und Landhäusern — ja, in Blankenese, der stadtähnlichsten dieser Ausstrahlungen der Großstadt Hamburg-Altona, drängen sich sogar mehrstöckige Mietshäuser in das Bild. Hinter Blankenese beginnen wieder große neue Parke. Sind sie aber schon wilder, natürlicher, waldartiger als die alten Parke vorher, so beginnt mit ihrem Ende bei Wittenbergen das romantisch wild-urwüchsig gebliebene hohe Ufer.

Malerisch reizvoll ist unser Elbufer überall. Sowohl im liebenswürdigen Oevelgönne mit seiner kleinen alten Häuserreihe unter den hohen Bäumen, mit den hohen Ufermauern und dem Strand davor und mit seinen lustigen bunten kleinen Gärtchen, als auch in den alten schönen Parken mit ihren Schluchten, ihren herrlichen alten, zum Teil fremdländischen Bäumen, ihren schönen Gartenanlagen, Rhododendronhecken, Rosarien, ihren schönen klassischen Villen, die zu den schönsten Gestaltungen des deutschen und dänischen Klassizismus zählen, mit ihren romantischen Borkenhäuschen und Tempelchen, mit den köstlichen Blicken auf den Strom — als auch im schönen Blankenese mit seinem Haus- und Gründurcheinander, seinen abwechselungsreichen Berg- und Tal- und Stromblicken, als auch an so und soviel anderen Stellen am Strande, an der berühmten Elbchaussee oder in diesem oder jenem jüngeren Park oder Garten — überall gibt es natürlich eine Fülle von Bildern malerisch-schönster Art, buntfarbig oder stillfarbig, großlinig oder idyllisch. — Es ist eigentlich ein Wunder, daß die Hamburg-Altonaer Künstlerschaft nicht in ihren Gemälden viel viel mehr, als es der Fall ist, diesen heimatlichen, eigenartigen, abwechselungsreichen, landschaftlichen Schönheiten Hymnen widmet! —

Aber, wie ein Maler gewiß schon in diesen genannten Oertlichkeiten die Stellen bevorzugen wird, wo die Natur möglichst an erster Stelle das Wort hat — eben vor dem Park-Hotel Teufelsbrücke ist z. B. eine solche wunderbar wildromantische Strandstelle, ein kleines Gehölzchen mit märchenhaft gestalteten, teilweis freigespülten Wurzeln —, so wird gewiß jeder Maler das hohe Elbufer in der größeren Wildheit, die es abwärts von Blankenese zeigt, als das allermalerischste bezeichnen. Das heißt, ich meine damit im Besonderen das eigentliche „hohe" Ufer, den sanfteren oder steileren Abfall, nicht den Strand! — Der ist leider lange nicht mehr so malerisch wie früher; namentlich ist die unregelmäßige freie Strandlinie zwischen Wittenbergen und Schulau durch Anlegung eines (freilich wohl nötigen) Strandschutzes „begradigt" worden.

Die Elbhöhen, die sich zunächst an Blankenese-Falkental anschließen, sind noch in Blankeneser Charakter ziemlich zerklüftet und völlig bewaldet dazu — daß man sich in einem Park befindet, merkt man so kaum. Das Herrenhaus ist in den Schluchten und Bäumen verborgen, regelmäßige Gartenanlagen sind auf dem zerschnittenen Gelände schwer anzulegen, die Wege schlingen sich hin und her — man hat meistens lediglich den Eindruck, sich in einem wohlgepflegten,



Blick auf Wittenbergen.

für Spaziergänger, die Waldstille und schöne Flußbilder lieben, hübsch hergerichteten Walde zu befinden, fernab von der Großstadt. — Stellenweis, je weiter von Blankenese, je mehr finden wir aber auch schon in diesen Parken wilde Landschaftsbilder, die kaum etwas von sorgsam ordnender Hand ahnen lassen! — Einmal Bilder, die, landeinwärts gesehen, an Bilder in der Haake, drüben auf dem anderen Elbufer, erinnern. Ein andermal, stromwärts gesehen, Bilder von größter Eigenart. Sei's, daß wir, elbaufwärtsblickend, breite, massig wirkende bewaldete Höhen zur Linken den Strom begleiten sehen in packendem Gegensatz zum Flachufer drüben — in einer Größe der Wirkung, wie ich sie an keiner anderen Stelle hier kenne. Sei's, daß wir, um eine Waldecke biegend, über eine Schlucht hinweg durch die Stämme schlanker Kiefern hindurch tief auf den Strom und die jenseitigen blaudunstigen Ufer blicken. Sei's, daß wir eine von Heidekraut rot überhauchte rundliche Höhe im Vordergrund sich wundervoll farbig von der tiefblauen Elbe abheben sehen! — ein ganz wundersam, märchenhaft feinfarbig berührendes Bild, das kaum irgendwo sonst an der Elbe, ja vielleicht selten sonstwo in Deutschland (denn wo haben wir hügelige Heidelandschaft an so breitem Strom?) seinesgleichen haben dürfte! Der allerschönste Blick ist wohl der von waldiger Höhe über eine Waldesschlucht hinweg herab auf Wittenbergen mit seinem Leuchtturm — im Besonderen an einem dämmerigen Abend, wenn in das kommende Abendblau die Lichter des Turms und andere Strom- und Schiffslichter hineinspielen, ein märchenhaft ergreifendes Wunderbild!

Ich will bei dieser Gelegenheit nicht vergessen, auch auf den Blick vom Wasserturm auf dem Baursberg hinzuweisen — einen bisher nur Wenigen bekannten weiten Rundblick von überraschendster Wirkung (der verdient, einmal ganz für sich in diesem Jahrbuch behandelt zu werden), hoch hinweg über Süllberg und andere Höhen, die dem Beschauer mit ihren Schlößchen unwillkürlich wie ein Stück Rheinlandschaft vorkommen!

Bei Wittenbergen tritt die Rissener Heide mehr an die Elbe heran — sie sucht in der Zeit der Heideblüte mit der Lüneburger drüben in Wettbewerb zu treten. Und, wenn sie auch nicht so groß, so weit ist, wie die und im Besonderen keine Wachholderbüsche hat, sie hat etwas, was die große Schwester da drüben nicht hat: eben den Blick von ihrem mit lichtem Gestrüpp und Gehölz bewachsenen Rande auf die Elbe!

Gleich bei Wittenbergen sind wundervolle, ja majestätische Blicke derart, über eine Waldschlucht hinweg oder zwischen hohen

Bäumen hindurch auf Strom und Leuchtturm und das an schönen Sonntagen so bunte Strandleben mit seinen lachenden bunten Menschen, fahnengeschmückten Zelten und Burgen. Und auch von unten nach oben gibt's, zum Teil majestätische Bilder — z. B. gleich an dem Anstieg über dem alten Wirtshause.

Oben am Rande des Abhanges führt ein leider jetzt teilweise unterbrochener Pfad hin — hart am Rande steht man bisweilen und schaut über den weißgelben, dunkelgelben oder feingraugelben, mit wilden Rosen, Brombeeren und dergl., an feuchten Stellen auch einmal mit riesigen Huflattichblättern geschmückten steilen Lehmabsturz hinweg oder an ihm entlang tief hinab auf den breiten blauen Strom und den breiten Strand! Trotz aller Aehnlichkeiten, bilden sich infolge der Gestaltung des Vordergrundes doch recht verschiedenartig umrissene, gerahmte oder gestimmte Bilder — köstlich namentlich eine Stelle, wo im Frühling über und über weißgeblümte Schlehdornbüsche, vom lachenden Himmel sich abhebend, das Elbbild überragen! Blauer Himmel, mit weißen sonnenbestrahlten Schäferwölckchen, blauer Strom mit feinblauem jenseitigem Ufer und leuchtend weißem Strand und vorn helles Frühlingsgrün und -gelb und weiße hohe Schlehen! Fantastisch hängen an andern Stellen malerische, dem Fallen nahe Bäume mit offenliegendem Wurzelstock hinüber über den unterhöhlten Rand — Schwalbennester sind hart unter unsern Füßen —, eine kleine Wasserader hat eine kleine, kleine Schlucht ausgespült, in der es märchenhaft wimmelt von lustigem Pflanzenwerk, unter dem im Frühjahr, ganz, ganz früh schon die violetten Blumen, später die Riesenblätter des großen Huflattichs, der Pestwurz, die Hauptrolle spielen. Früher fand man auch wohl noch hier die edle, feine hohe Kardendistel, die jetzt leider wegen ihrer großen auffallenden Schönheit völlig ausgerottet ist — so töricht sind wir ja leider! So zieht sich der Pfad hin, bis wir plötzlich den Strand durch eine vorspringende Waldnase abgeschnitten sehen, durch den Parnaß, wie der Dichter Joh. Rist, s. Zt. Pastor zu Wedel, diesen Hügel in Schulau getauft hat.

Nicht minder bieten sich malerische Blicke, wenn man unten am Strande entlang geht — auch dieser Weg ist leider nicht ununterbrochen.

Der Strandrand ist, wie schon erwähnt, „begradigt", aber an den anderen Linien und Formen und an den Farben hat der Mensch nichts geändert, sie sind völlig wild geblieben, köstlich wild in ihren grotesken Gestaltungen und feinen Farbenspielen. Ganz besonders malerische Bilder bieten sich natürlich, wenn infolge von großen

Elbufer zwischen Wittenbergen und Schulau.

Blick vom Hochufer zwischen Wittenbergen und Schulau.

Regengüssen oder sonstwie veranlaßt Abstürze stattgefunden haben, wenn die offenen Wunden des Abhanges klaffen, und der Strand übersät ist mit Geröll, mit großen Lehmblöcken und Steinen, mit abgerissenen, zerschmetterten Bäumen, deren Wurzeln und zerfetzten Aeste aus dem Gewirr aufklagen. — Vor einigen Jahren hat nicht weit von Wittenbergen ein solcher Absturz stattgefunden — man wurde angesichts der Wildheit der dadurch entstandenen Bilder an ganz, ganz andere romantischere Gegenden erinnert, an Gegenden, wo ein Fluß sich einen Weg durch ein Gebirge gebahnt hat! Und vom Malerstandpunkte aus ist es schade, daß man die romantische Stelle nicht so belassen hat — wohl auch nicht belassen konnte?

Besonders romantisch wird der Abhang eben vor Schulau — unwillkürlich trägt der klassische Name des vorspringenden Hügels, der den Endpunkt unseres Hochufers bezeichnet: Parnaß, die Fantasie hier hinüber an klassische Gestade, wie sie Preller in seinen edlen Odyssee-Landschaften so schön gegeben hat. — Ein Maler könnte hier tatsächlich Linien- und Formenmotive, zu gewissen Zeiten im Herbst und immer Abends auch wohl Farbengedanken finden, die in ihrem Ausdruck völlig derartige Züge tragen und auf dem fertigen heroischen Gemälde oder einer derartigen Zeichnung den Beschauer durchaus nicht enttäuschen würden — ihn durchaus nicht auf den Gedanken bringen würden, daß sie hier, an unserer Elbe gefunden worden sind!

Es hat dort wirklich etwas von der Stimmung etwa der Landschaft um die Kluft der schöngelockten Nymphe Kalypso im 5. Gesang der Odyssee:

Ringsumher wuchs um die Grotte des grünenden Haines Umschattung,
Erle zugleich und Pappel und balsamreiche Cypresse.
Dort auch bauten sich Nester die breitgefiederten Vögel,
Habichte samt Baumeulen und samt breitzüngigen Krähen,
Wassergeschlecht, das kundig der Meergeschäfte sich nähret —
Auch vier Quellen ergossen gereiht ihr blinkendes Wasser —

Der alte Pastor Rist († 1667) spricht zwar nur von zwei Quellen an seinem Parnaß in Schulau, aber dafür sagt er von ihnen, sie führten klares, kühles Wasser, vom Geschmack so anmutig, daß „jenes Parnaß in Griechenland weitbeschreiter kastalischer Quell schwerlich damit zu vergleichen!“ — Man sieht, auch er empfand die klassische Stimmung dieses Fleckchens Erde, „seiner Pallas Stuhl“, wie er's nennt — daß er (wenigstens in Bezug auf den Geschmack des Wassers) unserer Gegend sogar noch einen Vorzug einräumt, ist besonders anzuerkennen — viele Leute seiner Zeit hätten's nicht getan!

unter uns erhalten — sie hat auch insofern eine bestimmte Bedeutung, als sie das scharf umrissene Portrait eines berühmten Berliner Literaturprofessors gibt, auf den die meisten hineinfielen, Knutzen aber nicht.

Prof. Adolf Bartels.

Nedderdütsche Welt. Niederdeutsche Flugschriften, herausgegeben von Professor Dr. Hans Muck. Preis geheftet je Mk. 0,40. Nr. 1 „Von den Soehn, de sien Heimat verlorn harr" von Pastor Adalbert Paulsen. Nr. 2. „Plattdüütsche Aort", eene Festräd von Prof. Dr. Hans Muck. Nr. 3. „De Krummendieker un de Möllner Volksdag" von Walter Thiessenhusen. Nr. 4 „Immanuel Kant" von Hans Muck. Nr. 5. „Martin Luther" von Adalbert Paulsen. Nr. 6. Johannes Brahms von Hermann Fey. Richard Hermes Verleg, Hamburg

Der Name des Herausgebers bürgt für den Wert der Flugschriftenreihe Der durch seine „Norddeutsche Backsteingotik" bekannte Vorkämpfer für niederdeutsches Volkstum will erreichen, daß unser niederdeutsches Fühlen sich nicht nur auf Einzelheiten wie plattdeutsche Dichtung und Sprache erstreckt, sondern das Niederdeutsche soll auch die bildende Kunst, unser ganzes Kultur- und Gefühlsleben und die Wissenschaft durchdringen. In der Wissenschaft sollen wir ebenso vom niederdeutschen Denken ausgehen, wie in der Malerei, in der Baukunst, in der Musik. Der Gedanke wird hoffentlich auch Früchte tragen, gerade in einer Zeit, in der alles zum Volkstum hindrängt und nur aus ihm heraus eine Wiedergeburt unseres deutschen Vaterlandes erfolgen kann. Jeder, der vom Plattdeutschen mehr verlangt als „Döntjes", wird daher diese Abhandlungen als eine Bereicherung unseres niederdeutschen Schrifttums begrüßen.

Vom Kavalier und seiner Nichte. Von Charlotte Niese. Band 64 der „Niederdeutschen Bücherei". Preis br. Mk. 3,80, geb. Mk. 4,80. Richard Hermes Verlag, Hamburg.

Charlotte Niese läßt ihrem bereits in der „Niederdeutschen Bücherei" erschienenen Roman „Tante Ida und die andern" jetzt „Vom Kavalier und seiner Nichte" folgen. Die Novelle führt uns in die wilden Zeiten der französischen Revolution zurück und mutet uns trotz alledem manchmal sehr zeitgemäß an. Die Tochter eines Altonaer Zollinspektors zieht mit ihrem Onkel, einem sehr wandelbaren Glücksritter, nach Paris und wird dort Zeuge der großen Revolution. In geschickter Weise werden hier angeknüpfte Beziehungen in Altona, dem großen Emigrantenort, weiter gesponnen. Justine Albrecht ist aber eine viel zu ernste niederdeutsche Natur, um den Versuchungen der galanten Zeit zum Opfer zu fallen. Charlotte Niese entwikelt innerhalb der spannenden Erzählung ein meisterhaftes Kulturbild, ein feiner Puderstaub und vornehmer Parfümduft liegt wie ein Hauch auf diesem wundervollen Pastellgemälde, und feierlich ernst klingen Glockentöne vom sterbenden Rokoko durch die wundersame Geschichte, die durchaus reine Phantasie ist. Carlos Tips hat dazu Scherenschnitte in eigenartiger Auffassung und Komposition geschaffen, die zum Text gehören wie Puder, Reifrock und Kavalierdegen zu den Menschen des sterbenden Zeitalters.

Allerlei Schicksale. Von Charlotte Niese. Band 66 der „Niederdeutschen Bücherei". Preis brosch. Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50. Richard Hermes Verlag, Hamburg.

In das idyllische Plön vor reichlich 100 Jahren führt uns diese köstliche Erzählung Charlotte Nieses aus der französischen Emigrantenzeit; sie zeigt wieder, daß Charlotte Niese eine unserer besten deutschen Erzählerinnen ist. Das Buch bildet ein Gegenstück zu der gleichzeitig herauskommenden, ebenfalls in der französischen Emigranten- und Revolutionszeit spielenden Dichtung „Vom Kavalier und seiner Nichte". Ganz besonders gelungen, als ein holsteinischer „Dörchläuchting", ist in dem Buch der Strümpfe strickende Herzog Friedrich Peter von Oldenburg, dem seine königlichen Verwandten in Kopenhagen in Plön das Gnadenbrot geben. Wir begleiten den strickfreudigen Herzog zu den drolligen

Kaffee- und Schokoladenachmittagen bei seiner mütterlichen Freundin, Frau v. Ippenhausen, wo er und sein Kammerjunker Törsberg die Bekanntschaft mit vielen der französischen Emigranten machen, die damals Holstein und Dänemark überliefen. Durch die Dornröschenstadt Plön flattert nun eine bunte Reihe von Liebesabenteuern. Der koketten jungen Herzogin von Castillon, die als arme Weise Zuflucht bei Frau v. Ippenhausen gefunden, gelingt es sogar, den Strumpfherzog durch einen Ueberraschungssieg einzufangen, aber ebenso schnell wie sie geschlossen, wird diese Verbindung auch schon wieder gelöst. Viel tiefer in die Netze der schönen Französin gerät jedoch der biedere, ehrenhafte Kammerjunker Törsberg; die schöne Französin wird ihm zum Schicksal, aber zu keinem guten!

Das Büchlein von Charlotte Niese ist ein Kulturdokument von bleibendem Wert. Eine besondere Zierde des Buches bilden die reizenden Scherenschnitte in Silhouettenart von Carlos Tips. Dadurch wird das kleine Büchlein auch für Liebhaber schöner Buchdrucke ganz besonders anziehend und begehrenswert.

Minschen bi Hamborg rüm. Von Ludwig Frahm. Band 57 der „Niederdeutschen Bücherei". Richard Hermes Verlag, Hamburg.

Zu den alten Meistern der Heimatkunst gehört unbedingt der humorvolle Poppenbüttler Dichter Ludwig Frahm. In seinem neuen Buch „Minschen bi Hamborg rüm" finden wir wieder alle Vorzüge Frahm'scher Kunst. In diesen kleinen Geschichten bleibt er nicht im Stofflichen der Döntjes stecken, sondern erhebt sich zu kleinen kultur-historischen Novelletten, die dem Forscher eine reiche Fundgrube auf dem Gebiete der Volkskunde bieten. Wie lachender Sommersonnenschein liegt über allem ein Hauch befreienden köstlichen Frahm'schen Humors, den er gern in seinen Wahlspruch zu kristallisieren sucht:

Muß Swarbrot eeten un langsam gahn,
Un nich mank sware Kluten stahn.

De Kwesel. Vlämische Volkslieder in freier plattdeutscher Uebersetzung und mit Lautenmelodien von Georg Semper. 3. Band der Semperlieder. (Niederdeutsche Bücherei 61. Band.) Preis geh. Mk. 2,50, Steifband Mk. 3,50. Richard Hermes Verlag, Hamburg.

Unser holsteinischer Landsmann Georg Semper ist allen Plattdeutschen ein lieber alter Freund. Von ihm klingen uns viele vertraute Weisen im Ohr, Weisen aus der Heimat. Auch im Felde hat Georg Semper nur seiner Heimat gedacht. Er hat vlämische Volksweisen frei ins Plattdeutsche übertragen, und den kindlichen Volkssinn und den Humor der Vlamen hat er uns damit trefflich näher gebracht. Zu vielen der Lieder bringt Semper die Melodie. Diese Melodien sind zum Teil vlämische, zum Teil sind es eigene von Semper. In der dichterischen Gestaltung der Musik liegt Sempers größte Kraft. Hier ist er schöpferisch. Das Buch, der 3. Band der Semperlieder, wird allen Lautenfreunden, sowie allen Plattdeutschen Freude machen. „Wat, ji willt plattdütsche Jungs sien, un könnt nicht plattdütsch singen?" ruft Semper jedem Lautensänger zu!

Eichen im Sturm. Balladen von Hermann Boßdorf. Band 71 der „Niederdeutschen Bücherei". Richard Hermes Verlag, Hamburg.

Hermann Boßdorf ist nicht nur ein begabter, sondern auch ein vielseitiger Dichter. Als Meister auf dem Gebiet der plattdeutschen Dichtkunst ist er schon längst anerkannt, daß er aber auch auf hochdeutschem Gebiet Hervorragendes leistet, beweist sein vorliegender Balladenband, der mit der Dichtung beginnt, die als seine allererste erschien: „Das freie Hamburg". Stofflich bewegt er sich in „Eichen im Sturm" in demselben Umkreis wie in „Ole Klocken", sein künstlerisches Können steht aber auch hier auf derselben Höhe. Wir wollen uns über des Dichters vielseitiges Können herzhaft freuen und diesem hochdeutschen Buche gern neben „Ole Klocken" und seinen Meisterdramen einen bevorzugten Platz gönnen. Wer gute Heimatballaden zum Vortrag sucht, für den wird dies Buch eine wahre Fundgrube sein.

Ruth Sydentop. Von Julius Havemann. Band 73 der „Niederdeutschen Bücherei". Preis brosch. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—. Richard Hermes Verlag, Hamburg.

Julius Havemann, der feinsinnige Lübecker Dichter, gehört zu den Stillen im Lande, die sich mit ihrer Person und ihren Werken nicht aufdrängen. Auch diese Novelle „Ruth Sydentop", ein verträumtes Liebesidyll aus dem Lübeck vor 100 Jahren, ist eine Geschichte für stille Menschen. Nirgends künstliche Spannung, keine Spur von Sensation. Im gleichmäßigen Fluß schreitet die Handlung bis zum tragischen Ende fort, um dann wieder in einem vollen Akkord versöhnlich auszuklingen. Aus den Aufzeichnungen eines alten Mannes erfahren wir die Geschichte. Wie im „Pole Poppenspäler" finden sich Kinder aus der bunten Komödiantenwelt und der der ehrsamen Bürger in der Pflege des Schönen und der Freude zusammen. Wie dabei unter ihnen die Liebe erblüht, die der lieblichen reinen Ruth den Tod von eigner Hand bringt und ihren Freund ruhelos hinaustreibt in die weite Welt, das ist der Inhalt dieser Novelle. Ruhig, zart, verträumt wie die Geschichte ist auch die Sprache.

De dröge Jan. Von Georg Ruseler. Band 74 der „Niederdeutschen Bücherei". Preis brosch. Mk. 3,—. kart. Mk. 4,—. Richard Hermes Verlag, Hamburg.

Der wohlbekannte Oldenburger Dichter Georg Ruseler übergibt nun auch ein fröhliches plattdeutsches Geschichtenbuch der Oeffentlichkeit — ein erfreuliches Zeichen dafür, daß unsere plattdeutsche Muttersprache sich immer mehr durchsetzt. Die erste der Geschichten, „De dröge Jan", gab dem ganzen Buch den Namen. Der Titel ist außerordentlich treffend, denn diese „drögen" Geschichten bergen eine kaum zu bändigende Fülle von trocknem Humor, der von tiefer Sonnigkeit manchmal bis zur lachkräftigen Lustigkeit ansteigt. Gerade in diesen Tagen, in denen uns erlösender Humor so bitter nötig ist, nehmen wir das hübsche Buch gern auf. Die Einbandzeichnung des Bändchens schuf der niederdeutsche Maler Karl Näthe.

Ebba Enevolds Liebe. Von Wilhelm Lobsien. Band 72 der „Niederdeutschen Bücherei". Preis geh. Mk. 9,—, geb. Mk. 12,—. Richard Hermes Verlag, Hamburg.

Nach seinem Halligpastor beschert Wilhelm Lobsien uns einen Roman, der uns nach der bedrohten Nordmark, mitten in die erste Abstimmungszone führt. Unter dem Decknamen „Norby" verbirgt sich ein Städtchen, das an der malerischen Ostseeküste mit ihren blauen Förden und rauschenden Buchenwäldern liegt und leider dem Vaterlande verloren gehen soll. Zwei Familien stehen im Mittelpunkt der spannenden Handlung. Der Senator Hakon Steensen ist ein gewissenloser Kaufmann und Reeder, der schließlich Menschenleben wagt, um sich zu retten. Als Gegensatz zu ihm lernen wir den alten ehrlichen Kapitän Enevold kennen, dessen Glück vom Senator einst ruchlos zerstört wurde. Vermittelnd zwischen beiden Familien steht der mit einem Hauch Storm'scher Poesie umgebene Sonderling und Grübler Knud Steensen. Fast will es scheinen, als wenn den Kindern beider Häuser das Glück blühen soll. Ebba Enevold ist eine herbe Mädchennatur mit seltsamem, südlichem Einschlag. Rolf Steensen, der in Flensburg vom Gymnasium fortgelaufene Schüler, erringt ihre Liebe, und beide träumen an der malerischen Förde einen Traum von hehrer Künstlerschaft und tiefem menschlichen Glück. Rigmor Steensen dagegen ist eine sonnige, lichte Gestalt und doch wieder nordisch ernst und verschlossen. Aber beide Mädchen werden grausam um ihre Hoffnungen betrogen. Ebba Enevold haust zum Schlusse an der Seite eines unbedeutenden, ungeliebten Mannes in der Oede der Sylter Dünen. Der Traum der Jugend ist in Nichts zerronnen, der lachende Frühling war treulos, und im grauen Nebel der Nordsee vollendet sich das Geschick dieses seltsamen Mädchens auf tragische Weise. Wilhelm Lobsien löst absichtlich nicht alle auftauchenden Probleme, manchmal deutet er nur an und überläßt der Phantasie des Lesers die letzte Enträtselung. Lobsiens Werk ist heute von ganz besonderem Interesse. Ueber Ebba Enevolds Jugendland wird bald der Danebrog wehen, und so ist der Roman gewissermaßen der Scheidegruß der Nordmark an das deutsche Mutterland.

Ernst Meliboker. Von Adolf Stuhlmann (1 Band seiner gesammelten Dichtungen). Band 7 der „Niederdeutschen Bücherei". Preis geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—. Richard Hermes Verlag, Hamburg.

Zu den Altmeistern unserer niederdeutschen Literatur gehört unbedingt Adolf Stuhlman, dem Dr. G. Kuhlmann mit Recht in einem Festartikel (Niedersachsenbuch 1914) einen Ehrenplatz nicht weit von Groth zuspricht. Es hat viel zu lange gedauert, bis Stuhlmanns zerstreute Arbeiten in einer hübschen Gesamtausgabe vereinigt wurden. Mit „Ernst Meliboker" wird nun endlich die Reihe eröffnet. Stuhlmann schildert darin seinen eigenen Lebensgang, der durch eigene Kraft vom Fabrikjungen und Abendarmenschüler aufwärts führte bis zum Hamburger Schulrat für das Gewerbeschulwesen. Jedes Kapitel interessiert uns nicht nur menschlich, sondern auch in hohem Maße kulturgeschichtlich. Aber nicht nur den Menschen Stuhlmann sehen wir aus Armut und Dürftigkeit emporsteigen, wir erleben auch innerlich die Entwicklung eines Dichters. Die niederdeutsche Literatur wird durch diese Selbstbiographie unendlich bereichert. Für unsere Jugend bedeutet das Werk ein Erziehungs- und Lebensbuch und eine weise Schulbehörde sollte einer jeden Schule dieses für ältere Schüler wertvolle Buch in mehreren Exemplaren für die Bibliothek überweisen.

Ultimo. Von Adolf Stuhlmann (4. Band der gesammelten Dichtungen). Band 16 der „Niederdeutschen Bücherei". Preis geh. Mk. 4,— geb. Mk. 5,—. Richard Hermes Verlag, Hamburg.

Im letzten Band seiner „Gesammelten Dichtungen" veröffentlicht Adolf Stuhlmann eine hochdeutsche Erzählung „Ultimo", die in der Nähe der Niederelbe spielt. Es ist eine seltsame Geschichte, bald humoristisch, dann wieder satyrisch und zuweilen höchst ernsthaft und wiederum auch romantisch und gruselig. Mit dem Original von Schulmeister Thaddäus Fenner, einem bibelfesten Simsonverehrer, beginnt die Erzählung, in deren Mittelpunkt der zweimal getaufte Jude Goldfisch steht, der Hecht im Karpfenteich, der Edelmann, Wirt, Bauer und Müller in seine Netze lockt, bis sie zuletzt vorm Ruin stehen. Ein wunderlicher Heiliger ist der Edelmann, der Baron Bolke Wannerop v. Wanneropshucht, der mit seiner Haushälterin Aurelia in einer ehemaligen Schulkate haust und seltsame Bücher über heraldische Livreeknöpfe und eine Phylogenie der Vasen schreibt, bis ihm zuletzt seine Haushälterin mit einem Bauernburschen unter Mitnahme seiner wertvollen Knopfsammlung verschwindet und mitleidige Verwandte ihn ins Irrenhaus stecken. Stuhlmann erzählt auch in diesem Werk alles in seiner behaglichen, aber scharf charakteristischen Art. Sein „Ultimo", bislang noch nicht bekannt, wird ihm nicht nur unter den Niederdeutschen, sondern auch unter den Hochdeutschen viele neue Freunde werben. Das Buch bringt höchst anziehenden Buchschmuck vom Verfasser und Prof. Hohle.

Georg Westermann

Braunschweig und Hamburg

Werner Jansen der Dichter deutscher Liebe und Treue in 75000 Auflage

Das Buch Treue

Nibelungenroman

Gut geb. Mk. 9,10 zuzüglich 10% Teuerungsz.

Zögernd nehme ich das Buch zur Hand. — Das klingt wie eine neue Dichtung — u. ist's doch wieder nicht. Alles kennst du darin, und doch liest du gespannt und wirst in dem Buche gefesselt vom ersten Ritt Siegfrieds nach Worms bis zum Ende der Burgunder am Hofe Etzels.

Tägliche Rundschau

Gudrun

Roman

Geb. Mk. 9,10 zuzüglich 10% Teuerungszuschlag

Werner Jansen hat unsern Tagen „das Buch der Stunde" geschaffen. Dies Buch muß allen deutschen Herzen nahegebracht werden. Wir werden überreichen Gewinn aus ihm schöpfen.

Aus einem Aufsatz von Dr. C. Th. Kaempf in der „Berliner Post"

Hermann Anders Krüger: Gottfried Kämpfer

Ein herrnhutischer Bubenroman

62. Tausend

Buchschmuck von Ernst Liebermann

Gut gebunden Mk. 9,10 zuzügl. 10% Teuerungsz.

Ein Buch voll deutscher Innerlichkeit, Gediegenheit und Tüchtigkeit. Deutsche Zeitung

Artur Brausewetter:

der erfolgreichste Dichter der Ostmark

Wer die Heimat liebt wie du. Roman
41.—70. Tausend gebunden Mk. 9,10 zuzüglich 10% Teuerungszuschlag.

Don Juans Erlösung. Roman.
11.—15. Tausend gebunden Mk. 9,10 zuzüglich 10% Teuerungszuschlag.

Das neue Glück und manches andere
4.—8. Tau', Geb. 6 Mk. zuz. 10% Teuerungszuschl.

Der neue Brausewetter erscheint unter dem Titel

Morgenroths Turbinen

im neuen 64. Jahrgang von „Westermanns Monatsheften", der ältesten deutschen Monatsschrift. Probehefte u. Prospekte bitte zu verlangen

Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Literatur

Ausgabe in einem Bande. 16.—20. Tausend. 720 Seiten mit 12 Dichterbildnissen. Geb. 27 Mk. zuzüglich 10% Teuerungsz.

Die Geschichte der deutschen Literatur von Adolf Bartels hat als Erziehungsbuch eine hohe Aufgabe erfüllt und wird es in der kommenden Zeit erst recht tun. Sie lehrt sehr deutlich, was deutsches Volkstum ist, wie alle großen Dichter aus ihm kommen und zu ihm zurückführen und gibt so **nationalen Halt, nationale Überzeugung, nationale Zuversicht.** Das sind die Dinge, die wir gerade jetzt wieder dringend gebrauchen.

Timm Kröger

Gesamtausgabe in 6 Bänden

Mit drei Bildnissen des Dichters, zwei Handschriften und drei Landschaftsbildern. In Pappband gebunden 50 Mk. Jede Band ist auch einzeln käuflich für 9 Mk zuzüglich 10% Teuerungszuschlag.

Novellen

Der Tag: „Die Krögerschen Novellen gehören immer wieder zu den Feinsten und Köstlichsten, was uns unsere Literatur von heute zu bescheren hat."
(Julius Hart)

Eckart: „Timm Krögers Dichtungen sind ein einzig jubelnder Hymnus auf die Schönheit der Heimat ein Lied aufjauchzender Heimatliebe"
(Wilhelm Lobsien)

Verlag des Deutschen Volkstum in Hamburg

Deutsches Volkstum

Monatsschrift für das deutsche Geistesleben

Herausgegeben von Dr. Wilhelm Stapel

Was hält das deutsche Volk fürder zusammen, nachdem das Deutsche Reich, auf das es stolz war, niedergeworfen und seine Volkswirtschaft zerstört? Was hält uns mit all den Deutschen, die ausgewandert sind oder künftig auswandern müssen, zusammen? Einzig

unser deutsches Volkstum.

Freude an unserm Deutschtum, Stolz auf das, was unser Volk als Volk geleistet hat, soll uns über alle staatlichen Grenzen und wirtschaftlichen Gegensätze hinweg innerlich verbinden. Der Pflege des deutschen Volkstums, wie es sich in Kunst und Leben ausprägt, ist unsere Zeitschrift gewidmet.

Vierteljährlich 5 Mark, Einzelheft 1.80 Mark.

Jungdeutsche Stimmen

Rundbriefe für den Aufbau einer wahrhaften Volksgemeinschaft

Im Auftrage der „Fichte-Gesellschaft von 1914"

Herausgegeben von Dr. Hans Gerber
Frank Glatzel, Christian Krauß, Hamburg
und Max Jaeger, Greifswald

Als Träger des Jungdeutschen Gedankens dient die Zeitschrift der heute mehr denn je notwendigen Erneuerung des Willens zum bewußtem Deutschtum. Getragen von der Verantwortlichkeit gegen Volksgesamtheit und menschliche Persönlichkeit will sie, hinweg über alle Schranken der Parteiprogramme und formalen politischen Dogmen den deutschen Idealismus in praktischer Arbeit bewähren. Wer dieses Streben teilt und mithelfen will, gehört in die Lesergemeinde der Jungdeutschen Stimmen.

Vierteljährlich 3 Mark — Einzelhefte 30 Pf.

Probehefte stehen gerne zur Verfügung.

Hamburger Fremdenblatt

Börsen- und Handelsblatt * Schiffahrtsnachrichten

Unter den Hamburger Tageszeitungen mit hohem Bezugspreis mit seiner

Auflage von weit über 150000 Exemplaren

am meisten verbreitet. Das „Hamburger Fremdenblatt", das Familienblatt der besseren Stände Hamburg-Altonas, erscheint wöchentlich 13 mal und ist eins der meistbenutzten Ankündigungsblätter Deutschlands. — In Nordwestdeutschland, den skandinavischen Ländern und Übersee stark verbreitet.

Regelmäßige Kupfertiefdruck-Beilage „Rundschau im Bilde"

Großer Handels- und Schiffahrtsteil.

Direkte Telegramme und eigene Berichte aus allen wichtigen Plätzen.

*

Probenummern werden auf Wunsch kostenfrei geliefert.

Verlag: Broschek & Co., Komm.-Ges.
Hamburg 36, Große Bleichen 38/50

Die schönsten Weihnachts-Geschenke für Niederdeutsche findet man in der „Niederdeutschen Bücherei"

Dith synt de Kennewarden van Richard Hermes Verlag tho Hamborg an de Elve.

Bereits an 100 Einzelbände! Mehr als 180000 Exemplare in kurzer Zeit abgesetzt.

Neuerscheinungen

Hermann Boßdorf „De Fährkrog." Niederdeutsches Mysterium. Steifb. Mk. 3.—.
„ „ **„Bahnmeester Dod."** „ Trauersp. Geh. Mk. 3.—, „ „ 4.—.
„ „ **„Ole Klollen."** Plattdeutsche Balladen. „ „ 3.—, geb. „ 4.—.
„ „ **„Eichen im Sturm."** Hochd. Balladen. „ „ 3.—, „ „ 4.50.
„ „ **„De verhexte Karnikelbuck."** Luft. Gesch. „ „ 3.—, Steifb. „ 4.—.

Boßdorf ist unbestritten der größte lebende niederdeutsche Dichter. Seine Werke zu haben, ist Ehrenpflicht eines jeden bewußten Niederdeutschen.

Charlotte Riese: „Vom Kavalier und seiner Nichte." Geh. Mk. 3.50 geb. 4.50.
„ „ **„Allerlei Schicksale."** „ „ 3.50 „ 4.50.

Diese beiden Bücher aus der Zeit der französischen Revolution und der Emigrantenzeit in Holstein sind voll spannendster Handlung und einzigartige Kulturdokumente.

Schönste Geschenke für niederdeutsche Frauen

Ludwig Frahm: „Minschen bi Hamböra rum." Geh. Mk. 3.—, kart. Mk. 4.—.

Ein neuer, köstlicher Frahm voll sonnigen befreienden Humors!

Julius Havemann: „Ruth Sydentop." Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Ein verträumtes Liebesidyll aus Lübecks Franzosenzeit.

Wilhelm Lobsien: „Renate Elvershoi." Novellen. Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50
„ „ **„Ebba Enevolds Liebe."** Roman. „ „ 9.—, „ „ 12.—

Zwei neue Bücher von dem bekannten schleswig-holsteinischen Erzähler.

Martin Bücking: „Zeteler Markt." Roman. Geh. Mk. 7.—, geb. Mk. 10.—

Der große oldenburgische Heimatroman.

Adolf Stuhlmann: „Ernst Meliboker." Geh. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Lebensgeschichte des bekannten Dichters und Hamburger Schulrates. Ein niederdeutscher „Grüner Heinrich."

Fritz Jöde: „Das Klaus Groth Liederbuch." Geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3,50.

Das Buch ist eine Tat und steht an allererster Stelle in der plattdeutschen Liedliteratur.

Joachim Mähl: „Klas Kreih." Geh. Mk. 3.—, kart. Mk. 4.—.

Dies köstliche Geschichtenbuch, von Hermann Boßdorf bearbeitet, bringt uns den alten Kebenswürdigen Erzähler wieder nahe.

Georg Ruseler: „De dröge Jan." Geh. Mk. 3.—, kart. Mk. 4.—.

Ein neues lustiges Buch vom bekannten Oldenburger Dichter.

Niedersachsenbuch 1920. Steifband Mk. 3.—.

Dieser neue Jahrgang wird gleich den alten viele Freunde finden.

Niederdeutsche Jugendbücherei. Begründet und herausgegeben von **Albrecht Janssen und Wilhelm Müller-Rüdersdorf.**

1. Band **Wilhelm Müller-Rüdersdorf: „Lustig Volk."** Ein niederdeutscher Guckkasten.— Beiträge von Fritz Reuter, Fritz Worm, Hans Friedr Blunck, Friedrich Freudenthal, Heinrich Sohnrey, Wilhelm Raabe, Th. Storm, Ludwig Frahm, Georg Ruseler, Hermann Löns u. a.
3. Band. **Albrecht Janssen: „Wilde See."** Geschichten von der Waterkant. — Beiträge von Th. Mügge, Eilhard Erich Pauls, Gustav Stille, Gorch Fock, Johs. Wilda, Hans Fr. Blunck, Wilhelm Lobsien.

Die Sammlung wird fortgesetzt! Erste niederdeutsche Autoren, führende Männer der Jugendschriftenbewegung sind Mitarbeiter. **Jeder Band ist mit vielen ganzseitigen Bildern geschmückt.** In dauerhaftem Steifband je Mk. 6.—.

Schönste Weihnachtsgeschenke für niederdeutsche Kinder

Illustriertes Büchlein **„Vom Werden und Wirken niederdeutscher Heimatkünstler"** kostenlos durch jede Buchhandlung oder

Richard Hermes Verlag, Hamburg b. 37.

Gute niederdeutsche Bücher

aus dem Quickborn-Verlag zu Hamburg:

Rudolf Kinau, „Thees Bott, dat Woterküken"
Ein Lebensbild v. d. Niederelbe. Neu! Mk. 3.50, geb. Mk. 5.50

Rudolf Kinau, „Blinkfüer" („Besorgen", „Scheeben Wind" u. a. m.) 12.–16. Tausf. Mk. 3.50, geb. Mk. 5.50

Rudolf Kinau, „Steernkiekers".
12.—20. Tausend . . . . . Steif geh. Mk. 1.25

Anna Schütze, „Mamsell". Humoristischer Roman.
Neu! . . . . . Mk. 2,50, geb. Mk. 3.50

Georg Droste, „Slusohr un anner Vertellsels"
13. u. 14. Tausend . . . . . Steif geh. Mk. 2.50

Wilhelm Zierow, „Minschen un Böß". Mecklenburger Geschichten . . . . . Steif geh. Mk. 2.50

Th. Dirks, „De Muller van Aewelgunn".
9.—11. Tausend . . . . . Steif geh. Mk. 1.25

Gorch Fock u. a., „Plattdütsche Jungs in'n Krieg"
11.—14. Tausend . . . . . Steif geh. Mk. 1.25

Otto Garber, „Stina Dreews"
Novellen . . . . . Steif geh. Mk. 1.25

Oscar Ortlepp, „De wunnerbore Regenschärm"
Plattdeutsche Märchen . . . . . Steif geh. Mk. 1.25

Johs. E. Rabe, „Sünd ji all' dor?" Alte Kasperschwänke. 15.—18. Tausend . . . Steif geh. Mk. 1.25

Felix Stillfried, „Fritz Stoppsack". Steif geh. M. 1.25

Paul Wriede, „Plattd. Kinder- u. Volksreime"
Volkshumor. Neu! . . . . . Mk. 1.25

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Photographische Kunstanstalt

Koch & Co., Elmshorn

Reventlowstraße Nr. 8 :: :: :: Fernsprecher Nr. 536

empfehlen

Vergrößerungen

nach jedem Bilde, schwarz und Sepia, in hervorragender Ausführung.

*

Aufnahmen

von Personen und Gruppen, auf Wunsch im eigenen Heim des Bestellers.

*

Übermalungen

in Öl, Pastell, Aquarell.

*

Massenanfertigung von Postkarten

*

Industrie-, Architektur- und Innenaufnahmen. Reproduktion von Gemälden und Zeichnungen.

*

Ausführung sämtlicher Arbeiten für Amateure.

Niedersachsen.

Zeitschrift für niederdeutsches Volkstum und Heimatschutz in Wort und Bild.
25. Jahrgang.

Bezugspreis Mk. 3.– vierteljährlich.
Probeheft umsonst.

Niedersachsen-Verlag, Bremen.

Erdgeschichte und Bodenaufbau Schleswig-Holsteins

von

Professor Dr. Wilhelm Wolff
Landesgeologe

Oktav, 119 Seiten mit 4 Vollbildern und einer farbigen Karte.
:-: :-: Preis 5 Mark, zuzüglich Sortimenter-Zuschlag :-: :-:

Eine kurzgefaßte, auch für den Laien verständliche Beschreibung der geologischen Verhältnisse Schleswig-Holsteins war seit Jahren ein Bedürfnis! Der Verfasser wendet sich vornehmlich an die **Lehrerschaft in Stadt und Land, an die kundigen Landwirte, die Tiefbauingenieure, die Brunnenbauer und alle andern Berufsstände, deren Arbeit mit dem Boden und seinen Bestandteilen verknüpft ist**

Verlag von L. Friederichsen & Co.,
Hamburg

Von und über Klaus Groth

erschienen im

Verlag von Lipsius & Tischer, Kiel und Leipzig:

Klaus Groth, Gesammelte Werke. Zwei Bände mit des Dichters Bildnis. 1379 Seiten, (z. Zt in Neudruck). Geb. Mk. 30.—.

Die Gesamtausgabe verkörpert den echten, markigen und dabei so liebenswürdigen niederdeutschen Dichter so völlig, daß er lebend vor uns tritt. Klaus Groths Werke sollte nicht der Norddeutsche allein, sondern jeder gebildete Deutsche kennen und besitzen, denn aus ihnen fließt eine lautere ungetrübte poetische Quelle, die aus der Tiefe eines gesunden Volkslebens sprudelt.

Klaus Groth, Quickborn. Mit Holzschnitten und Zeichnungen Otto Speckters und Hans Oldes. Eingeleitet und herausgegeben von Professor Herm. Krumm. 34. und 35. Auflage. 457 Seiten. Gebunden Mk. 12.—.

Kein noch so begabter Künstler unserer Tage könnte für den Quickborn wieder leisten, was Otto Speckter geschaffen hat. Bild und Dichterwort haben sich hier so eng vermählt, daß sie fast untrennbar geworden sind und ein Leben um die Wette führen. — Die Einleitung Krumms ist von besonderem Wert; sie konnte nur von einem Manne geschaffen werden, der mit der intimen Kenntnis des Stoffes eine so tiefe Liebe zum Dichter und seiner Heimat Dithmarschen verbindet, wie es vom Herausgeber bekannt ist.

Klaus Groth, Quickborn. (Volksausgabe.) 38. u. 39. Auflage. 244 Seiten. Gebunden Mk. 6.50 und Mk. 7.50.

Der Quickborn ist untrennbar mit Klaus Groths Namen verbunden und zu einem echten plattdeutschen Volksbuch geworden. Die wohlfeile Ausgabe war noch zu seinen Lebzeiten ein Herzenswunsch des Dichters, dessen Erfüllung zu erleben ihm nicht mehr beschieden war.

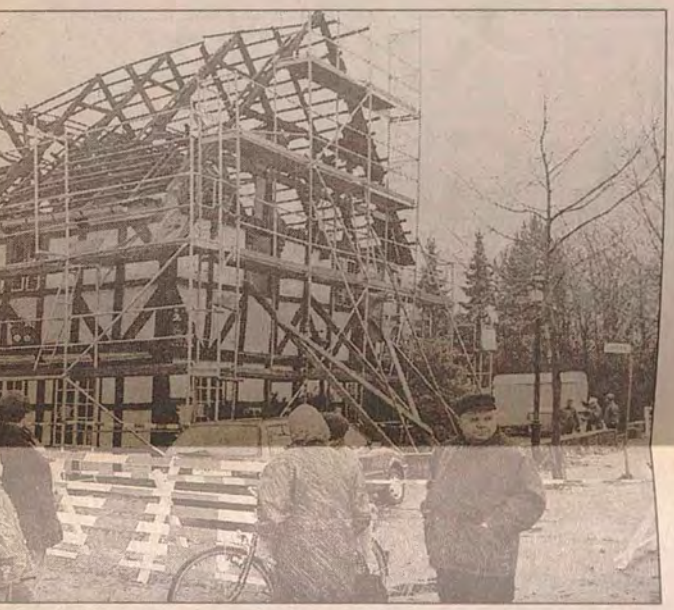
Klaus Groth, Min Modersprak. Aus dem ersten und zweiten Teil des „Quickborn" und der Prosaerzählung „Min Jungsparadies" für die Jugend ausgewählt. Mit Bildern von Otto Speckter. 110 Seiten. Gebunden Mk. 2.10.

Die Auswahl ist von den Prüfungsausschüssen in Altona, Hamburg und Kiel besorgt worden; sie umfaßt außer der Prosaerzählung „Min Jungsparadies" 45 der schönsten Gedichte aus dem Quickborn. In einfachem, würdigem Geschenkbande wahrlich eine köstliche, gemütvolle Gabe.

Klaus Groth, Lebenserinnerungen. Herausgegeben von Eugen Wolff, Einleitung von Karl Müllenhoff. Mit des Dichters Bildnis und einem Faksimile. 125 Seiten in Leinwand gebunden mit Goldschnitt Mk. 3.—.

Klaus Groth, Sein Leben und seine Werke. Ein deutsches Volksbuch von H. Siercks. Mit einem Kupferdruck. 452 Seiten. Geheftet Mk. 4.80, geb. Mk. 6.—, in Halbleder Mk. 8.—.

Ein Landsmann und intimer Freund des Dichters entwirft hier ein getreues Bild vom Leben und Wirken unseres Quickbornsängers, um das Interesse an den unsterblichen Schöpfungen Klaus Groths neu zu beleben und zu fördern.



enstadt vor der Gaststätte „Scheune", die nach dem Dachstuhl-
üstet wurde. Foto: Petersen

Gegen 5.30 Uhr war die Uetersener Wehr im Esinger Steinweg im Einsatz, wo ein Schuppen niederbrannte. Foto: Krohn

e binnen weniger Stunden im Kreisgebiet

n in Elmshorn – Zweimal Feueralarm in Uetersen – Keine Menschen in Gefahr

00 000 Mark an der Pizzeria Scheune" in der Straße Am andberg. Verletzt wurde niehand. Das erste Feuer rief die etersener Feuerwehr gegen 30 Uhr auf den Plan. Ein Anohner hatte den Brand eines olzschuppens an einem Vohnhaus im Esinger Steineg gemeldet. Die freiwilligen elfer konnten den Schuppen cht mehr retten; er wurde völlig zerstört. Die Flammen griffen auch auf das angrenzende Wohnhaus über, das jedoch kaum in Mitleidenschaft gezogen wurde. Der Schaden beträgt etwa 20 000 Mark. Eine Stunde später, um 6.30 Uhr, dann der nächste Feuerwehreinsatz in Uetersen: In der Birkenallee hatte ebenfalls ein Anwohner bemerkt, daß ein Unterstand, der als Lagerplatz für Gartengeräte und Holz genutzt wurde, in Flammen stand. Das dazugehörende Wohnhaus blieb verschont. Nach Angaben der Pinneberger Kripo stehen die beiden Brände „offenbar in Zusammenhang" – Brandstiftung könne nicht ausgeschlossen werden. Völlig im dunkeln liegt hingegen die Ursache für das Feuer, infolge dessen das Dachgeschoß der Gaststätte „Scheune" in Elmshorn größtenteils ausbrannte. Ein Passant hatte den Brand gegen 9 Uhr zufällig bemerkt und noch rechtzeitig eine Reinigungskraft des Lokals gewarnt, die sich arglos im Erdgeschoß des Gebäudes aufhielt. Die Elmshorner Wehr war bis mittags mit den Löscharbeiten beschäftigt. Die Kripo schaltete einen Sachverständigen des Landeskriminalamtes ein.

achs

n

den geöffnet

n und Gebäck zu verkaufen. Torte ist nicht mehr besonders egehrt", ist die Erfahrung von usanne Neuendorf von der äckerei Kolls. „Es wird nicht

Busverkehr am Heiligen Abend nach Fahrplan

Pinneberg (he). Am Heiligen Abend werden die Linienbusse der Kreisverkehrsgesellschaft in Pinneberg (KViP) auch dieses Jahr fahrplanmäßig wie an Sonn- und Feiertagen fahren. Das Unternehmen hatte den öffentlichen Personennahverkehr erstmals am Heiligabend 1994 ohne Einschränkungen aufrecht erhalten und dabei nach eigenen Angaben eine

Der Pinneberger Kreistag feiert seinen 50. Geburtstag

Erste Sitzung des von den Briten eingesetzten Gremiums jährt sich am 11. Janua

Das Jubiläum wird mit einer Festsitzung in der Drostei gefeiert. Als Gast wird auch Kultur- und Wissenschaftsministerin Marianne Tidick erwartet.

Von Anke Hinrichs

Pinneberg. Aufbruchstimmung herrschte, als sich am 11. Januar 1946, 10 Uhr, 55 ausgewählte „Ratsherren" und zwei Damen zur ersten „Vollsitzung" des von der englischen Militärregierung eingesetzten Kreistages im Kreishaus an der Moltkestraße versammelten. Bevor am 13. Oktober 1946 der erste frei gewählte Kreistag seine Arbeit aufnahm, sollten sie die künftige Kreispolitik organisieren. Und Vorschläge für die Besetzung von Posten wie dem des Landrates machen. So las sich ihre Tagesordnung auch nicht spannender als die des heute amtierenden Kreistages – Punkt 1: Vorschlag für den Erlaß einer Kreisordnung, Punkt 2: Vorschlag für den Erlaß von Ausführungen zu der Kreisordnung...

Auch das Kreiswappen war Thema der ersten Sitzung. Das alte Schauenburger Adelswappen mit Grafenkrone sei für die Gegenwart nicht mehr tragbar, war die mehrheitliche Meinung. Der Kreistag wollte den Neuanfang auch äußerlich dokumentieren – und gab ein neues Wappen in Auftrag.

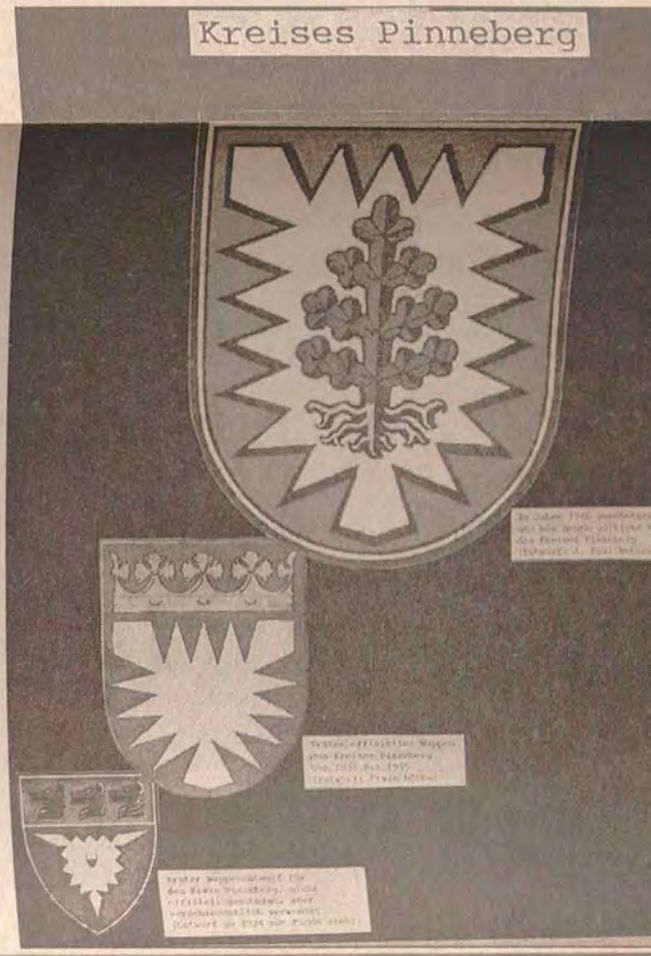
Deshalb wird nun am 11. Januar 1996 nicht nur das Jubiläum dieser Sitzung, sondern auch der Geburtstag des neuen Symbols für den Kreis Pinneberg gefeiert. Es sei wichtig, deutlich zu machen, daß sich

gen und Schwierigkeiten zuwidergesetzt habe, machte Kreispräsidentin Grudrun Schlüter deutlich, die gestern gemeinsam mit dem stellvertretenden Landrat Dietrich Anders die geplante Feier erläuterte. Als Ehrengast wird dann Kultusministerin Marianne Tidick die Landesregierung vertreten.

Unter welchen Umständen die Politiker damals, an jenem Wintertag des Jahres 1946, ihre erste Sitzung erlebten, werden die Kreisarchivare Wolfgang von der Heide und Paul Thiede berichten. Dunkel und kalt war's im Sitzungssaal, der bis zur Erweiterung des Kreishauses 1962 noch im Westflügel lag. Weil mit Kohle gespart werden mußte, wurde notdürftig mit einem blechernen Sägespäneofen geheizt. Es war üblich, die Gelegenheit zu nutzen und sich in der Mittagspause mit einem warmen Essen zu stärken – gegen Abgabe von Lebensmittelmarken für fünf Gramm Fett und 50 Gramm Brot.

Von Feierabendpolitikern konnte also keine Rede sein. Getagt wurde tagsüber, während abends schon damals wegen der nächtlichen Ausgangssperren viel telefoniert wurde, wie aus den Erinnerungen des späteren Landrates, Walter Damm (SPD), hervorgeht. Als Lohn für die Aufbaumühe erhielten die „Ratsherren" zwar acht Reichsmark Sitzungsgeld, aber – im Gegensatz zu heute – keinen Verdienstausfall.

Ausgewählt wurden sie durch Vertrauenspersonen, die die britische Mitliärregierung beauftragt hatte, so die Kreisarchivare. Schließlich wurde eine Versammlung mit den Leitern der vier Parteien SPD, CDU, FDP und KPD einberufen. Nach



3140 DM hat der Kreis für den Entwurf des Künstlers And Paul Weber für das neue Kreiswappen bezahlt, das am 11. Ja 1946 in Auftrag gegeben wurde. Es löste das alte Wappen Grafenkrone (unten) ab. Die Tannenabbildung sollte der star Verbindung des Kreises mit den Baumschulen Ausdruck gebe

Aufteilung der Sitze verfuhr, liest sich in den Erinnerungen Walter Damms als Kuriosum. Der Gouverneur soll den Parteichefs mitgeteilt haben, daß nach seinen Informationen 72 Prozent der Bevölkerung in Pin-

ter gefragt, wie hoch der d Anteil an Kommunisten sch ze. Dieser habe, so Damm, na einigem Zögern geantwort „Etwa zehn Prozent. „Dann f das salomonische Urteil: Al 62 Prozent SPD, zehn Prozen